


HÉLÈNE BERR

Pariser Tagebuch

1942 - 1944



»Werden sich viele Leute vorstellen können, was es bedeutet hat, in diesem entsetzlichen Sturm zwanzig zu sein, ein Alter, in dem man bereit ist, die Schönheit des Lebens anzunehmen, in dem man ganz und gar bereit ist, den Menschen sein Vertrauen zu schenken?«

HANSER

Als Hélène Berr 1944 verhaftet und deportiert wurde, rettete eine Hausangestellte der Familie das Manuskript des **Pariser Tagebuchs**. Nach dem Krieg übergab sie es – dem Wunsch der Verfasserin gemäß – deren Verlobtem. Erst heute wurde es von der Familie zur Veröffentlichung freigegeben. Zu entdecken ist eines der bedeutendsten Zeugnisse aus jener Zeit.

»Ich bin sehr froh, dass dieses Tagebuch endlich erscheint ... Dieser Bericht einer jungen jüdischen Frau über das Leben unter der deutschen Besatzung ist nicht nur von außergewöhnlicher Empfindungskraft und literarischer Qualität, sondern auch ein historisches Dokument ersten Ranges.«

Simone Veil

»Eine Stimme und eine Gegenwart, die uns das ganze Leben begleiten werden.«

Patrick Modiano

Im April 1942 spricht das Tagebuch der einundzwanzigjährigen Hélène Berr noch von Lebensfreude und Musik. Die Literaturstudentin lässt sich ein Buch von Paul Valéry signieren und bekommt es mit einer persönlichen Widmung zurück. Im Juni bereits zwingt man sie, den Judenstern zu tragen. Ihr Vater wird vorübergehend festgenommen, weil sein Stern nicht ordentlich angen ahet ist. Hélène Berr schreibt einige Monate nicht mehr, und als sie ihr Tagebuch 1943 wiederaufnimmt, tut sie es, um Zeugnis abzulegen von dem unglaublichen Unrecht, das um sie her geschieht. Ihre Aufzeichnungen sind nun an ihren Verlobten gerichtet, der Paris verlassen hat, um sich de Gaulles Truppen anzuschließen. Hélène Berr lebt nicht wie Anne Frank versteckt, sondern ist einer Organisation beigetreten, die den internierten Juden und ihren Angehörigen beisteht. So sieht sie mehr als andere und weiß sehr genau, in welcher Gefahr sie schwebt. Aber sie will nicht fliehen, weil Flucht für sie einem Verrat gleichkäme.

Patrick Modiano hat Hélène Berr in ihrer philosophischen Klarsicht angesichts des Todes mit Simone Weil und in ihrer literarischen Ausdruckskraft mit Katherine Mansfield verglichen. Die Entdeckung ihres Tagebuchs war ein Ereignis in Frankreich, das jetzt in viele Länder ausstrahlt.

Hélène Berr wurde 1921 als eines von fünf Kindern einer jüdischen Familie geboren und studierte Englische Literatur an der Sorbonne. Sie starb 1945 in Bergen-Belsen, kurz vor der Befreiung des Lagers. Ihr Tagebuch wurde 2008 in Frankreich veröffentlicht.

Elisabeth Edl, geboren 1956, Übersetzerin von u. a. Simone Weil, Julien Green, Philippe Jaccottet und Patrick Modiano, erhielt für ihre Neuübersetzung von Stendhals *Rot und Schwarz* den Johann Heinrich Voß-Preis (2005) und den  sterreichischen Staatspreis für literarische Übersetzung (2006).

Schutzumschlag:

Peter-Andreas Hassiepen, München,
unter Verwendung eines Fotos von Hélène Berr,
  Mémorial de la Shoah - Collection Job

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen finden Sie unter www.hanser.de

ISBN 978-3-446-23268-6



9 783446 232686

Hélène Berr

PARISER TAGEBUCH
1942-1944

Mit einem Vorwort von Patrick Modiano
und einem Nachwort von Mariette Job

Aus dem Französischen
von Elisabeth Edi

Carl Hanser Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel *Journal 1942-1944* bei Tallandier in Paris.

Alle Bilder in diesem Buch
© Mémorial de la Shoah/Collection Job

Die Übersetzung wurde gefördert vom
Deutschen Übersetzerfonds e.V. und von der
Kulturabteilung der Französischen Botschaft.

AMBASSADE DE FRANCE

345 13 12 11 10 09

ISBN 978-3-446-23268-6
© 2008 Éditions Tallandier
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© Carl Hanser Verlag München 2009
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

VORWORT

Ein junges Mädchen geht durch das Paris von 1942. Und als spürte sie bereits im Frühling dieses Jahres eine Unruhe und Vorahnung, begann sie im April Tagebuch zu führen. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seither verstrichen, doch auf jeder Seite sind wir bei ihr, in der Gegenwart. Sie, die sich manchmal so allein fühlte im Paris der Okkupationszeit, begleiten wir Tag für Tag. Ihre Stimme ist so nah, in der Stille jenes Paris...

Am ersten Tag, Dienstag, 7. April 1942, geht sie nachmittags in die Rue de Villejust Nr. 40, zur Concierge von Paul Valéry, ein Buch abholen, denn sie ist so kühn gewesen, den alten Dichter um eine Widmung zu bitten. Sie klingelt, und ein Foxterrier stürzt sich bellend auf sie. «Hat Monsieur Valéry vielleicht ein Päckchen für mich hinterlegt?» Auf das Titelblatt hat Paul Valéry geschrieben: «Exemplar von Mademoiselle Hélène Berr», und darunter: «Beim Erwachen, so milde das Licht, und so schön dies lebendige Blau.»

Durch den ganzen April und den ganzen Mai hindurch scheint es, beim Lesen des Tagebuchs von Hélène Berr, als stehe Paris um sie herum in Einklang mit dem Satz Paul Valérys. Hélène besucht die Sorbonne, wo sie ein Diplom in Englisch vorbereitet. Sie begleitet einen «Jungen mit grauen Augen», den sie gerade erst kennengelernt hat, in die Maison des lettres in der Rue Soufflot, wo sie eine Kantate von Bach hören, ein Konzert für Klarinette und Orchester von Mozart... «Der sonnenüberflutete Bou-

levard Saint-Michel, voller Menschen», schreibt sie. «Von der Rue Soufflot bis zum Boulevard Saint-Germain bin ich in einer Zauberwelt.» Zuweilen verbringt sie einen Tag in der Umgebung von Paris, in einem Landhaus in Aubergenville. «Dieser Tag hat sich in seiner ganzen Vollkommenheit entfaltet, vom Sonnenaufgang voller Frische und Versprechung, strahlend, bis hin zu diesem so sanften und so ruhigen, so zärtlichen Abend, der mich vorhin umfing, als ich die Fensterläden schloss.» Man spürt bei dieser Zwanzigjährigen einen Sinn fürs Glück, die Lust, sich auf der sanften Oberfläche der Dinge dahingleiten zu lassen, ein künstlerisch veranlagtes und zugleich sehr hellichtiges Naturell. Sie ist durchdrungen von englischer Dichtung und Literatur, und bestimmt wäre sie eine Schriftstellerin mit dem Feingefühl einer Katherine Mansfield geworden. Fast könnte man beim Lesen der ersten fünfzig Seiten ihres Tagebuchs die furchtbare Zeit vergessen, in der sie lebt. Und doch spaziert sie an einem Donnerstag in jenem April, nach einer Vorlesung an der Sorbonne, mit einem Kameraden durch den Jardin du Luxembourg. Sie sind am Wasserbecken stehengeblieben. Sie ist fasziniert von den Spiegelungen und dem Gluckern des Wassers unter der Sonne, von den Segelschiffchen der Kinder und dem blauen Himmel – jenem Himmel, den Paul Valéry in seiner Widmung heraufbeschwor. «Die Deutschen werden den Krieg gewinnen», sagt ihr Kamerad. – «Was soll denn aus uns werden, wenn die Deutschen gewinnen?» – «Ach was! nichts wird sich ändern... die Sonne und das Wasser wird es auch weiterhin geben...» – «Ich überwand mich und sagte: ‚Aber sie lassen nicht alle das Licht und die Sonne genießen !‘ Zum Glück, dieser Satz hat mich gerettet, ich wollte nicht feige sein.»

Zum ersten Mal spielt sie auf die düsteren Zeiten an, in denen

sie lebt, auf ihre Angst, doch sie tut es auf so natürliche und so leise Art, dass man ihre Einsamkeit inmitten dieser sonnigen und gleichgültigen Stadt erahnt. In diesem Spätfrühling 1942 geht sie noch immer durch Paris, aber der Kontrast zwischen Schatten und Licht wird härter, der Schatten breitet sich allmählich aus.

Der Juni 1942 ist für sie der Anfang der Prüfungen. Am Montag, dem 8., muss sie zum ersten Mal den gelben Stern tragen. Sie spürt die Unvereinbarkeit zwischen ihrem Sinn für Glück und Harmonie und der Schwärze und grauenvollen Dissonanz der Gegenwart. Sie schreibt: «Das Wetter ist strahlend schön, sehr kühl... ein Morgen wie der bei Paul Valéry. Auch der erste Tag, an dem ich den gelben Stern tragen werde. Das sind die beiden Seiten des gegenwärtigen Lebens: die Frische, die Schönheit, die Anfänge des Lebens, verkörpert in diesem klaren Morgen; die Barbarei und das Böse, dargestellt durch diesen gelben Stern.» Sèvres-Babylone – Quartier Latin. Hof der Sorbonne. Bibliothek... Die gleichen Wege wie sonst. Sie wartet angespannt auf die Reaktionen ihrer Kameraden. «Ich spürte ihren Kummer und ihre Bestürzung.» In der Metrostation École Militaire befiehlt ihr der Kontrolleur: «Letzter Wagen», der, in den die Träger des gelben Sterns der Vorschrift nach steigen müssen. Sie sagt uns, welche Gefühle sie diesem Stern gegenüber empfunden hat: «Ich war entschlossen, ihn nicht zu tragen. Ich betrachtete es als eine Schande und als Beweis der Unterwerfung unter die deutschen Gesetze... Heute Abend hat sich alles wieder geändert: Ich finde, es ist Feigheit, es nicht zu tun, gegenüber jenen, die es tun werden.» Und am nächsten Tag, in ihrer Einsamkeit, stellt sie sich vor, dass jemand sie fragt: «Warum tragen Sie diesen Stern?» Sie antwortet: «Weil ich meinen Mut erproben will.»

Dann, unter dem Datum 24. Juni, ohne die Stimme zu erheben,

berichtet sie von der Prüfung, der sie eben die Stirn geboten hat und die für sie entscheidend sein wird: «Ich wollte dies hier gestern Abend aufschreiben... Heute Morgen zwingen ich mich, es zu tun, weil ich mich an alles erinnern will.» Es handelt sich um die Verhaftung ihres Vaters, der von der französischen Polizei für «Judenfragen» an die Gestapo ausgeliefert, dann in die Polizeipräfektur überstellt wird, bevor man ihn in Drancy interniert. Der Grund: sein gelber Stern war nicht auf das Jackett genäht. Er hatte ihn nur mit Häkchen und Druckknöpfen befestigt, um ihn leichter auf allen seinen Anzügen tragen zu können. Es scheint, dass auf der Polizeipräfektur kein grosser Unterschied gemacht wird zwischen «französischen» Juden und «ausländischen» Juden. Raymond Berr, Hélènes Vater, Bergingenieur, ehemaliger Direktor der Firma Kuhlmann, ausgezeichnet mit der Croix de guerre und der Ehrenlegion für militärische Verdienste und eine der acht Personen seiner «Rasse», die in den Genuss von Artikel 8 des Gesetzes vom 3. Oktober 1940 gekommen sind («Durch einen im Staatsrat beschlossenen und ordnungsgemäss begründeten Einzelerlass können Juden, die auf literarischem, wissenschaftlichem, künstlerischem Gebiet dem französischen Staat ausserordentliche Dienste geleistet haben, von den durch das vorliegende Gesetz vorgesehenen Verboten ausgenommen werden»), sitzt auf einer Holzbank, bewacht von Polizisten. Hélène und ihre Mutter haben die Erlaubnis erhalten, ihn zu sehen. Man hat ihm die Krawatte abgenommen, die Hosenträger und die Schnürsenkel. «Um uns zu beruhigen, erklärte uns der Polizist, das sei ein Befehl, denn gestern habe ein Häftling versucht, sich aufzuhängen.»

Da ist in Hélène Berr's Bewusstsein ein Riss entstanden zwischen dem ruhigen Leben einer Studentin, das sie bisher führte, und dem Anblick ihres Vaters, der in einem dreckigen Hinter-

zimmer der Polizeipräfektur wie ein Verbrecher bewacht wird. «Ein unüberwindbarer Abgrund», schreibt sie. Aber der Tonfall des Tagebuchs bleibt gleich, ohne jedes Wanken, ohne jedes Pathos. Die stets knappen Sätze zeigen uns, von welchem Kaliber dieses junge Mädchen ist. Die Internierung ihres Vaters in Drancy bringt ihr all das zu Bewusstsein, was dieses Paris des Sommers 1942 verdunkelt und vergiftet und dennoch unsichtbar bleibt für jene, die von ihren alltäglichen Sorgen in Anspruch genommen sind oder sich entschieden haben, die Augen zu verschliessen. Hélène dagegen macht sie weit auf. Ein so künstlerisch veranlagtes, so feinfühliges junges Mädchen hätte aus Selbstschutz oder aus Entsetzen den Blick abwenden oder auch in die freie Zone flüchten können. Doch sie entzieht sich nicht, sondern fühlt sich in einer spontanen Regung solidarisch mit dem Leiden und dem Unglück. Am 6. Juli 1942 meldet sie sich im Büro der UGIF und wird als ehrenamtliche Sozialhelferin im Dienste der Internierten des Lagers Drancy und der Internierten im Departement Loiret eingestellt. Jeden Tag wird sie mit den durch die Verhaftungen auseinandergerissenen Familien in Kontakt sein und unmittelbare Zeugin des ganzen alltäglichen Grauens werden, des Grauens im «Vél d'Hiv», in Drancy und bei den Abfahrten im Morgenrauen, in den Güterzügen vom Bahnhof in Bobigny. Einer der Verantwortlichen der UGIF hat zu ihr gesagt: «Sie haben hier nichts verloren! Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, gehen Sie.» Aber sie bleibt. Sie hat in einer unwiderruflichen Anwendung die Linie überschritten.

Ihr Mut, ihre Geradheit, die Lauterkeit ihres Herzens erinnern mich an einen Vers von Rimbaud:

*Aus Feingefühl
Habe ich mein Leben verloren.*

Sie hat das Verhängnisvolle ihres Schritts vorausgeahnt. Sie schreibt: «Wir leben Stunde für Stunde, nicht mehr Woche für Woche.» Sie schreibt auch: «Ich hatte ein Verlangen nach Sühne, ich weiss nicht warum.» Man denkt an die Philosophin Simone Weil, und manche Seiten von Hélènes Tagebuch – diesem Tagebuch, das sie als einen Brief betrachtet, an ihren Freund Jean gerichtet, den Jungen mit den «grauen Augen» aus dem Quartier Latin, und von dem sie nicht einmal weiss, ob er ihn eines Tages lesen wird – dieses Tagebuch erinnert manchmal an die quälenden Briefe Simone Weils an Antonio Atarès aus derselben Zeit. Ja, Simone Weil hätte diesen Satz Hélènes schreiben können: «Die Freundschaften, die hier in diesem Jahr geschlossen wurden, sind geprägt von einer Aufrichtigkeit, einer Tiefe und einer Art ernster Zärtlichkeit, die kein Mensch je begreifen kann. Es ist ein Geheimpakt, besiegelt im Kampf und in den Prüfungen.» Doch im Unterschied zu Simone Weil ist Hélène Berr empfänglich für das Glück, für strahlend schöne Morgen, für die sonnigen Strassen von Paris, durch die man mit dem Menschen geht, den man liebt, und die Liste ihrer Lieblingsbücher, die sie anlegt, enthält keinen einzigen Philosophen, nur Dichter und Romanciers.

Für neun Monate unterbricht sie ihr Tagebuch. Im November 1943 nimmt sie es endgültig wieder auf. Ihre schöne, schwungvolle Schrift, wie das Manuskript sie uns zeigt, ist kantig, abgehackt geworden. Nichts könnte vielsagender sein als dieser neunmonatige Block des Schweigens, der uns den ungeheuren Ernst dessen begreiflich macht, was sie gesehen und empfunden hat. Sie notiert: «Alle meine Freundinnen aus dem Büro sind verhaftet worden.» Ein Leitmotiv kehrt immer wieder: «Die anderen wissen nichts...» «Das Unverständnis der anderen...» «Ich kann nicht sprechen, denn man würde mir nicht glauben...» «Es gibt

zu viele Dinge, über die man nicht sprechen kann...» Und dann das plötzliche Geständnis: «Nie wird irgendwer wissen, welche verheerende Erfahrung ich in diesem Sommer durchgemacht habe.»

Und auch: «In diesem Augenblick erleben wir Geschichte. Diejenigen, die sie auf Worte reduzieren... können sich leicht aufspielen. Wissen sie, wieviel individuelles Leid sich in einer Zeile ihrer Darlegungen verbirgt?» Nach diesem langen Schweigen ist ihre Stimme immer noch gleich klar, doch sie spricht nun aus grösserer Entfernung zu uns, aus fast so grosser Entfernung wie Ety Hillesum in ihren Briefen aus Westerbork. Sie hat den letzten Kreis der Hölle noch nicht betreten. In dieser Stadt, durch die sie geht, rühren sie immer noch freundschaftliche und beruhigende Zeichen: die kleine Tür der Tuilerien, Blätter auf dem Wasser, die leuchtende Schönheit von Paris... Sie geht in die Librairie Galignani und kauft *Lord Jim* und die *Sentimental Journey*. Doch immer häufiger begreift man auch, durch kurze Hinweise, die sie gibt, dass sie aufgesogen wird von den schwarzen Löchern der Stadt, von den verwunschenen Zonen, deren Strassennamen im Tagebuch wiederkehren. Rue de la Bienfaisance. Hier, in ihren Büros, werden die Sozialhelferinnen verhaftet, auch ihre Freundin Françoise Bernheim. Hélène Berr entkommt der Razzia durch einen Zufall. Rue Claude-Bernard. Ein Heim für Kinder und Jugendliche, wo die sinistren Polizisten für «Judenfragen» das Gepäck durchwühlen und plündern werden, das sie denen abgenommen haben, die deportiert wurden. Rue Vauquelin. Ein Wohnheim für junge Mädchen, die kurz vor der Befreiung geschnappt und deportiert werden. Das Zentrum in der Rue Édouard-Nortier, in Neuilly. Hélène geht oft dorthin und kümmert sich um die Kinder, macht kleine Ausflüge mit ihnen und bringt sie, wenn sie krank sind, zu den Enfants-Malades in

der Rue de Sèvres oder ins Hôpital Rothschild in der Rue de Sante. Unter ihnen der kleine Doudou Wajnryb mit dem «strahlenden Lächeln», die kleine Odette, der kleine André Kahn, «den ich an der Hand hielt – einer von meinen Kleinen aus Neuilly, den ich liebe», und der Vierjährige, von dem man nicht einmal wusste, wie er hiess... Die meisten werden am 31. Juli 1944 deportiert.

Eines Nachmittags wollte ich die gleichen Strassen entlanggehen, um besser zu begreifen, wie einsam Hélène Berr sich gefühlt haben mag. Die Rue Claude-Bernard und die Rue Vauquelin sind nicht weit vom Luxembourg entfernt und am Rande dessen, was ein Dichter den «Kontinent Contrescarpe» genannt hat, eine Art Oase in Paris, und man kann sich kaum vorstellen, dass das Böse bis hierher vordrang. Die Rue Édouard-Nortier liegt nahe am Bois de Boulogne. Sicherlich gab es 1942 Nachmittage, an denen der Krieg und die Okkupation in diesen Strassen fern und unwirklich schienen. Ausser für ein junges Mädchen namens Hélène Berr, die wusste, dass sie auf dem Tiefpunkt des Unglücks und der Barbarei angelangt war: doch unmöglich, es den freundlichen und gleichgültigen Passanten zu sagen. Deshalb schrieb sie Tagebuch. Ahnte sie, dass man es in einer fernen Zukunft lesen würde? Oder fürchtete sie, dass ihre Stimme erstickt würde wie die von Millionen ermordeter Menschen, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen? An der Schwelle zu diesem Buch braucht es keine Worte mehr, es genügt, Hélènes Stimme zu lauschen und an ihrer Seite zu gehen. Eine Stimme und eine Gegenwart, die uns das ganze Leben begleiten werden.

Patrick Modiano

Das ist mein Tagebuch.
Der Rest befindet sich in Aubergenville.

Mardi 7 Avril 1

4h

Je reviens de chez la concubine de Paul Vialry - Je me suis enfin
décidé à aller dîner mon frère - Après le déjeuner, le soleil
brillait ; il n'y avait pas de menace de grêlons - J'ai pu le go
jusqu'à l'Étoile. En descendant l'avenue Victor-Hugo, mes appréhensions
ont commencé - Au coin de la Rue de Villejust, j'ai eu un moment
de panique. Et tout de suite, la réaction: "Il faut que je prenne
les responsabilités de mes actes. There's no one to blame but you -"
Et toute ma confiance est revenue. Je me suis demandé comment
j'avais pu avoir peur. La semaine dernière, même jusqu'à ce
moment, je trouvais cela tout naturel - c'est maman qui m'a
rendue intimidée, en me montrant quelle était l'étrangeté
de mon audace. Autrement je trouvais cela tout simple - toujours
mon état de demi-rêve. J'ai sauté au 10 - un
fox-terrier s'est précipité vers moi et aboyant. La concubine
appelée. Elle m'a demandé d'un air méfiant: qu'est-ce que
c'est - j'ai répondu de mon ton le plus naturel: "C'est
que M. Vialry n'a pas laissé un petit paquet pour moi" (tout
de même, de loch, je m'étonnais de mon aplomb, mais de très loin)
La concubine est entrée dans sa loge "à quel nom?" -
"Mademoiselle Bern." Elle s'est dirigée vers la table - je
n'avais d'avance que'il était là - Elle a fouillé, et m'a
tendu mon paquet dans le même papier blanc - j'ai dit
"merci beaucoup!" - très aimablement, elle a répondu: "la même
jeune". Et je suis repartie, ayant juste eu le temps de voir
que mon nom était inscrit d'une écriture très nette, à l'encre
noir sur le paquet. Une fois de l'autre côté de la porte
je l'ai défilé - sur la page de garde, il y avait écrit

1942

Dienstag, 7. April 4 Uhr

Ich komme... von der Concierge Paul Valéry's. Ich habe mich endlich entschlossen, mein Buch abzuholen. Nach dem Mittagessen, die Sonne schien; es drohten keine Regenschauer. Ich nahm den 92er bis Étoile. Als ich die Avenue Victor-Hugo hinunterging, wurde mir bange. An der Ecke Rue de Villejust befahl mich einen Augenblick lang Panik. Doch sofort kam die Reaktion: «Ich muss für mein Tun die Verantwortung tragen. *There's no one to blame but you.*» Und ich habe mein ganzes Selbstvertrauen zurückgewonnen. Ich fragte mich, wie ich nur hatte Angst haben können. Letzte Woche, ja bis zu diesem Augenblick, fand ich es ganz normal. Mama hat mich unsicher gemacht, als sie mir zeigte, dass sie über meine Kühnheit sehr verwundert war. Sonst fand ich es ganz harmlos. Immer noch mein halb verträumter Zustand. Ich habe an der Nr. 40 geläutet. Ein Foxterrier stürzte sich bellend auf mich, die Concierge rief ihn zurück. Misstrauisch fragte sie: «Was gibt es?» Ich antwortete in meinem unbefangenen Ton: «Hat Monsieur Valéry vielleicht ein Päckchen für mich hinterlegt?» (Trotzdem wunderte ich mich *entfernt* über meine Dreistigkeit, aber nur sehr entfernt.) Die Concierge ging zurück in ihre Loge: «Auf welchen Namen?» – «Mademoiselle Berr.» Sie trat an den Tisch. Ich wusste im Voraus, dass es da sein würde. Sie

wühlte herum und reichte mir mein Paket, im gleichen weissen Papier. Ich sagte: «Vielen Dank!» Sehr freundlich antwortete sie: «Gern geschehen.» Und ich ging wieder, nachdem ich gerade einmal Zeit gehabt hatte zu sehen, dass mein Name in sehr klarer Schrift, mit schwarzer Tinte, auf dem Paket stand. Sobald ich auf der anderen Seite der Tür war, habe ich es ausgewickelt. Auf dem Titelblatt stand in der gleichen Schrift: «Exemplar von Mademoiselle Hélène Berr», und darunter: «Beim Erwachen, so milde das Licht, und so schön dies lebendige Blau», Paul Valéry.

Und Freude durchströmte mich, eine Freude, die mein Selbstvertrauen bestätigte, die im Einklang war mit der heiteren Sonne und dem reingewaschenen Himmelsblau über den wattigen Wolken. Ich bin zu Fuss nach Hause gegangen, mit einem kleinen Triumphgefühl bei dem Gedanken, was die Eltern sagen würden, und dem Eindruck, dass im Grunde das Aussergewöhnliche das Wirkliche war.

*

Jetzt warte ich auf Miss Day, die zum Fünfuhrtee kommen soll. Der Himmel hat sich plötzlich verfinstert, Regen klatscht an die Scheiben; es sieht fast bedrohlich aus, vorhin hat es geblitzt und gedonnert. Morgen wollen wir zum Picknick nach Aubergenville, mit François und Nicole Job, Françoise und Jean Pineau, Jacques Clère. Als ich die Treppen des Trocadéro hinunterging, dachte ich voller Freude an morgen; sicher wird es zwischendurch Aufheiterungen geben. Jetzt hat sich meine Freude verdüstert. Aber die Sonne wird wieder hervorkommen, es ist schon beinahe vorüber. Warum ist das Wetter so wechselhaft? Es ist wie ein Kind, das lacht und weint zugleich.

*

Gestern Abend bin ich eingeschlafen, nachdem ich den zweiten Teil von *Der grosse Regen* gelesen hatte. Es ist wunderbar. Je weiter ich komme, desto grössere Schönheit entdecke ich in diesem Buch. Vorgestern hatte ich die Szene zwischen Fern und ihrer Mutter, die beiden alten Jungfern. Gestern Abend dann die Überschwemmung, das Haus der Bannerjees und die Smileys. Ich habe das Gefühl, zwischen diesen Figuren zu leben. Ransome ist jetzt schon ein alter Bekannter, er ist sehr einnehmend.

*

Der Abend war erfüllt von der Aufregung wegen morgen. Es war keine überschäumende, sondern eine unterschwellige Freude, die man zuweilen vergass und die dann wieder sanft hervorkam. Wir trafen Vorbereitungen wie für den Aufbruch zu einer Reise. Der Zug fährt um acht Uhr dreiunddreissig. Ich muss um sechs Uhr fünfundvierzig aufstehen.

*

Mittwoch, 8. April

Ich komme aus Aubergenville. So durchdrungen von frischer Luft, strahlender Sonne, Wind, Regenschauern, Müdigkeit und Vergnügen, dass ich nicht mehr weiss, wo mir der Kopf steht. Ich weiss nur, dass ich einen Anfall von Niedergeschlagenheit hatte, vor dem Abendessen, in Mamas Zimmer, ohne einleuchtenden oder erkennbaren Grund, aber die Ursache lag im Kummer darüber, dass dieser wundervolle Tag zu Ende ging, dass ich plötzlich getrennt war von seiner Atmosphäre. Ich habe mich nie daran gewöhnen können, dass angenehme Dinge zu Ende gehen. Ich war nicht gefasst auf diesen Anfall von Verzweiflung. Ich glaubte, diese kindischen Dinge vergessen zu haben, aber er kam, ohne dass ich es merkte, ohne dass ich versuchte, dagegen anzukämpfen.

Und dann habe ich beim Nachhausekommen eine Karte von Odile und eine Karte von Gérard vorgefunden, seine ist böse, verletzend. Er macht sich über mich lustig, über meine Karte. Ich erinnere mich nicht mehr, worum es ging, aber ich glaubte, er würde mich verstehen. Ich werde ihm im selben Ton antworten.

*

Mir fallen gegen meinen Willen die Augen zu. Der Tag zieht in Bruchstücken durch meinen benommenen Verstand, ich sehe die Abfahrt vom Bahnhof bei prasselndem Regen und grauem Himmel vor mir; die Zugfahrt mit den fröhlichen Scherzen, das Gefühl, alles werde gutgehen an diesem Tag, der erste Spaziergang im Garten im nassen Gras, bei Regen, und ab dem kleinen Feld der plötzlich hervorbrechende blaue, sonnige Himmel, die Partie *deck tennis* vor dem Mittagessen, der Küchentisch und das sehr angeregte und sehr lustige Mittagessen, der Abwasch, bei dem alle mithalfen, Françoise Pineau, die systematisch Teller abtrocknete, Job, der sehr ordentlich wegräumte, mit der Pfeife im Mund. Jean Pineau, der immer nur eine Gabel oder einen Teller wegräumte und jedesmal lachte, wenn er dabei erwischte wurde, und mit ausweichender Geste die Arme hob; der Spaziergang die Strasse entlang oben auf der Anhöhe, in der prallen Sonne, der heftige, kurze Regenguss, mein Gespräch mit Jean Pineau, der Rückweg ins Dorf, wo wir Jacques Clère wiedergesehen haben, der Spaziergang nach Nézel, unter einem reingewaschenen Himmel und mit einem immer weiteren und leuchtenderen Horizont, die sympathische Nachmittagsjause mit der ungesüssten Schokolade, die nach nichts schmeckte, dem Brot, der Marmelade; das Gefühl, dass alle glücklich waren, die Rückfahrt mit Denise und den beiden Nicoles, die sich auf einer Bank zusammendrängten,

damit Job bei uns sitzen konnte, meine glühenden Wangen; das schöne Gesicht von Jean Pineau mir gegenüber, mit den hellen Augen und den energischen Zügen, der Abschied in der Metro, und das Lächeln aller, das die aufrichtige und offene Freude über den Tag ausdrückte. Das alles scheint mir seltsam nah und gleichzeitig seltsam fern. Ich weiss, dass es vorbei ist, dass ich hier in meinem Zimmer bin, und dennoch höre ich die Stimmen, sehe die Gesichter und Gestalten wieder, als wäre ich von lebendigen Gespenstern umgeben. Das ist so, weil der Tag nicht mehr vollkommen Gegenwart und noch nicht Vergangenheit ist. Die Stille um mich herum knistert von Erinnerungen und Bildern.

*

Donnerstagmorgen, 9. April

Ich bin um sieben aufgewacht. Alles war durcheinander in meinem Kopf. Die gestrige Freude, die Enttäuschung von gestern Abend, der Zustand von *unpreparedness*, in dem ich mich heute befinde, weil ich vorgestern nichts über diesen Tag hinaus geplant habe, mein Ärger auf Gérard, der sich auflöst, sobald ich darüber nachdenke, denn im Grunde hat er recht, sich über mich lustig zu machen; das ernste und zugleich leidenschaftliche Gesicht Jean Pineaus im Zug; der Gedanke, dass Odile endgültig fort ist, gerade in dem Augenblick, da unsere Freundschaft sich allmählich entfaltete und vertiefte. Was soll ich jetzt ohne sie anfangen?

*

Samstag, 11. April

Heute Abend habe ich unbändige Lust, alles hinzuschmeissen. Ich habe es *satt*, nicht normal zu sein; ich habe es satt, mich nicht mehr frei zu fühlen wie ein Vogel in der Luft, wie im letzten Jahr; ich habe es satt zu spüren, dass ich nicht das Recht habe, so zu

sein wie früher. Mir ist, als wäre ich an etwas Unsichtbarem festgebunden und könnte mich nicht davon entfernen, wie es mir passt, ich bin soweit, dass ich dieses Etwas hasse und es verzerre.

Am schlimmsten ist, dass ich mich mir selbst gegenüber vollkommen frei und unverändert fühle, aber dass ich den anderen, den Eltern, Nicole, selbst Gérard gegenüber, *gezwungen* bin, eine Rolle zu spielen. Weil sie trotz allem, was ich ihnen sagen könnte, überzeugt bleiben werden, dass sich mein Leben verändert hat. Je mehr Zeit vergeht, desto tiefer wird der Abgrund zwischen diesen beiden Welten. Es gibt das Ich, das sich jetzt mit aller Kraft danach sehnt, wieder das zu werden, was es vorher war, was es geworden wäre, wenn nichts geschehen wäre; und das Ich, von dem die anderen glauben, dass es zwangsläufig an die Stelle des anderen getreten ist. Vielleicht ist dieses letztere Ich eine Erfindung meiner Einbildungskraft. Nein, ich glaube nicht.

Je mehr Zeit vergeht, desto stärker verzerrt sich mir die Situation. Woher kommt es, dass ich sie jetzt als Beklemmung empfinde, vor der ich fast Hals über Kopf fliehe?

Aus diesem Grund habe ich heute Abend, als ich beim Heimkommen die Karte vorfand, auf der Gérard ankündigte, er werde mich vor Herbst nicht wiedersehen, seit Monaten zum ersten Mal geweint. Nicht weil ich Kummer hatte, sondern weil ich diese dumpfe Beklemmung so furchtbar satt habe. Ich habe diese falsche Situation so furchtbar satt, falsch gegenüber ihm, falsch gegenüber den Eltern, falsch gegenüber Denise, Nicole, Yvonne. Ich hoffte, dass wenigstens sein Besuch alles klären würde. Aber noch den ganzen Frühling und den ganzen Sommer so weiterleben... Und ich kann es niemandem verständlich machen. Als ich den Kopf hob, hatte ich Lust, irgendetwas herauszufordern, ich

sagte mir, ich würde mich rächen; mich austoben, ohne Hintergedanken, wenn die Sache jetzt so steht; und dann habe ich die Nachricht unter dem Wirrwarr des gegenwärtigen Lebens vergraben, um «morgen darüber nachzudenken», weil ich genau wusste, dass es eine schlechte Nachricht war.

Mir ist völlig klar, dass ich selbst alles verzerre, woher kommt das?

Die Ursache: immer hat mich die Analyse zu dem gleichen Schluss geführt, nämlich dass ich *nichts* entscheiden kann, bevor ich ihn wiedergesehen habe und ihn besser kenne.

Alle sind bereit, dies gelten zu lassen; bloss glaube ich nicht, dass die Eltern verstehen, wie absolut und vorbehaltlos dieser Schluss für mich geworden ist: dass ich *absolut* nicht weiss, was geschehen wird; dass ich absolut keine bestimmte Lösung herbeiwünsche, dass ich warte, wie auf das Ergebnis eines Spiels, bei dem ich nicht mitspiele.

Wahrscheinlich kommt das von meiner Unfähigkeit, eine nicht ganz klare Situation zu akzeptieren. Ich ziehe gern Bilanz, vielleicht um mich zu befreien und wieder normal werden zu können. Das ist dem Verdruss sehr ähnlich, den jede tiefgreifende Veränderung des gewohnten Lebens mir bereitet. Denise würde sagen, dass ich eine «Stubenhockerin» bin.

Seit ich also zu diesem Schluss gekommen bin, warte ich auf das Spiel, das zu etwas vollkommen Gleichgültigem und Äusserlichem geworden ist; es ist das Einzige, worauf ich warte.

Bloss ist das, trotz allem, eine Anspannung, die mit der Zeit unerträglich wird. Und deshalb konnte ich den Gedanken nicht aushalten, dass sie noch länger andauern soll.

Und deshalb begann ich diese ganze Geschichte zu verabscheuen und karikiere sie nun fast absichtlich. Im Grunde will ich

mich nicht verändern; dass bei solchen Dingen eine Veränderung eintreten muss, ist unvermeidbar. Aber die Veränderung muss schnell geschehen, und vor allem soll Freude sie durchdringen, so wie es sein muss, wenn alles gut ist.

Wenn ich wollte, könnte ich mich heute Abend auf mein Bett werfen und weinen und Mama sagen, ich möchte mich mit aller Kraft an das klammern, was ich vorher war. Und Mama würde mich gewiss trösten, und ich würde mit dem Geschmack der Tränen einschlafen und auch mit der Ruhe des Friedens. Aber dann würde sich Mama im Zimmer nebenan noch ein wenig mehr sorgen.

Und ich weiss nicht einmal, ob ich das fertigbrächte. Es wäre *self-pity*, und ich bin hart geworden gegen mich selbst, weil ich glaube, dass in diesem Augenblick nichts dringender nötig ist. Nur deshalb; denn die Würde könnte mich nicht daran hindern. Würde gegenüber Mama wäre ein Verbrechen. Auch nicht, weil ich eine Gemütsregung oder ein Gefühl zur Schau stellen und ausschlachten würde, das ich im Grunde nicht empfinde, bloss um zu dem unvermeidlichen Ergebnis zu gelangen: es *cheap* zu machen. Denn alles, was ich sagen würde, wäre vollkommen aufrichtig und wahr. Aber ich will Mama keinen Kummer bereiten. Heute Abend hat Papa bereits einen Spoliationsbescheid erhalten, und Mama nimmt das alles auf ihre Schultern und lässt sich nichts anmerken.

It sufficeth that I have told thee, mein Blatt Papier; schon ist alles besser.

*

Ich will an etwas anderes denken. An die irreale Schönheit dieses Sommertages in Aubergenville. Dieser Tag hat sich in seiner ganzen Vollkommenheit entfaltet, vom Sonnenaufgang voller Frische und Versprechung, strahlend, bis hin zu diesem so sanft-

ten und so ruhigen, so zärtlichen Abend, der mich vorhin umfing, als ich die Fensterläden schloss.

Heute Morgen bei der Ankunft, gleich nachdem die Kartoffeln geschält waren, bin ich in den Garten gelaufen, sicher, dass mich dort Freude erwartete. Ich habe die Empfindungen vom vergangenen Sommer wiedergefunden, frisch und neu, die wie Freundinnen auf mich warteten. Das blitzende Licht, das vom Gemüsegarten ausstrahlt, die Fröhlichkeit, die das triumphierende Hinaufsteigen in der Morgensonne begleitet, die in jedem Augenblick sich wiederholende Freude über eine Entdeckung, der feine Duft der blühenden Buchsbäume, das Summen der Bienen, das plötzliche Auftauchen eines Schmetterlings mit seinem unschlüssigen und ein wenig trunkenen Flug. Das alles *erkannte ich wieder* mit unbeschreiblicher Freude. Vor mich hin träumend habe ich da oben auf der Bank gesessen, habe mich von dieser Stimmung wiegen lassen, die so sanft war, dass sie mein Herz zum Schmelzen brachte wie Wachs; und in jedem Augenblick entdeckte ich eine neue Herrlichkeit, den Gesang eines Vogels, der in den noch kahlen Bäumen sein Lied probte, und den ich noch nicht bemerkt hatte, und der mit seiner Stimme plötzlich die Stille erfüllte, das ferne Gurren der Tauben, das Gezwitscher anderer Vögel; ich vertrieb mir die Zeit damit, das Wunder der Tautropfen auf den Gräsern zu beobachten, wenn ich ein wenig den Kopf neigte, konnte ich sehen, wie ihre Farbe von Diamant zu Smaragd und schliesslich zu Rotgold wechselte. Einer wurde sogar rubinrot, man hätte meinen können lauter kleine Leuchtf Feuer. Plötzlich, als ich den Kopf nach hinten warf, um die Welt verkehrt herum zu sehen, wurde mir die wundervolle Harmonie der Farben in der Landschaft bewusst, die sich vor mir erstreckte, das Blau des Himmels, das sanfte Blau der Hügel, das Rosa, das Dunkel und die verschleierte Grüntöne der Felder, die ruhigen

Braun- und Ockertöne der Dächer, das friedliche Grau des Kirchturms, alles in sanftes Leuchten getaucht. Nur das frische grüne Gras zu meinen Füßen setzte einen härteren Akzent, als wäre es das einzig Lebendige in dieser Traumlandschaft. Ich sagte mir: «Auf einem Gemälde würde man dieses Grün inmitten all dieser Pastellfarben für unwirklich halten.» Doch es war wirklich.

*

Mittwoch, 15. April

Ich schreibe hier, weil ich nicht weiss, mit wem ich reden soll. Ich habe gerade eine fast verzweifelte Karte voller Bitterkeit und Niedergeschlagenheit erhalten. Mein erstes Gefühl beim Lesen war fast Triumph darüber, dass es auch ihm wie mir erging. Das zweite war Entsetzen darüber, dass ich nicht einfach nach Belieben den Hebel meiner eigenen Gefühle umlegen kann, ohne dass ein anderer Mensch leidet.

Es gibt Sätze, die mich schaudern liessen – Ihr Weg weicht von dem meinen ab... wir gehen schnurstracks in eine Sackgasse... –, weil ich auf einmal den Eindruck habe, dass sie unbestimmte und dunkle Vorahnungen bestätigen, die ich immer gehabt hatte. Und jetzt habe ich Angst.

Was soll ich tun? Wir haben alle beide Kummer. Aber wir können ihn nicht gemeinsam tragen, wie es zwei andere Menschen tun könnten; denn wenn ich versuche, ihn zu trösten, würde ich ihm nur sagen, dass es mir so geht wie ihm, und würde ihm das nicht noch mehr Kummer bereiten? Wenn ich Zärtlichkeit in meine Antwort lege, würde ich lügen, oder es wäre Sentimentalität.

Zugleich habe ich das Gefühl, dass ich einen Unbekannten vor mir habe, einen männlichen Charakter, und dass ich keinerlei Erfahrung habe, und dass ich nicht weiss, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll.

Nur Mama könnte mir helfen. Aber ich weiss, sie würde an Papa denken, sie würde mir Ähnlichkeiten Papa betreffend nennen, und sie wird nicht verstehen, warum ich mich verkrampfe, wenn sie Gérard an Papas Platz stellt. Ich kann das nicht als gleich betrachten.

Er spricht von der Schwärmerei in meinen Karten. Deshalb weicht sein Weg von dem meinen ab. Aber begreift er denn nicht, dass ich ihm «Landschaftsbeschreibungen» schicke, weil ich nicht von etwas anderem sprechen kann, von meinen Gefühlen, die nicht sicher sind wie die seinen? Aber auch das kann ich ihm nicht erklären.

In manchen Augenblicken überkommt mich eine stille Verzweiflung. Ich denke: Ich habe immer gewusst, dass wir nicht füreinander geschaffen sind. Das fühlte ich, und es machte mir Angst, wenn ich sah, dass die anderen etwas anderes glaubten; ich habe etwas von einem Hindu in meinem Temperament.

Mein Gott! Was soll ich tun? Was soll ich antworten?

Am Ende ist seine Karte zynisch. Aber das berührt mich überhaupt nicht. Wenn er wüsste!

Warum ist das Leben so kompliziert geworden?

Mittwoch, 15. April

Ich habe den ganzen Tag gearbeitet, um zu entfliehen. Es gelang mir zu vergessen. Drei Stunden später tauchte ich aus einer fernen Welt auf, und mir schien, das alles sei wieder gegenstandslos.

Ich habe auch den ganzen Nachmittag gearbeitet, mein Kapitel über Brutus getippt. Die Sonne war so stark, dass ich die Fensterläden schliessen musste. Draussen herrschte vollendeter Sommer.

Um vier habe ich das Haus verlassen, mitten in der Sommerhitze – merkwürdiges Gefühl –, ich bin an die Sorbonne gegang-

gen, zur Escarpit-Sitzung. Das erinnerte mich an die Prüfungszeit im letzten Jahr, und doch fühle ich mich freier, ungebundener, nicht so erschöpft. Vor dem Einschlafen habe ich *Der grosse Regen* zu Ende gelesen. Aber ich habe sehr schlecht geschlafen.

Donnerstag, 16. April

Heute Morgen bin ich an die Sorbonne gegangen, um ein wenig auf andere Gedanken zu kommen. Ich wurde enttäuscht, denn ich hatte gehofft, Sparkenbroke zu treffen. Aber ich habe ihn am Nachmittag gesehen; natürlich bin ich viel zu früh gekommen. Ich habe einen Augenblick hinauf in die Bibliothek geschaut, beim Hinuntergehen hörte ich auf der Treppe jemanden aus voller Kehle singen. Es war Escarpit, der unten stand, mit seiner Verlobten. Er sang, wahrscheinlich weil er zufrieden war; zufrieden über sein Glück, über seine Arbeit. Er ist ein wunderbar ausgeglichener Junge. Auch wenn er nicht *sehr* gebildet ist, so strahlt er doch geistige, intellektuelle Gesundheit aus. Ich bin prompt unten an der Treppe stehengeblieben, als ich ihn erkannte. Er hat gelacht, ohne auch nur im Geringsten verlegen zu sein, ich habe gelacht, seine Verlobte hat gelacht. Eine Woge der Sympathie durchströmte mich.

Ich wartete im Hof und plauderte mit Charlotte Bronte, dem Mädchen mit der Diplomarbeit über Charlotte Bronte. Sie ist sehr nett. Sie besitzt auch jene schwer beschreibbare Eigenschaft der Studenten, mit denen ich Umgang habe, nämlich spüren zu lassen, dass sie einen mögen.

Die Vorlesung von Cazamian enthielt auch ein Referat von einem Jungen, der schlau und komisch wirkt, über Shelleys Lyrik. Ich war nicht sehr aufmerksam, aber ich *spürte*, dass das, was er sagte, voller Feuer und Poesie war. Cazamians Lob bestätigte mein Gefühl. Aber ich hatte nicht die Geduld zuzuhören. Um

Viertel nach elf bin ich aufgebrochen. Ich habe im Sekretariat vorbeigeschaut, um meine Karte verlängern zu lassen, und bin dann nach Hause gegangen.

Nach dem Mittagessen bin ich mit Mama im Wagen zu Doktor Redon gefahren, der mir am Finger ein bisschen Haut wegschnitt, um den unsichtbaren Eitertropfen zu entfernen, und anschließend bin ich den sonnenüberfluteten Boulevard Saint-Michel hinter, der voller Menschen war, und habe meine vertraute, wundervolle Freude wiedergefunden, als ich in die Nähe der Rue Soufflot kam. Von der Rue Soufflot bis zum Boulevard Saint-Germain bin ich in einer Zauberwelt.

Deshalb hat es mich kaum überrascht, als mir, nachdem ich mich an der Haltestelle der Linie S von Mama verabschiedet hatte, zufällig Jean Pineau über den Weg lief. Er drückte mir die Hand; ich zog meinen wunden Finger zurück, ohne dass er etwas merkte. Sein Gesicht glänzte rosig, vielleicht weil er sich über die Begegnung freute? Ich weiss es nicht. Ich jedenfalls war hingeknallt. Doch erst im Nachhinein wurde mir das Wunderbare dieser Begegnung klar. Er griff nach meinem Buch – dem Hugo von Hofmannsthal –, den ich eigentlich Sparkenbroke zeigen wollte. Er war schroff, aber gutgelaunt, unmöglich zu beschreiben. Wir haben uns fast sofort wieder voneinander verabschiedet, er ging den Boulevard hinauf, ich zum Institut. Es war zehn nach drei, ich wollte in die Vorlesung von Delattre.

Ich bin in den Hörsaal getreten und sah Sparkenbroke in seiner Loge. Ich setzte mich an meinen gewohnten Platz, neben ein mürbisches Mädchen. Delattre sprach über jeden einzelnen, ich hörte nicht zu, ich beobachtete meinen Schatten in der Sonne. Um halb gab es das übliche Drunter und Drüber vor der Textinterpretation, meine Nachbarin zwängte sich an mir vorbei und ging. Ich stand

auf, um sie durchzulassen, und sah, dass Sparkenbroke mir Zeichen machte, die bedeuten sollten: «Bleiben Sie?» Ich antwortete nein, und wir sind hinaus in die Sonne gegangen. Eine seltsame Erleichterung durchströmte mich. Ich wäre zu enttäuscht gewesen, wenn ich ihn nicht gesehen hätte, es war der einzige Funken Friede in dieser Art von Hölle, in der ich lebe, es war das einzige Mittel, mich an mein normales Leben zu klammern, mir zu entfliehen.

Er sagte: «Gehen wir in den Luxembourg?» Ich warf einen Blick auf meine Uhr, Françoise Masse wollte zum Fünfuhrtee kommen. Aber ich zögerte nicht. Er ist zurück in den Hörsaal gelaufen, um seine Mappe zu holen, und dann sind wir losgegangen. Seltsamer Spaziergang durch bekannte Strassen, die ich nicht mehr wiedererkannte, als wären sie mir plötzlich fremd, die Rue de l'École-de-Médecine, die Rue Antoine-Dubois, die Rue de Médicis. Er erzählte von seinem Plan, ein *Chantecler et Pertelepe* zu schreiben, da waren sie wieder, seine lässige Stimme, seine Fragen, meine übliche Schüchternheit, und allmählich stellte sich von Neuem Normalität ein. Im Luxembourg blieben wir an dem Becken stehen, auf dem unzählige Segelschiffe schwammen; ich weiss, dass wir geredet haben, aber ich erinnere mich nur noch an die Faszination, die das Glitzern des Wassers unter der Sonne auf mich ausübte, das leise Gluckern und die Kräuselung, die voller Freude waren, der anmutige Schwung der Segelschiffchen im Wind, und über all dem der weite und bebende blaue Himmel. Um mich herum waren viele Kinder und Erwachsene. Aber das glitzernde, tanzende Wasser zog mich in seinen Bann. Selbst wenn ich sprach, beschäftigte es meine Gedanken, das fühle ich jetzt. Obwohl ich Lust hatte, mich zu zanken, denn Sparkenbroke sagte: «Die Deutschen werden den Krieg gewinnen.» Ich sagte: «Nein!» Doch ich wusste nicht, was ich sonst noch sagen sollte. Ich spürte meine Feigheit, die Feig-

heit, ihm gegenüber meine Überzeugungen nicht mehr zu verteidigen; aber dann habe ich mir einen Ruck gegeben und gerufen: «Was soll denn aus uns werden, wenn die Deutschen gewinnen?» Er hat eine vage Geste gemacht: «Ach was! nichts wird sich ändern...» – ich *wusste* im Voraus, dass er mir so antworten würde –, «die Sonne und das Wasser wird es auch weiterhin geben...» Ich war umso verärgerter, als ich in diesem Augenblick, angesichts der Schönheit, in meinem Innersten auch die unendliche Nichtigkeit all dieser Zankereien fühlte. Und dennoch wusste ich, dass ich mich von einem bösen Zauber gefangennehmen liess, ich verleugnete mich, ich wusste, dass ich mir diese Feigheit verübeln würde. Ich überwand mich und sagte: «Aber sie lassen nicht alle das Licht und die Sonne geniessen!» Zum Glück, dieser Satz hat mich gerettet, ich wollte nicht feige sein.

Denn ich weiss jetzt, dass es Feigheit ist, man hat nicht das Recht, nur an die Poesie auf Erden zu denken; es ist eine Magie, aber sie ist unendlich egoistisch.

Danach sprach er von den Segelbooten, den Bäumen in Aubergenville, seinen Kinderspielen, mein Unbehagen war verflogen. Am Parktor stiess er auf einen Kameraden, ich entfernte mich, kurz darauf erblickte ich Jacques Weill-Raynal, mit dem ich eine Weile geplaudert habe. Spark kam wieder zu mir, und wir gingen hinaus. Er sagte: «Ist doch komisch, wenn ich einen Freund treffe, treffen Sie auch einen.» Und dann sagte er mir, er würde ungern seiner Frau begegnen; da er stets mit einer gewissen Ungezwungenheit von ihr gesprochen hatte, versuchte ich im gleichen Ton zu sagen: «Warum? Wäre sie verstimmt?» Doch er sagte mir, sie erwarte ein Kind und sei ziemlich nervös.

Da ist etwas untergegangen, nämlich jenes Etwas, das immer drohte, die so seltsame und so wunderbare klare Atmosphäre zu

trüben, jenes Etwas, das mich plötzlich alles vom Standpunkt «der anderen Leute» sehen lassen würde, denn jetzt weiss ich, dass ich nicht das Recht habe weiterzumachen, obwohl seine Frau überhaupt keinen Anlass hat, eifersüchtig zu sein, könnte es ihr Kummer bereiten. Und wenn ich wüsste, dass sie Kummer hat, würde das vielleicht alle meine Vorstellungen trüben und die ganze ideale Schönheit der Sache. Jetzt ist etwas zu Ende.

Als wir den Boulevard Saint-Michel zurückgingen, erzählte er von seinen Freunden, die alle verheiratet sind und Kinder haben. Ich sagte: Ja, alle Jungs heiraten früh. Und das Gespräch setzte sich auf diesem Gebiet fort. In einem bestimmten Augenblick sagte ich: «Im Grunde ist es nicht schwer zu heiraten, schwer ist es, das wahre Glück zu finden» ...und dann habe ich stockend nach Worten gesucht. Er antwortete: «Daran habe ich nie geglaubt.» Ich antwortete mit Nachdruck: «Aber ich glaube noch daran, und ich will nicht, dass Sie mir meine Illusionen rauben.» Plötzlich hatte ich ein Gefühl von Verlassenheit. Im Grunde war auch er sehr anders als ich. Am Ende des Boulevard Saint-Michel sprachen wir von unserer Lebensphilosophie, er erklärte mir, für ihn sei alles interessant, ganz gleich was... «Bei mir ist das nicht so, ich bin keine Dilettantin, ich suche das Schöne, das Vollkommene, ich treffe eine Auswahl zwischen den schönen und den anderen Dingen. Ich habe noch eine Werteskala, ich bin noch nicht in dem Stadium, in dem alles Interesse verdient.» Dann haben wir über die Unkommunizierbarkeit von Gedanken gesprochen, über die Weitergabe von Gedanken. Am Metroeingang hat er sich von mir verabschiedet, ich war von der Sonne geblendet. Er sagte: «Ich komme morgen wieder.» Ich habe gezögert; plötzlich wurde mir die Sinnlosigkeit, ihn wiederzusehen, bewusst, oder vielmehr, in mir war der Wunsch, ihn wiederzusehen, ver-

schwunden; ich sagte: «Ich glaube... auch, dass ich komme.» Er ist fortgegangen. Ich merkte plötzlich, dass ich weder Geld noch Metrofahrkarten bei mir hatte. Ich konnte nur eines tun, ich bin ihm hinterhergelaufen. Er ging langsam, als würde er nachdenken. Ich habe ihn eingeholt, und ich habe ihm lachend erklärt, was passiert war. Er lächelte sein schelmisches Lächeln und zog einen Fahrkartenblock aus der Tasche. Mit einem Schlag war wieder alles wie früher.

Doch heute Abend fühle ich, dass auch dies mich im Stich lässt, dass da eine Dissonanz ist. Und das Einzige, was mir an diesem Tag als rein, gesund und frisch erscheint, ist die Begegnung mit Jean Pineau.

Und doch bin ich noch jung, es ist ungerecht, dass die ganze Klarheit meines Lebens getrübt wird, ich will nicht «Erfahrung haben», ich will nicht blasiert, ernüchert, alt werden. Was kann mich retten?

Mit Françoise Masse habe ich lange, viel geredet; ich habe ihr meine Bücher gezeigt, meine Diplomarbeit. In manchen Augenblicken war ich mir der Verzweiflung bewusst, die mich umlaurerte. Als sie mir sagte, Georges habe geschrieben, dass Gérard immer misanthropischer werde, war ich zutiefst verletzt, weil meine Nerven blank lagen. Warum musste sie mir bestätigen, dass ich nun jemand anderen mit hineingezogen hatte, dass mein Tun nicht mehr mich allein betraf, dass ich nicht mehr frei war? Denn Freiheit selbst im Leiden ist ein Trost.

*

Sonntag, 19. April

12 Uhr

Soeben habe ich diesen Brief geschrieben. Ich fühle mich gereinigt durch einen Weinkrampf.

Und der Finger verursacht mir einen körperlichen Schmerz, für den ich dankbar bin.

Ich war vorhin in der Rue de la Chaise. Redon hat noch einmal einen kleinen Schnitt gemacht, weil es mich zu sehr schmerzte. Er sagt, es sei nichts Schlimmes.

*

Heute Nachmittag habe ich ein wenig an meinem Kapitel über *Antonius und Kleopatra* gearbeitet. Aber meine ganze Verzweiflung von gestern Abend war verschwunden. Lisette Léauté, die sich natürlich im Sonntag für das Orchester geirrt hatte, ist zum Plaudern mit in mein Zimmer gekommen; ich war unfrisiert, ohne Strümpfe, aber bei den Léautés macht das nichts aus. Es war sehr schön.

Danach habe ich mich mit Denise bei den Jobs getroffen. Breynaert, sie und François spielten das Trio von Schumann. Wenig später kam Sennizergues, der Kamerad von Job und Daniel. Die Fünfuhr jause war grandios, es gab herrliches Eis. Ich bin um halb sechs gegangen, um Francine Bacri aufzusuchen; in der Metro war es stickig und schmierig. Bei den Bacris waren ihr Vater, im Hausmantel, Jeanne Audran und ihre Eltern und eine Freundin von Francine, die ich vom Sehen kenne, mit ihrer Mutter. Es wurde über Politik gesprochen, natürlich.

*

Montag

Als ich gestern Abend zu Bett ging, hatte ich wieder die Empfindung, mein Finger werde von der Schere eines Hummers gezwickt. Ich konnte nur mit Aspirin einschlafen.

Aber es ist seltsam: dieser körperliche Schmerz gibt mir das Gefühl, als sei meine ganze Bosheit und mein seelisches Unbehagen in ihm gebündelt. Er befreit mich, er ist heilsam. Er entspricht einer grossen Veränderung. Ich weiss nicht, ob ich Gérard liebe oder nicht; aber jeder böse Gedanke ihm gegenüber ist aus

mir verschwunden. Wenn ich an ihn denke, dann fast wie an etwas Heiliges, das ich nicht mehr berühren will.

Den ganzen Vormittag habe ich das Kapitel über *Antonius und Kleopatra* zu Ende geschrieben. Nach dem Mittagessen bin ich mit Mama wieder zu Redon, mein Finger sah nicht gut aus. Er hat mir vier Spritzen gegeben, als lokale Anästhesie. Das war nicht sehr angenehm. Als ich aufgestanden bin, um für zehn Minuten im Büro Platz zu nehmen, bis die Betäubung wirkte, war mir ganz schwindlig. Als er zu schneiden anfang, hätte das genauso gut zehn Kilometer von mir entfernt geschehen können; ich habe nicht hingeschaut, aber Mama schaute hin, und an ihren Grimassen konnte ich ablesen, dass es nicht schön war. Einmal habe ich gesehen, wie er etwas mit einer Pinzette entfernte. Mein Finger gehörte mir nicht mehr.

Anschliessend bin ich in die Bibliothek gefahren, um meinen Dienst anzutreten. Natürlich habe ich grosse Neugier erregt. Aber Vivi Lafon war so nett, dass ich voller Dankbarkeit war. Sie haben sich um mich gekümmert wie um ein Baby. Nicole und Denise sind gekommen. Ich hatte grosse Schmerzen, als die Betäubung nachliess, aber dann ging es vorbei.

Nach dem Abendessen, im Bett, habe ich Denise den Anfang meines Kapitels diktieren. Wir haben einen sehr gemütlichen, ja fast ausgezeichneten Abend verbracht.

Dienstag, 21. April

Heute Morgen haben wir weitergemacht mit dem Tippen und Diktieren. Denise sagt, es sei sehr gut. Ich bin sehr froh und habe zugleich Angst. Nachher bin ich an die Sorbonne gegangen, Ja

ist zum Mittagessen gekommen. Ich glaubte schon, es würde beim Essen Krach geben, so unwirsch hat Mama mit ihm geredet.

Heute Nachmittag kämpfte ich gegen Schlaf und Benommenheit. Liegt das an der Gewitterstimmung? An den Nachwirkungen meines Fingers? Odile würde lachen, wenn sie hier wäre: denn heute ist Dienstag. Das ganze Jahr über war der Dienstag ein verdorbener Tag. Aber Odile ist nicht da. Ich bin beim Arbeiten an meinem Tisch eingeschlafen, ich habe gute Lust, es noch einmal zu machen. Mir fehlt der Mut, *Coriolan* wiederzulesen; ich bin in die Rue Saint-Dominique gegangen, um meinen Geigenkasten reparieren zu lassen. Ich habe Tee getrunken in der Hoffnung, wach zu werden. Aber nichts hilft, ich bin völlig träge.

Mittwoch, 22. April

Ich habe zwei Karten erhalten.

Die ganze Woche ist so vergangen, dass ich vormittags an meiner Diplomarbeit sass, nachmittags ein wenig trödelte, am Abend an meiner Arbeit verzweifelte, nach dem Abendessen tippte und entsetzt war über meine Unfähigkeit, mich auszudrücken. Morgens wache ich um sieben auf, und meine ganze geistige Frische, die ich mir aufgespart hatte, um arbeiten zu können, ist verschwunden, sobald ich aufstehe.

Ich lebe wie in einem bösen Traum, ich weiss nicht mehr, welcher Tag ist, ich weiss nicht, wie die Zeit verflogen ist.

Freitag, 24. April

Ich war bei Jean und Claudine zum Mittagessen, das ist der einzige Lichtblick in dieser Woche. Ich bin bis vier bei ihnen geblieben und habe Geige gespielt. Jean las zwei Kapitel meiner Diplomarbeit, noch nie ist er so nett gewesen. Und doch schüchtert

er mich ein wenig ein, und ich spüre, dass ich ihn einschüchtere. Aber er ist wunderbar.

Ich bin hierher zurückgekommen, und wie immer mitten am Nachmittag war ich völlig durcheinander. Um sechs bin ich noch einmal aus dem Haus gegangen, zu Dr. Redon. Auf dem Boulevard du Montparnasse, inmitten dieser Menschenmenge, die auf den Caféterrassen sass oder lärmend umherging, fühlte ich mich plötzlich einsam und furchtbar deprimiert. Ich habe mich erst wieder gefangen, als ich die herrlichen Bäume des Petit-Luxembourg sah.

Samstag, 25. April

Ich habe eine Karte von Gérard erhalten, er wirkt verstört. Mit einemmal ist etwas Ernstes zwischen uns. Wie wird das alles ausgehen? Ich denke nur noch mit einer Art seltsamer Zärtlichkeit an ihn.

Mittagessen bei *La Reine Pédaque*. Wir sind nach Aubergenville gefahren. Denise ist zu Hause geblieben, weil sie Jean Vigué und seine Frau eingeladen hatte.

Der Flieder blühte, das Gras steht schon hoch, aber ich habe mir verboten, Freude darüber zu empfinden, weil ich mir albern vorkomme, seit ich begriffen habe, wie sehr ich Gérard mit meinen Beschreibungen auf die Nerven gegangen bin.

Sonntag, 26. April

Orchester: Job, Breynaert und seine Schwester, Françoise Masse, Annick Bouteville. Denise hat ihr Konzert von Mozart gespielt, und wir haben sie begleitet, François dirigierte.

*

Montag, 27. April

In der Bibliothek habe ich diesen Jungen mit den grauen Augen wiedergesehen; zu meiner grossen Überraschung hat er mir vorgeschlagen, am Donnerstag Platten hören zu kommen; eine Viertelstunde lang haben wir über Musik gesprochen. Als Francine Bacri eintraf, um mir nach der Lektüre meiner Diplomarbeit ihre Meinung darüber zu sagen, redeten wir immer noch. Ich weiss, wie er heisst. Sein Name ist Jean Morawiecki. Bevor ich das wusste, fand ich schon, dass er slawisch aussieht, wie ein slawischer Prinz. Es ist schade, dass er eine solche Stimme hat.

Da Mama diese Einladung völlig normal fand, erschien sie auch mir plötzlich ganz normal, und ich habe geschrieben, dass ich sie annehme.

Dienstag, 28. April

Ich war bei M. Lyon-Caen, um ein Geigen-Duett zu spielen. Danach war ich zum Fünfuhrtee bei Miss Day. Ich habe diese beiden Einladungen mitten in der Woche angenommen, um dem Dienstag zu *entkommen*. Und das ist mir gelungen. Zunächst einmal, weil mir dieser Besuch bei den Lyon-Caens Angst und Freude zugleich machte, auf jeden Fall war es etwas Neues. Im Übrigen ist mir erst klar geworden, was es hiess, diese Einladung anzunehmen, als ich zu Fuss in die Rue de Longchamp ging. Der gleiche Weg, den ich zuerst am Donnerstag allein gemacht hatte und dann am Sonntag mit Gérard. Da ist mir klar geworden, dass ich zu *seinen* Eltern ging, zu ihm nach Hause, und auf einmal bekam ich Angst. Und ausserdem bin ich immer ein wenig deprimiert, wenn ich bei ihnen die Treppe hinaufgehe und an der Tür warte.

Aber es ist alles sehr gut gegangen. M. Lyon-Caen ist absolut phantastisch. Als er den Raum betrat, wagte ich kaum, ihn anzu-

schauen, weil die ganze Form seines Gesichts mich plötzlich an das Gesicht von Gérard erinnerte. Aber nachher habe ich gemerkt, dass er ihm nicht ähnlich sah und dass ich ihn unbesorgt anschauen konnte. Er wirkt in seiner ganzen Art, ja sogar in seinen Bewegungen ungeheuer jugendlich. Anfangs kam es mir verwegen vor, mit einem Herrn dieses Alters, den ich nicht kannte, zu musizieren. Zum Glück war Françoise da. Später war ich so in die Musik vertieft, dass ich nicht mehr daran dachte. Als wir mit Mme Lyon-Caen und Claude Tee tranken, war mein Unbehagen verschwunden: Ich war zu Besuch bei Leuten, die wie alle anderen waren.

Mittwoch, 29. April

Ich bin sehr früh aufgewacht, nachdem ich von Gérard geträumt hatte. Bis zum Aufstehen habe ich weiter an ihn gedacht, und ich war sehr glücklich. Ich habe nicht versucht, dieses Gefühl in Frage zu stellen, es war unbekannt und neu. Ich wusste, heute Morgen würde ich eine Karte bekommen.

Ich habe sie bekommen, sie sagte nicht viel, vor allem habe ich die Anspielung am Ende nicht verstanden.

Den ganzen Tag habe ich, zum ersten Mal seit Langem, in gewisser Weise ihm gehört. Ist das wirklich ernst? Ist das eine Illusion?

Ich bin an der juristischen Fakultät vorbeigegangen, auf dem Rückweg, nachdem ich ein Paket für M. Boisserie im Henri-IV abgegeben hatte. Und mit einer Art Sehnsucht dachte ich, wenn er jetzt da wäre, würde ich mir das Recht zugestehen, ihn nach den Vorlesungen abzuholen. Während ich früher lieber im Erdboden versunken wäre, als auch nur daran zu *denken*, hierher zu kommen. Für mich wäre das der Gipfel der «Flegelhaftigkeit» gewesen; und übrigens hätte ich niemals den Mut dazu aufgebracht. Wenn er wüsste, dass ich schon vor so langer Zeit an ihn

dachte – es war im Jahr des Krieges! Wie sich alles verändert hat!

Donnerstag, 30. April

Ich habe einen wunderbaren Nachmittag verbracht.

Es war mir sehr peinlich, mit diesem völlig unbekanntem Jungen Platten zu hören. Doch sobald ich ihn in den Hof des Instituts treten sah, wo wir uns verabredet hatten, ist das Gefühl von Peinlichkeit verschwunden. Alles war ganz einfach.

Er nahm uns mit, mich und einen seiner Kameraden, den ich vom Sehen kenne, sehr hässlich, aber sympathisch, in die Maison des lettres, in der Rue Soufflot.

Bis halb sieben haben wir Platten gehört. Am Anfang war nebenan ein Student, der ununterbrochen Chopin spielte, was uns störte. Aber nachher hatten wir unsere Ruhe. Ich habe ein Quintett von Johann Christian Bach gehört, den Anfang der Achten Symphonie, das Adagio der Zehnten, das ich mir gewünscht hatte und das herrlich war, ein Konzert für Klarinette und Orchester von Mozart, eine Kantate von Bach, zwei Präludien von Bach und die *Maurische Trauermusik* von Mozart, ein grossartiges Stück.

Es war sehr komisch: Sie haben mir Tee serviert und Toasts, der Tee war ungeniessbar, aber die Aufmerksamkeit war rührend.

Ich bin mit Jean Morawiecki nach Hause gegangen: Er wird am Sonntag kommen und ein Quartett von Beethoven mitbringen.

Bei uns war alles in Aufruhr. Mamas Freunde waren eben gegangen, Papa nach Hause gekommen, Nicole und Denise sehr aufgeregt, Auntie Ger.

M. Périlhou ist zum Abendessen gekommen; danach hat er meine Geige ausprobiert. Wir haben, mit zwei Geigen, das Kon-

zert von Bach und eine Sonate gespielt. Er hat immer nur wiederholt, was für prima Kerle wir seien. Ich weiss nicht, ob er weiss, was wir über ihn denken.

Sonntag

Ausserordentlicher Tag. Aber ich habe nichts getan.

Heute Morgen habe ich Grossmama und Françoise Masse Flieder gebracht. Der Morgen war so hübsch, so sonnig, mit den Kastanien im Festtagskleid und dem blauen Himmel, dass ich alle Gewissensbisse vergass und mich von der Schönheit ringsum überwältigen liess. Ich musste bei den Lyon-Caens bleiben und mit Mme Lyon-Caen plaudern. Das ist mir immer sehr peinlich.

Mme Lévy ist zum Mittagessen gekommen. Danach Vorbereitungen für den Fünfuhrtee.

François ist nicht zum Musizieren gekommen. Annick hatte einen Bratschisten mitgebracht, einen kleinen, sehr stillen, aber netten Jungen. Wir haben die Konzertante Symphonie von Mozart probiert, sie war zu schwer. Mittendrin ist Breynaert gekommen; wir haben das Konzert von Bach mit zwei Geigen gespielt, aber er ging mir auf die Nerven, weil er ständig laut spielte.

Um vier habe ich aufgehört. Um halb fünf läutete es, ich ging aufmachen. Es waren François und Jean Morawiecki. Ich glaube, er hat alle für sich eingenommen.

Es ist so ausserordentlich, sich vorzustellen, dass er da war, dieser Junge, den ich kaum kenne, dem ich an der Sorbonne begegnet bin, von dem ich am Montag noch nicht wusste, wie er heisst. Es liegt etwas Wunderbares in dieser ganzen Geschichte.

Jetzt, da alle finden, dass er slawisch aussieht, stört es mich. Ich will nicht, dass ich ihn deshalb sympathisch finde. Ich habe ihn ohne Grund sympathisch gefunden, einfach nur seinetwegen.

Da war keine Affektiertheit, kein Getue meinerseits. Er hatte den Corelli mitgebracht und das Fünfzehnte Quartett, das, bei dem Spandrell sich in *Kontrapunkt des Lebens* umbringt. Der *Heilige Dankesang*. Alle Fenster standen offen, die Sonne strömte herein, das Wunder des Lichts geschah, ich hatte das Gefühl, alle waren verzaubert.

Montag, 4. Mai

Was für eine Nacht! Die ganze Nacht habe ich geträumt. Heute Morgen, beim Aufwachen, als ich über diesen Traum nachdachte, über alles, was dies plötzlich bedeuten könnte, habe ich aufgestöhnt.

Und jetzt erinnere ich mich, dass ich an dem Nachmittag mit Jean Morawiecki, den ich letzte Woche noch nicht kannte, das Gedicht *Ich hab im Traum geweinet* von Heine gelesen habe. Und das alles schien mir so seltsam schön, aber von einer tragischen Schönheit, in der Tränen waren.

Denn ich habe wieder den Nachmittag mit ihm verbracht: Ich wusste, dass ich ihn wiedersehen würde, er hatte es mir gestern gesagt, aber ich war sicher. Er ist gegen halb vier gekommen. Und er hat sich hinten in die Bibliothek gesetzt. Eine Stunde lang hatte ich ununterbrochen zu tun. Ich verlor schon die Hoffnung, mit ihm reden zu können. Aber gegen halb vier stand er auf und gab mir seine Mappe, während er Besorgungen machen wollte. In Wirklichkeit ist er gar nicht weggegangen, sondern bis Viertel vor sechs geblieben.

Und heute Abend hat mich eine seltsame Traurigkeit überfallen. Lasse ich mich auf einen falschen Weg führen? Werde ich wieder verrückt und leidenschaftlich?

Ich glaube, mit Gérard habe ich alles verpasst, was so schön sein muss, das Erwachen, das wundervolle Aufblühen, langsam, tief, still! Es liegt etwas allzu Normales darin, und doch bin ich

es, die alles so kleinmacht. Werde ich diese Seiten eines Tages vernichten, weil ich mich für Gérard entschieden habe?

Was soll aus mir werden? Ich weiss nicht, wohin ich gehe und was morgen sein wird.

Donnerstag, 7. Mai

Ich habe Jean Morawiecki heute wiedergesehen, in der Vorlesung von Delattre. Nach der Vorlesung sind wir in die Rue de l'Odéon gegangen, dann in den Luxembourg; bis fünf habe ich auf einer Bank unter den Kastanien der grossen Allee gesessen. Hier war Stille und Schatten. In der Sonne war die Hitze unerträglich.

Er war noch blasser als gewöhnlich. Er verträgt die Sonne nicht. Ist er krank?

Ich glaube, ich habe herausgefunden, was er ist. Sein Vater muss etwas an einer Botschaft gewesen sein. Heute sagte er mir, in Barcelona habe sein Vater alle Persönlichkeiten auf Durchreise empfangen. (Apropos Paul Valéry. Sonntag hatte er gesagt, er sei nie länger als drei Monate in der gleichen Stadt geblieben. Sein vornehmes Wesen, seine feine Art sind im Grunde aristokratisch.)

In diesem Augenblick höre ich seine Stimme, seine etwas hohe Stimme mit der leicht gezierten Satzmelodie. Immer wenn ich ihn anschaute, wandte er den Kopf ab.

Er hat Denise und mich für nächsten Donnerstag eingeladen, Platten mit russischer Musik zu hören.

Samstagabend, 9. Mai

Ich war heute verrückt, glaube ich.

Ich war vollkommen aus dem Häuschen. Ich habe Nicole Dinge gesagt, die ich niemals hätte sagen dürfen.

Und doch schienen sie mir vor dem Abendessen noch ganz wirklich. Dieser Zauber schien mir etwas Wirkliches zu sein, ich

wusste, dass er von nun an da sein, an jeder Wegbiegung auf mich warten würde.

Aber heute Abend bin ich so müde, dass ich alles durch einen dichten Schleier sehe; ich fühle nichts mehr, ich verstehe nicht einmal, wie ich so durcheinander sein konnte, ich bin kalt, ich finde mich dumm.

Da war der Brief von Gérard, das Mittagessen mit Simone, das Quartett von Beethoven und das Gespräch mit Nicole auf der Fensterbank, mit Blick hinunter auf die blühenden Kastanien. Was habe ich gesagt? Was habe ich heute gedacht? Wird morgen das gleiche Drama von neuem beginnen?

Ich glaube, ich gehe schlafen.

Sonntag

Die ganze Tragik von gestern ist verschwunden. Ich weiss nicht, was mit mir los war. Nie mehr werde ich mich so gehen lassen. Tag in Aubergenville. Gewittrig, schwül. Nach dem Mittagessen war ich so erschöpft, dass ich oben auf der steinernen Bank geschlafen habe. Es war allzu verlockend.

Donnerstag, 14. Mai

Nach der Geschichte von gestern war ich niedergeschlagen und überreizt zugleich wie am Tag nach einem Ball.

Ich habe meine Diplomarbeit mit Ach und Krach abgeschlossen. Dieser Himmelfahrtstag glich irgendwie einem Sonntag. Papa zu Hause, die Erinnerung an gestern, das alles rief eine seltsame Stimmung hervor.

Ich hatte kaum Zeit, mich auf heute Nachmittag vorzubereiten, was auch viel besser war. Wir waren verabredet; Denise und ich vor dem Institut. Das Quartier Latin war leer wie an einem Sonntag. J.M. erwartete uns mit einem Kameraden; ich habe ein Glas Wasser auf den Kopf bekommen, vom Hotel gegenüber herunter-

geschüttet. Wir sind in Richtung Maison des lettres gegangen. Der Boulevard Saint-Michel hingegen war voller Menschen. Ich habe Morawiecki alles erzählt, was gestern geschehen war, es grenzte an einen Traum. Ich bin auf weniger Ungläubigkeit gestossen als gestern bei Sparkenbroke. Bestimmt ist er mir näher als Spark. Die Maison des lettres war im Prinzip geschlossen, aber Morawieckis Freund, Molinié, der von neulich, hatte den Schlüssel und liess uns herein, zusammen mit einem anderen Mädchen, das schon beim letzten Mal dabei war. Wir hatten die Räumlichkeiten für uns allein. Zuerst haben wir das Vierzehnte Quartett von Beethoven gehört, das ich, glaube ich, lieber mag als das Fünfzehnte. Dann kam die russische Musik an die Reihe, *Fürst Igor*, Zigeunermusik, Volksmusik, Schaljapin; ich war hingerissen, sie haben uns eine wunderbare Nachmittagspause mit schaumiger Milkschokolade serviert, und J.M. hat ägyptische und russische Zigaretten angeboten. Es war ungeheuer nett.

Er hat uns in der Metro bis Sèvres-Babylone begleitet. Heute Abend sehnte ich mich wie immer nach dem Tag zurück. Und ausserdem begreife ich nichts mehr von dieser Woche. Mit dem Ereignis von gestern und der Überreiztheit der letzten Stunden beim Abfassen der Diplomarbeit. Morgen wird es noch einmal so sein. Vielleicht kehrt am Montag wieder Normalität ein.

Mittwoch, 20. Mai

Eben hatte ich Besuch von Francine de Jessay. Seit drei Jahren habe ich sie nicht gesehen.

Das hat mir grosse Freude gemacht; und es gab nicht die kleinste Reiberei, trotz unserer Meinungsverschiedenheit über den Ausgang des Krieges.

Sie ist bezaubernd geworden; sie ist wirklich die einzige Klas-

senkameradin, die ich mit Vergnügen wiedergesehen habe. Leider fährt sie am Montag zurück nach Limoges.

Ihr Besuch hat einen Haufen Erinnerungen an den Cours heraufbeschworen.

Donnerstag, 2 Uhr

Ich bin dabei, etwas sehr Hartes zu tun.

Ich weiss nicht genau, welche absurde Kraft mich auf einmal treibt, so zu handeln. Doch, ich weiss es, die plötzliche Erkenntnis, dass ich nicht weitermachen darf, weil ich J.M. wehtun werde. Bis zu diesem Zeitpunkt fand ich das alles wundervoll, es gibt kein anderes Wort, um auszudrücken, was ich empfand. Und dann kam die Krise der vergangenen Woche, die schnell vorbei war und die mich gezwungen hat, mir von Zeit zu Zeit Fragen zu stellen, weiter voraus zu schauen. Und weiter voraus habe ich zwischen dem Unbekannten kurze «Warnungen» gesehen, Negationen. Ich weiss nicht, ob diese Dinge wahr sind oder wieder nur Hervorbringungen meiner Phantasie. Ich weiss nicht, ob es wahr ist, dass er nicht für mich geschaffen ist, dass alles nur eine rasch vorübergehende Krise war, weil ich nicht genug Abstand habe. Aber ich spüre es irgendwie, und ich gehorche ohne Widerspruch.

Bloss merke ich, dass es hart ist. Hart, nicht weil ich nein sage, sondern weil ich ihm um nichts auf der Welt auch nur den kleinsten Kummer bereiten will. Er muss sehr empfindsam sein, wie Jacques, fast wie ein Mädchen; und ich weiss, welche Bedeutung ein Mädchen der geringsten Kleinigkeit beimessen kann. Und ausserdem merke ich, dass ich auch ein wenig ein Opfer bringe. Ich muss den Mut haben, konsequent zu bleiben, also auf den Zauber von all dem zu verzichten, auf das zu verzichten, was die Montage so angenehm machte, und auch die Donnerstage.

Und manchmal bäume ich mich empört auf. Und sage mir: Warum denn gleich alles dramatisieren?

Doch eine Stimme antwortet: Es muss sein, ich dramatisiere nicht, dieser Junge wird leiden; ich glaube, da ist nichts Gewöhnliches und Einfaches.

Ich bin unparteiisch: Es ist kein Opfer, das ich Gérard bringe, ich will die Sache unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit betrachten.

Aber ich bin wie Brutus. Und ich *fall back into instincts*, ich werde im Grunde von dem Gedanken angetrieben, dass ich Gérard gehöre und deshalb diesem Jungen wehtun werde. Und das will ich nicht.

Ich sollte ihn heute Nachmittag um halb vier sehen. Es war unmöglich, das nicht zu tun, denn er brachte mir den Dottin. Doch heute Morgen, als ich aus dem Sekretariat zurückkam, habe ich ihn in der Rue des Écoles getroffen. Ich war sicher, ihn zu treffen, ich war erleichtert. Auf diese Weise muss ich nicht eigens für ihn um drei wiederkommen. Aber ich war bedrückt, *weil ich von meinem Entschluss wusste*. Ich hatte ständig das Gefühl, ihn zu verletzen. Er ist um halb zwölf wieder ans Institut gekommen. Und er hat mir gegenüber Platz genommen. Ich weiss nicht, was mich gepackt hat, dass ich ihm das Programm der Interpretationskurse gab. Er meinte, er werde hingehen, ich glaube nicht, dass er ausdrücklich gesagt hat, schon morgen. Doch er ist viel zu zurückhaltend und zu gut erzogen, um so etwas zu sagen. Er fragte, um wieviel Uhr ich für gewöhnlich hingehge. Und ich kenne seine Art, ich denke, er wird hingehen.

Also habe ich beschlossen, nicht hinzugehen. Das ärgert mich, unabhängig von allem Übrigen, denn ich fand das Programm interessant. Aber ich will nicht hingehen, ich weiss genau, welchen Einfluss die Musik auf ihn haben wird, und vielleicht auf mich. Und ich will ihn nicht zu oft sehen.

Bloss, weil das alles sehr kompliziert ist, fliehe ich heute Nachmittag von zu Hause, und ich werde viele Einkäufe machen, damit er schneller vergeht.

Zum Glück habe ich *Beowulf*.

7 Uhr

Ich bin so aufgereggt nach Hause gekommen, dass ich fast geheult hätte.

Folgendes ist geschehen. Ich habe in ganz Paris Einkäufe erledigt. Artisanat, amerikanische Bibliothek, Rue de Passy wegen Schuhen, ein Paar, usw. Um fünf war ich bei Grossmama. Dort habe ich Jean-Paul mit Nicole im Salon angetroffen, das hat mich beruhigt. Aber nachher, während wir Tee tranken, fragte mich Nicole, ob ich morgen ins Konzert gehe, und mir wurde klar, dass sie hingeht. Da ist etwas schmerzlich wieder aufgerissen. Ich glaube, da war eine Art von Eifersucht bei dem Gedanken, dass die anderen ihn sehen würden, weil er eine gute Figur macht. Die gleiche Wirkung auf mich hatte es, als Nicole sagte, Jean-Paul habe gefragt, wie der «schöne, blonde junge Mann» heisse. Mir war, als spreche sie schon von etwas Vergangenenem. Doch gleichzeitig verhies mir eine Stimme, die mit zusammengebissenen Zähnen sprach, wenn ich siegreich aus diesem Kampf hervorgeinge, würde ich geläutert sein, wovon, warum, das weiss ich nicht. In manchen Augenblicken frage ich mich, warum ich so plötzlich, aus freien Stücken verzichtet habe.

Die Krise wurde ausgelöst durch meine Empörung über die Unredlichkeit des Schusters, der die Holzschuhe, die ich gerade gekauft hatte, mit Gummi besohlen sollte. Er hatte mich draussen dreissig Franc bezahlen lassen. Als ich am Abend wieder hingegangen bin, um sie abzuholen, verlangte er dreissig Franc für seine Arbeit. Ich verstehe es nicht, die Leute einzuwickeln, ich

bin gegangen, ohne die Schuhe mitzunehmen, ich hatte kein Geld mehr, und mir war zum Heulen.

An der Station La Muette habe ich wieder die Metro genommen, eine überfüllte, heiße, schmierige, stinkende Metro. Und ich hatte nur mehr einen Gedanken im Kopf, hoffentlich habe ich beim Heimkommen eine Karte von Gérard. Mitten am Nachmittag, genau als ich durch die Rue Chernoviz ging, lichtete sich schlagartig die Zukunft, weil ich eine ganze Weile an ihn gedacht habe.

Doch als ich nach Hause kam, fand ich eine Karte von Vladimir vor und eine von Jean-Pierre Aron, die der Gipfel des Grotesken war, in ihrer lyrischen Dramatik. Ich habe dennoch an Gérard geschrieben. Vielleicht hätte ich das nicht tun sollen.

Als Mama nach Hause gekommen ist, habe ich ihr meine Geschichte mit den Schuhen geklagt. Es hat mich auf einmal beruhigt, von materiellen Dingen zu sprechen. Im Augenblick geht es besser. Aber ich muss noch Morgen hinter mich bringen.

Freitag, 22. Mai

Er war nicht im Konzert. Mein erster Gedanke war: «Ich muss alles noch einmal von vorne anfangen.» Der zweite: ungeheure Erleichterung.

*

Den Nachmittag hinter mich zu bringen war ziemlich schwer; obendrein bin ich um Viertel nach zwei von Pierrette Vincents Hochzeit nach Hause gekommen und war dann an diesem durcheinandergeratene Tag ganz sonntäglich gekleidet.

Ich bin mit Francine auf der Hochzeit geblieben. Das war eine

Sicherheit und eine Garantie gegen die Bande von Lemerle, Viénot und Co., ich fühlte mich geborgen. Übrigens mag ich Pierrette sehr; ihr Mann ist phantastisch. Und die Stimmung war sympathisch.

Samstag, 23. Mai

Vormittag: um neun am Institut gewesen. Jacques Ulmann, Roger Nordmann (dessen Bruder vor Kurzem erschossen wurde) und Françoise Blum getroffen, die ich irgendwoher kannte, seine Verlobte. Sie lieferten mir eine so ausgeschmückte Beschreibung des Ereignisses von letzter Woche, dass ich es nicht wiedererkannte. Am Institut bin ich auf die Putzkolonne gestossen, am Samstag wird erst um zehn geöffnet. Unten traf ich einen Studenten, mit dem ich noch nie gesprochen habe. Er war jedoch sehr freundlich, und wir haben miteinander gesucht, ich eine Übersetzung des *Coriolan*, er eine altenglische Grammatik. Um zehn sind wir hinaufgegangen, und ich habe mich in *Beowulf* vertieft.

Das Musizieren, im Trio, ist sehr schlecht gelaufen. Job und ich waren nicht bei der Sache. Jean ist für fünf Minuten gekommen. Um fünf bin ich wieder hierher gekommen, um *King Horn* zu pauken. Beim Abendessen war ich verzweifelt, weil ich nichts geschafft hatte.

Immer noch keine Post. Ich fange wieder an, mich aufzuregen, wie vor ein paar Monaten.

Sonntag

Mittagessen in Auber, mit Job, Jean-Paul und Jacques Monod. Jean-Paul ist bezaubernd und nicht anstrengend als Gast, Monod ist ungehobelt und nervtötend.

Der Tag war angenehm, aber ich habe mich gelangweilt, etwas fehlte mir schrecklich.

Pfingstmontag

Ich war mit Feuereifer im *King Horn*, als Papa nach mir rief: «Morawiecki am Telefon.» Ich war so weit von all dem entfernt, dass es überhaupt keinen Eindruck auf mich machte, oder habe ich die Frage gelöst? Er wollte wissen, ob die Bibliothek geöffnet hat, guter Vorwand! Danach herrschte so tiefes Schweigen, dass ich über das Altenglische jammern musste, um es zu brechen. Ich habe ihn für den 7. eingeladen.

Aber es ist seltsam, wie wenig mich das beeindruckt hat.

Samstag, 30. Mai

Heute Morgen war ich zum ersten Mal, seit ich in einem fort lerne, mutlos, bevor ich anfang. Ich war fast sicher, heute Morgen eine Karte zu bekommen, ich hatte in der Nacht davon geträumt, geträumt, dass ich zwei Briefe bekäme, einen Brief, der, ich weiss nicht warum, eine Auseinandersetzung über Blake enthielt, und einen anderen, den ich nicht zu lesen vermochte. Diese Gewissheit hatte mich den Krach wegen des Alarms heute Nacht in guter Laune hinnehmen lassen, hatte mich voller Mut aufstehen lassen. Und doch ist meine Hoffnung so viele Tage lang enttäuscht worden, dass irgendetwas in mir sagte, ich würde nichts bekommen. Ich hoffte bloss, ich könnte diesen Zweifel gleichgültig abtun.

Aber nichts kam, und ich habe mich in die Arbeit vergraben, um nicht an meine Enttäuschung zu denken.

Sonntag, 31. Mai

Ich bin allein in Paris geblieben, um zu lernen. Es ist merkwürdig, wie wenig ich mich dieses Jahr wegen der Lernerei aufrege.

Mittagessen bei Grossmama, wo auch wieder Decourt war. Claudine hat mich durch ihre Bemerkungen über gestern entsetzt.

Sie findet Catherine Viénot hinreissend usw. Jean ist genau entgegengesetzter Meinung, was mich gefreut hat. Ich bin um drei nach Hause gekommen und habe bis sieben Uhr dreissig altenglische Grammatik gepaukt.

In einem bestimmten Augenblick glaubte ich, ich würde wegen meiner Unwissenheit gleich in Panik geraten. Aber das war nur falscher Alarm, es gelingt mir nicht, unruhig zu werden. Und ich flüchte mich ins Lernen wie in einen Unterschlupf.

Montag, 1. Juni

Am Vormittag noch einmal den Ancien Rivoli durchgegangen. Mama kam und brachte mir die Nachricht vom gelben Stern, ich habe sie verdrängt und gesagt: «Darum kümmere ich mich später.» Doch ich wusste, etwas Unangenehmes war *at the back of my mind*.

Ich bin völlig verstört von der Sorbonne nach Hause gekommen. Ich habe versucht zu lernen und zugleich meinen Bibliotheksdienst zu machen. Und ich habe die Arbeit irgendwie erledigt und nicht begriffen, was vor sich ging. Dann ist J.M. gegen drei gekommen, und Nicole und Jean-Paul, die die Vorlesung von Pons nicht hatten. Ich war in einem *glorious muddle*.

Beim Heimkommen habe ich eine mit Bleistift geschriebene Karte von Gérard vorgefunden, uninteressant und nicht einmal besonders liebevoll. Aber es gelingt mir auch nicht, böse darüber zu sein.

Donnerstag, 4. Juni

Ich weiss nicht mehr, woran ich bin.

Ich hatte einen *wild morning*. Die Eltern und Denise sind um sechs Uhr nach Auber gefahren. Ich wollte hierbleiben, um meine Kameraden während der Prüfungen zu sehen.

Zunächst einmal war ich wegen des Lichts und der Wärme seit sechs Uhr wach.

Ich habe allein gefrühstückt und bin um neun, frei wie ein Vogel in der Luft, in den hellen und noch frischen Morgen aufgebrochen. Als Erstes bin ich auf die Post gegangen, um das Buch für Sparkenbroke aufzugeben, das hat mich an letztes Jahr erinnert und mir das alles mit einemmal als etwas Vergangenes erscheinen lassen. Ich traure dieser Zeit nicht nach, aber ich spüre eine leise Sehnsucht, wenn ich daran denke.

Dann habe ich die Metro bis Odéon genommen. Am Institut hatten die Prüfungen schon wieder begonnen. Ich fühlte mich durch meine ganze Erfahrung von gestern gealtert. Unten im Institut habe ich Vivi Lafon getroffen. Sie hat mir so phantastische Sachen über den Stern gesagt, dass ich ganz beruhigt war.

Sie ist so freundlich und so liebevoll, dass sie allein für mich den Geist des Instituts verkörpert. Ich bin mit ihr zusammen vom Arbeitsraum hochgegangen, dann wieder hinunter, um die anderen bei den Prüfungen zu sehen; ich plauderte gerade mit einer Kameradin, als J.M. kam. Natürlich ist er stehengeblieben, und wir haben auf der Treppe eine Stunde oder fast eine Stunde miteinander gesprochen. Dann bin ich mit ihm zu Didier und zu dem Buchhändler in der Rue Soufflot gegangen; er hat die Händler rasend gemacht, und mich auch, fast.

Dann bin ich zurück ans Institut, wieder hinauf, um Vivi Lafon zu sehen, und nach einem Gespräch mit Jean gegangen.

J.M. hat mich zur Metro begleitet. Er wollte, dass wir heute Nachmittag ins Konzert gehen. Deshalb suchte er nach einer Zeitung. Als mir seine Absicht klar wurde, habe ich ihm gesagt, dass ich nicht konnte.

Ich bin wieder hierhergekommen, um von neuem wegzugehen und mit Mme Lévy zu Mittag zu essen. Jetzt gehe ich zu Mme Jourdan.

Es ist sehr merkwürdig; nur das Adjektiv *wild* passt zu diesem Tag. Sobald ich beschäftigt bin, habe ich keine Zeit, deprimiert zu sein. Und heute Abend schaue ich noch einmal ans Institut, um mein Ergebnis zu erfahren.

*

Es war glühend heiss, als ich wieder aufgebrochen bin, ich habe den 92er genommen. Bei Mme Jourdan traf ich [...], und wir redeten über die Abzeichen-Frage. In diesem Augenblick war ich entschlossen, es nicht zu tragen. Ich betrachtete es als eine Schande und als Beweis der Unterwerfung unter die deutschen Gesetze.

Heute Abend hat sich alles wieder geändert: Ich finde, es ist Feigheit, es nicht zu tun, gegenüber jenen, die es tun werden.

Bloss, wenn ich es trage, will ich immer sehr elegant sein und sehr würdevoll, damit die Leute sehen, was es bedeutet. Ich will das tun, was am mutigsten ist. Heute Abend glaube ich, es zu tragen ist am mutigsten.

Bloss, wohin soll das alles führen?

Ich bin zu Grossmama gegangen, wo ich Mile Detraux getroffen habe. Grossmama hat mir eine hinreissende Brosche geschenkt und einen Umschlag. Als Jean gekommen ist, hat Nicole mir plötzlich alles gesagt. Ich habe begriffen, warum sie gestern so «benommen» war. Das hat mir einen Schock versetzt.

Und dann hat die Unruhe, die so sehr an den 14. und 15. Mai 40 erinnerte, den Schmerz verdrängt.

Zum Glück ist Grossmama taub.

Um halb sechs habe ich mit Jean wieder die Metro genommen,

bis La Motte-Picquet. Am Institut habe ich eine Stunde gewartet und mit Maurice Saur und Paulette Bréant geplaudert. Die Ergebnisse wurden erst um sieben bekanntgegeben. Ich sah Cécile Lehmann kommen, die ich gestern in Schwarz erblickt zu haben meinte. Sie hat mir guten Tag gesagt, und mit ihrem schönen blauen und offenen Blick hat sie mir ohne Zittern gesagt, dass ihr Vater im Konzentrationslager Pithiviers gestorben ist. Ich weiss nicht, ob die anderen, die dabei waren, genauso empfanden wie ich. Mir war, als stünde ich plötzlich einem ungeheuren, unausweichlichen, untröstlichen Schmerz gegenüber. Jeden Dienstagmorgen, wenn ich sie sah, fragte ich sie nach ihrem Vater. Allein diese Tatsache machte ihn für mich *lebendiger* als alles andere. Dieser brutale Verlust, die masslose Ungerechtigkeit dieses Endes, das ist entsetzlich – vor allem, weil ich dieses Mädchen sehr gern habe.

Ich hatte überhaupt keine Lust, mich zu freuen, als alle Kameraden ankamen und mir gratulierten. Der Gedanke an diesen Tod liess mich nicht mehr los und machte alles Übrige völlig unwichtig.

Montag, 8. Juni

Heute ist der erste Tag, an dem ich wirklich das Gefühl habe, in Ferien zu sein. Das Wetter ist strahlend schön, sehr kühl nach dem Gewitter von gestern. Die Vögel zwitschern, ein Morgen wie der bei Paul Valéry. Auch der erste Tag, an dem ich den gelben Stern tragen werde. Das sind die beiden Seiten des gegenwärtigen Lebens: die Frische, die Schönheit, die Anfänge des Lebens, verkörpert in diesem klaren Morgen; die Barbarei und das Böse, dargestellt durch diesen gelben Stern.

*

Gestern haben wir in Auber gepicknickt. Als Mama um Viertel nach sechs in mein Zimmer kam (sie fuhr mit Papa und Denise sehr früh los), öffnete sie die Fensterläden; der Himmel leuchtete hell, aber mit goldgelben Wolken, die nichts Gutes verhiessen. Um Viertel vor sieben lief ich, allein im morgendlichen Haus, barfuss in den kleinen Salon, um auf das Barometer zu schauen. Der Himmel verdüsterte sich rasch. Donner grollte. Aber nie zuvor haben die Vögel so laut gesungen. Um halb acht bin ich aufgestanden und habe mich von Kopf bis Fuss gewaschen. Ich habe mein rosarotes Kleid angezogen, ich fühlte mich frei wie ein Vogel in der Luft, mit den nackten Beinen. Während ich frühstückte, prasselte Regen nieder, es war immer noch sehr schwül. Ich ging in den Keller hinunter, um Wein zu holen, fast hätte ich mich verirrt.

Um halb neun verliess ich das Haus. Ich hatte nur einen Gedanken im Kopf: Ohne Zwischenfall bis zum Bahnhof kommen. Denn gestern ist die Verordnung in Kraft getreten. Die Strassen waren noch menschenleer. In der Halle der Gare Saint-Lazare habe ich endlich aufgeatmet. Ich wartete eine Viertelstunde. Als Erster kam J.M., er trug eine Jacke aus weisser Tussahseide, in der er wie ein amerikanischer Schauspieler wirkte. Er war sehr schön. Dann kam Françoise, sehr unternehmungslustig. Als ich sie fragte: «Wie gehfs?», antwortete sie: «Schlecht», und ich verstummte, weil es nicht ihre Art ist, solche Antworten zu geben. Daraufhin erklärte sie mir in ihrem schnellen Tonfall und mit abgewandtem Blick, wie immer, wenn sie von ihrem Vater spricht, dass ihr Vater wahrscheinlich aus Compiègne abgeholt worden ist, zur Räumung eines von den Engländern bombardierten Bahnhofs, Köln. Ich brachte kein Wort heraus.

Inzwischen war Molinié eingetroffen, zweimal lief er wieder weg, um Besorgungen für seine Mutter zu machen (Rue de la Pé-

pinière). Kurz darauf kamen die Pineaus und Claude Leroy, und schliesslich Nicole. Bis halb zehn haben wir auf Bernard gewartet. Dann sind wir zu den anderen gegangen (Nicole, Françoise und die Pineaus, die schon im Zug sassen). Es gab das übliche Hin und Her wegen der Plätze. Zuletzt sass ich mit Molinié an einem Ende, und am anderen Ende sassen die Pineaus und Claude Leroy, und in der Mitte Nicole, Françoise und Morawiecki. Es regnete hoffnungslos, und der Himmel war grau und verhangen. Doch irgendetwas sagte mir, dass alles gut würde.

In Maisons-Laffitte stiegen viele Leute aus, und ich setzte mich mit Molinié zur mittleren Gruppe. An der nächsten Haltestelle setzte sich Jean Pineau neben mich. Mir war, als hätte ich ihn noch gar nicht gesehen. Plötzlich habe ich ihn wiederentdeckt.

Nach diesem Tag habe ich ihn mit J.M. verglichen, und obwohl ich ihn noch nicht sehr gut kenne, ist er am Ende der Sieger. Alle sind von ihm angetan, sogar die Eltern, von seiner Energie und seinem moralischen Wert; es ist merkwürdig, er ist der einzige Junge, von dem man sagen kann, dass er *moralisch* gesehen von einer seltenen Art ist. Was bei ihm durchscheint, ist Energie und Geradheit.

Montagabend

Mein Gott, ich habe nicht geglaubt, dass es so hart sein würde.

Den ganzen Tag über hatte ich grossen Mut. Ich ging mit hocherhobenem Kopf und habe den Leuten so fest ins Gesicht geblickt, dass sie die Augen abwandten. Aber es ist hart.

Übrigens schauen die meisten Leute nicht hin. Am schlimmsten ist es, anderen Leuten zu begegnen, die ihn tragen. Heute Morgen bin ich mit Mama ausgegangen. Zwei Knirpse auf der

Strasse zeigten mit dem Finger auf uns und sagten: «Äh? Hast du gesehen? Jude.» Doch sonst verlief alles normal. Auf der Place de la Madeleine haben wir Monsieur Simon getroffen, der anhielt und vom Fahrrad stieg. Ich fuhr allein mit der Metro weiter bis Étoile. Von der Place de l'Étoile bin ich ins Artisanat gegangen, um meinen Arbeitskittel abzuholen, dann habe ich den 92er genommen. Ein junger Mann und ein junges Mädchen warteten, ich sah, wie das junge Mädchen seinen Begleiter auf mich aufmerksam machte. Dann redeten sie miteinander.

Instinktiv habe ich den Kopf gehoben – in die pralle Sonne –, ich hörte: «Das ist empörend.» Im Bus war eine Frau, wahrscheinlich eine *maid*, die mir schon vor dem Einsteigen zugelächelt hatte und die sich mehrere Male umdrehte und lächelte; ein eleganter Herr schaute unverwandt auf mich: Ich konnte nicht erraten, was dieser Blick zu bedeuten hatte, aber ich schaute stolz zurück.

Ich bin noch einmal aus dem Haus gegangen, um an die Sorbonne zu fahren; in der Metro hat mich wieder eine Frau aus dem Volk angelächelt. Mir stiegen Tränen in die Augen, ich weiss nicht warum. Im Quartier Latin waren kaum Leute unterwegs. Es gab nichts zu tun in der Bibliothek. Bis vier sass ich herum, träumte vor mich hin, in dem kühlen Raum, durch dessen heruntergelassene Rolläden ockergelbes Licht drang. Um vier ist J.M. hereingekommen. Es war eine Erleichterung, mit ihm zu sprechen. Er hat sich vor mein Schreibpult gesetzt und blieb dort bis zum Schluss, plauderte und sagte manchmal auch gar nichts. Eine halbe Stunde lang ging er weg, um Karten für das Konzert am Mittwoch zu holen; dazwischen kam Nicole.

Nachdem alle die Bibliothek verlassen hatten, habe ich meine Jacke hervorgeholt und ihm den Stern gezeigt. Aber ich konnte ihm dabei nicht ins Gesicht blicken, ich machte ihn ab und hefte-

te das blauweissrote Strüsschen, mit dem ich ihn befestigt hatte, an mein Knopfloch. Als ich aufschaute, sah ich, dass er mitten ins Herz getroffen war. Ich bin sicher, er hat nichts gehaut. Ich fürchtete, unsere ganze Freundschaft könnte dadurch plötzlich zerbrechen, kaputtgehen. Doch anschliessend sind wir bis Sèvres-Babylone gegangen, er war sehr nett. Ich frage mich, was er gedacht hat.

Dienstag, 9. Juni

Heute war es noch schlimmer als gestern.

Ich bin erledigt, als hätte ich einen Spaziergang von fünf Kilometern gemacht. Mein Gesicht ist angespannt, weil ich mich ständig zusammennehmen musste, um die Tränen zurückzuhalten, die mir, ich weiss nicht warum, in die Augen stiegen.

Heute Morgen war ich zu Hause geblieben, um Geige zu üben. Bei Mozart hatte ich alles vergessen.

Aber heute Nachmittag ging alles wieder los, um zwei sollte ich Vivi Lafon nach der Agrég abholen. Ich wollte den Stern nicht tragen, schliesslich habe ich es doch getan, weil ich meinen Widerstand feige fand. Zuerst waren da zwei kleine Mädchen in der Avenue de La Bourdonnais, die mit dem Finger auf mich gezeigt haben. Und dann in der Metro, Station École Militaire (als ich ausstieg, sagte eine Dame zu mir: «Guten Tag, Mademoiselle»), sagte mir der Kontrolleur: «Letzter Wagen.» Das Gerücht, das sich gestern verbreitet hatte, stimmte also. Es war, als würde ein böser Traum plötzlich Wirklichkeit. Die Metro fuhr ein, ich stieg in den ersten Wagen. Beim Umsteigen habe ich den letzten genommen. Es waren keine Abzeichen zu sehen. Aber im Nachhinein stiegen mir Tränen des Zorns und der Empörung in die Augen, ich musste den Blick auf etwas heften, damit sie versiegten.

Um Punkt zwei kam ich in den grossen Hof der Sorbonne, ich glaubte, Molinié in der Mitte zu erblicken, war mir aber nicht sicher und wandte mich deshalb zur Halle unterhalb der Bibliothek. Er war es doch, denn er kam mir hinterher. Er redete sehr freundlich mit mir, doch sein Blick mied meinen Stern. Wenn er mich ansah, schaute er weiter nach oben, und unsere Augen schienen zu sagen: «Achten Sie nicht darauf.» Er hatte gerade seine zweite Prüfung in Philosophie hinter sich.

Dann verabschiedete er sich, und ich ging zum Fuss der Treppe. Die Studenten schlenderten umher, warteten, manche sahen mich an. Kurz darauf kam Vivi Lafon herunter, eine Freundin von ihr erschien, und wir stellten uns in die Sonne. Wir sprachen über die Prüfung, aber ich spürte, dass alle Gedanken um dieses Abzeichen kreisten. Sobald sie allein mit mir sprechen konnte, fragte sie, ob ich denn keine Angst hätte, jemand könnte mir mein blauweissrotes Sträusschen herunterreissen, und dann sagte sie: «Ich kann die Leute einfach nicht damit sehen.» Ja, ich weiss; es tut den anderen weh. Aber wenn sie wüssten, was für eine Kreuzigung es für mich ist. Ich habe gelitten, dort, in dem sonnigen Hof der Sorbonne, unter all meinen Kameraden. Mir schien plötzlich, dass ich nicht mehr ich selbst war, dass sich alles verändert hatte, dass ich eine Fremde war, als befände ich mich mitten in einem Albtraum. Ich sah bekannte Gesichter um mich herum, doch ich spürte ihren Kummer und ihre Betroffenheit. Es war, als hätte ich ein rotes Brandmal auf der Stirn. Auf den Treppenstufen standen Mondoloni und der Mann von Mme Bouillat. Sie wirkten betroffen, als sie mich sahen. Und dann war da noch Jacqueline Niaisán, die mit mir sprach, als ob nichts wäre, und Bose, der verlegen wirkte, aber ich habe ihm die Hand hingestreckt, um ihm über seine Befangenheit hinwegzuhelfen. Ich war ganz natürlich, an der Oberfläche. Aber ich habe einen Alb-

traum durchlebt. Irgendwann kam Dumurgier, dem ich ein Buch geliehen hatte, und fragte mich, wann er mir meine Mitschrift zurückgeben könne. Er wirkte natürlich, aber ich hatte den Eindruck, das war Absicht. Als ich endlich J.M. herauskommen sah, ich weiss nicht, was in mir vorging, es war eine plötzliche Erleichterung, als ich sein Gesicht sah, weil er Bescheid wusste und mich kannte. Ich rief ihn; er drehte sich um und lächelte. Er war sehr blass. Dann sagte er: «Entschuldigen Sie, ich weiss wirklich nicht mehr, wo ich bin.» Ich begriff, dass er völlig durcheinander und erledigt war. Aber trotzdem lächelte er und sah kein bisschen so aus, als habe er sich irgendwie verändert.

Nach einer Weile fragte er mich, ob ich irgendetwas vorhätte. Er sagte, er komme gleich wieder zu mir in den Hof, er wolle nach Molinié schauen. Ich bin zurück zu der Gruppe mit Vivi Lafon, Marguerite Cazamian und einer anderen Kleinen, die bezaubernd ist. Kurz darauf nahmen sie mich mit in den Luxembourg. Ich weiss nicht, ob J.M. zurückgekommen ist. Aber es war besser, nicht auf ihn zu warten. Für uns beide: ich war zu nervös, und er hätte geglaubt, ich wäre seinetwegen gekommen. Im Luxembourg haben wir uns mit Zitronenwasser und Orangeade an einen Tisch gesetzt. Sie waren bezaubernd. Vivi Lafon, Mlle Cochet, die seit zwei Monaten verheiratet ist, die Kleine, deren Namen ich nicht weiss, und Marguerite Cazamian. Aber ich glaube, keine von ihnen hat verstanden, wie sehr ich leide. Hätten sie verstanden, dann hätten sie gesagt: «Aber warum tragen Sie es überhaupt?» Vielleicht waren sie ein wenig schockiert zu sehen, dass ich es trage. In manchen Augenblicken frage ich mich selbst, warum ich das tue, natürlich weiss ich, ich tu's, weil ich meinen Mut erproben will.

Ich habe eine Viertelstunde mit Vivi und Mlle Cochet in der

Sonne gegessen, dann bin ich zurück ans Institut, in der Hoffnung, Nicole und Jean-Paul zu sehen; ich fühlte mich ein wenig verlassen. Auch wenn ich Nicole nicht gesehen habe, spürte ich doch plötzlich Zuversicht; natürlich hat meine Ankunft ein gewisses Aufsehen erregt, aber da alle von ihm wissen, war niemand verlegen. Monique Ducret war da, sie ist furchtbar nett und hat lange mit mir gesprochen, absichtlich – ich weiss, was sie denkt; dann hat sich der Junge, der Ibalin heisst, umgedreht (er suchte gerade nach einer Signatur), und als er es sah, zuckte er zusammen, doch er kam ostentativ näher und beteiligte sich an unserem Gespräch – wir redeten über Musik. Das Thema hatte keine Bedeutung, wichtig war nur, die stillschweigende Freundschaft zum Ausdruck zu bringen, die uns verband.

Auch Annie Digeon war bezaubernd. Ich bin wieder gegangen und habe auf der Post vorbeigeschaut, um eine Briefmarke zu kaufen, von neuem war meine Kehle wie zugeschnürt, und als mir der Angestellte zulächelte und sagte: «Kopf hoch, so sind Sie noch viel hübscher als vorher», wäre ich beinahe in Tränen ausgebrochen.

Ich bin wieder Metro gefahren, der Kontrolleur hat nichts gesagt. Und ich bin zu Jean gegangen. Claudine war auch da. Jean geht nicht aus dem Haus. Wenn Claudine nicht dagewesen wäre, hätte ich lange mit Jean reden können. Aber sie war da, sie legte ein *blight* auf jedes Thema, und ich wagte mich nicht allzu weit vor, weil ich wusste, sie würde uns widersprechen. Dieser Besuch, der phantastisch hätte sein können, war am Ende bedrückend, und ich bin heimgegangen, ohne das Abzeichnen.

Jetzt, als ich Mama von meinem Tag erzählte, musste ich schnell in mein Zimmer laufen, um nicht zu weinen, ich weiss nicht, was ich habe.

J.M. hat gegen halb drei hier angerufen, um zu sagen, dass er

morgen früh um Viertel vor zehn auf mich wartet; sicher ist er zurückgekommen, um mich zu holen. Sein Verhalten ist grossartig, und ich bin sehr dankbar, oder vielmehr habe ich genau das von ihm erhofft.

Mittwoch, 10. Juni

Heute Morgen war ich im Konzert am Trocadéro. Ich habe es nicht getragen.

Als ich hinkam, regnete es und war kalt. Ich sah Nicole und J.M. oben auf der Treppe miteinander sprechen. Simone kam wenig später. Aber genaugenommen blieben wir getrennt. Es ist das erste Mal, dass ich ganz allein mit einem Jungen ins Konzert gehe.

Es ist wundervoll, von jemand anders umsorgt zu werden, zum Beispiel als er mir in die Jacke half, so etwas bin ich nicht gewöhnt. Er gibt mir ein Gefühl von feiner Lebensart, fast von Luxus.

Francine Bacri ist zum Fünfuhrtee gekommen.

Donnerstag, 11. Juni

Wir sind in Auber gewesen.

Um sieben mit dem Zug nach Mantes. Den Vormittag haben wir damit verbracht, Erdbeeren und Kirschen zu pflücken.

Wir waren zu viert, sehr fröhlich, vielleicht mit dem Gefühl, endlich wieder einmal alle zusammen zu sein, alle, die von der Familie hier noch übrig sind. Und auch, weil sich die Spannung löste.

Wir sind mit dem Zweiuhrzug zurückgefahren.

Ich bin mit Mama zu Grossmama gegangen, um die Fotos zu holen. In Paris war die Sonne hervorgekommen, es war sehr warm. Die Fotos waren ausgezeichnet. Ich bin wie auf Flügeln hierher geschwebt, so zufrieden war ich.

Mile Fauque ist zum Fünfuhrtee gekommen. Ich habe ihr mei-

ne erste Englischstunde gegeben. Schritt für Schritt gewann ich an Autorität.

Mit der Fünfuhrpost zwei Karten von Jacques erhalten, eine von Vladimir und eine von Gérard.

Annie Léauté ist zum Abendessen gekommen. Nach dem Essen haben wir eingekocht und dummes Zeug geredet.

Freitag, 12.

Ich bin schlecht gelaunt aufgestanden, ich war unfreundlich zu Mama. Sie wollte Jacques⁴ Karten von mir haben. Ich glaube, ich habe *snappily* geantwortet, unabsichtlich. Und alles ist noch schlimmer geworden.

Und dann, beim Weggehen, wollte ich ihr auf Wiedersehen sagen, mit meinem Abzeichen auf der Brusttasche. Das hat sie natürlich gekränkt. Sie sagte, ich solle es woanders hintun. Ich war wütend, weil ich es tragen muss. Ich habe es kurzerhand abgemacht und auf meinen Regenmantel getan. Da sagte sie, ich solle es wieder zurücktun. Wir haben uns gegenseitig in Wut geredet, und ich habe beim Gehen die Tür hinter mir zugeknallt.

Ich bin über den ganzen Champ-de-Mars gelaufen, um die Metro an der Station La Motte-Picquet zu nehmen (ich wollte bei *La Petite Marquise* einen Kuchen kaufen). Die Boches exerzierten, ihre Befehle klangen wie Tiergebrüll.

Ich fuhr mit der Metro bis Odéon. Danach schlenderte ich durchs Quartier Latin. Ich ging in die Bibliothek, wo Maurice Saur, während er mit mir sprach, ganz offensichtlich nach meinem Stern suchte. Er war verlegen. Ich habe in der Rue Gay-Lussac einen Mallarmé gekauft und dann gewartet, bis die Prüflinge um elf aus der Agrég kommen. Während noch niemand herauskam, sah ich J.M. über den Hof gehen. Er drehte sich um und sah mich. Schliesslich hat er mich bis nach Hause begleitet. Ich

habe auf dem ganzen Weg geredet, noch nie habe ich so viel geredet. Ich weiss nicht mehr, was ich gesagt habe.

Ich habe auch Sparkenbroke gesehen, der einen leicht schlammigen Eindruck machte mit den zu langen Haaren. Ich erkannte ihn nicht wieder. Neben dem anderen wirkte er weibisch. Irgendetwas stimmte nicht.

Heute Nachmittag ist Françoise Masse gekommen; wir plauderten eine Stunde, dann sind wir in die Salle Gaveau, zum Interpretationskurs von Marguerite Long und Jacques Thibaud. Wir waren um vier mit Françoise und Jean Pineau verabredet. Nicole und Denise waren da. Wir hatten eine Loge. Das Konzert war phantastisch.

Wir gingen zu Fuss nach Hause. Bevor wir uns in der Avenue Bosquet von den Pineaus verabschiedeten, haben wir noch lange miteinander gesprochen. Wundervolles, umwerfendes Gefühl, *wirkliche* Freunde zu haben, die einen lieben, die einen verstehen. Noch nie hatte ich dieses Gefühl. Als wir einander die Hand schüttelten, sagte Jean Pineau: «Auf jeden Fall seid ihr phantastische Mädchen, doch, doch, wundervoll.» Das kam ihm geradewegs aus dem Herzen, ein Gedanke, der in allen unseren Gesprächen unterschwellig da ist und diese einzigartige Stimmung schafft. Ich war so dankbar, dass ich die Strasse überquerte, ohne zu wissen, was ich tat.

Wenn ich diese Woche Revue passieren lasse, merke ich, dass ein düsterer Himmel über ihr schwebt, es war eine tragische Woche, eine verstörende, chaotische Woche. Aber zugleich ist etwas Erhebendes in dem Gedanken an das wundervolle Verständnis, das ich gefunden habe, die Pineaus, J.M. Schönes vermischt sich mit dem Tragischen. Eine Art Festigung der Schönheit mitten im Hässlichen. Das ist sehr seltsam.

*

Samstag, 13. Juni

Beim Musizieren haben wir das Vierte Quartett von Beethoven, ein Streichtrio von Beethoven gespielt. Ich habe den ganzen Nachmittag gespielt, und am Abend war ich erledigt.

Sonntag, 14. Juni

Aubergenville mit Simone und Françoise.

Wir waren alle sehr aufgekratzt. Besonders Nicole und ich waren wieder in der albernen und wundervollen Stimmung der alten Tage – ich weiss nicht warum, es überkommt uns vor allem beim Geschirrspülen. Wir nennen das unsere Euphorie.

Wir haben «Galon»-Kirschen gegessen, dummes Zeug geredet. Uns gegenseitig aufgezogen wegen Jean Pineau und Jean-Paul. Wir waren vollkommen *cracked*. Aber es war phantastisch.

Montagabend, 15. Juni

Das Leben ist weiterhin seltsam schäbig und seltsam schön. Es geschehen jetzt für mich Dinge, von denen ich immer geglaubt habe, sie kämen nur in der Welt der Romane vor.

Zum Beispiel habe ich heute Abend, als ich von der Sorbonne nach Hause ging, in der Avenue de La Bourdonnais zufällig Jean Pineau getroffen. Er blieb stehen, wir haben ein paar Worte gewechselt, er hatte wie immer seinen schönen offenen Blick und sein Lächeln, das sich jeden Augenblick in Lachen verwandeln kann. Er hielt einen Rosenstrauss in der Hand. Plötzlich sagte er: «Möchten Sie nicht meine Blumen haben?», und ich sagte ja. Ich habe sie genommen. Sowie ich sie im Arm hielt, war ich verwirrt und entsetzt über das, was ich getan hatte. Aber er liess sich nicht umstimmen; wir haben beide gelacht und uns mit einem freundschaftlichen Händedruck verabschiedet.

In der Bibliothek habe ich bis drei *Schuld und Sühne* gelesen, das mich jetzt gepackt hat. Irgendwann ging die Tür auf, und ich wusste, mit erstaunlicher Ruhe, dass J.M. hereinkam. Er ist eine Weile geblieben, dann wieder gegangen, um zu telefonieren. Es ist seltsam, wir wussten nicht, was wir sagen sollten. Er hatte mir Bücher mitgebracht. Er fing an: «Also, an welchem Tag war das gleich?...» und suchte fünf Minuten nach Worten; schliesslich sagte er, er habe Freitagabend bei uns zu Hause angerufen, um mich zu fragen, ob ich mit Molinié und ihm das Ende der Prüfungen feiern wollte. Bernadette hatte mir nichts davon gesagt.

Gegen fünf ist plötzlich viel zu tun. Er redete mit Mondoloni. Und er ist gegangen, ohne dass ich mit ihm sprechen konnte; ich habe auch irgend so etwas gemurmelt, als er sich verabschiedete, und er liess es mich dreimal wiederholen, um es schliesslich doch nicht zu verstehen. Er sagte auf Englisch: «*Ifs crowded now*», und ging.

Einer, der Stalin genannt wird (und der es weiss), ist bis zum Schluss geblieben, vielleicht, weil er sein Mitgefühl zeigen wollte – ich hatte den Stern auf meiner Brusttasche. Wir haben die Metro genommen, Nicole, Jean-Paul, Suzanne Bénezech und ich. In der Rue de TÉcole-de-Médecine habe ich Gérard Caillé getroffen, der mit uns kam. Er ist ein sehr hübscher Kerl, doch er weiss es. Er spielt den Charmeur.

Zu Hause habe ich zwei Karten von Odile vorgefunden.

Dienstag, 16. Juni

Seltsamer Tag. Ich bin mit Nicole nach Aubergenville gefahren, um das Schwein zu holen. Wir haben den Vormittag in unserer «Euphorie» verbracht. Es war phantastisch.

Und dann war ich um vier wieder zu Hause, mit einem furchtbar schweren Korb, habe eine Tasse Tee getrunken, war sehr guter Laune. Ohne irgendeinen triftigen Grund.

Plötzlich fällt mir ein, dass ich schon lange nicht mehr an Gérard gedacht habe und dass ich ihn einfach vergessen kann. Und mir krampft sich das Herz zusammen bei dem Gedanken, dass es ausgerechnet in dem Augenblick geschieht, da er auf die Plateaus hinauf ist. Und da er mich gebeten hatte, ihm oft zu schreiben. Die Entfernung erscheint mir dreimal so weit; ich beginne wieder anders zu leben. Wie konnte ich nur alles vergessen? Es gibt Augenblicke, in denen ich tragische Möglichkeiten voraussehe. In der übrigen Zeit aber bin ich mir dieser Dinge nicht bewusst.

Es ist offensichtlich, dass ich ihn nicht liebe, wie man lieben sollte.

Wie kann ich das nur so gleichgültig hinschreiben.

Zum Glück habe ich darum gerungen, aufrichtig zu sein. Was soll aus all dem werden? Ich kann nicht weiter schauen als bis morgen.

*

Mittwoch, 17. Juni

Noch nie habe ich so etwas wie heute Morgen gehört.

Das Konzert war *herrlich*.

Und nie werde ich das Adagio des Konzerts in E hören können, ohne dass mir ein bisschen zum Weinen zumute sein wird. Ich hatte Mühe, mein Gleichgewicht wiederzufinden. Es hat sich erst während meines Spaziergangs durchs Quartier Latin eingestellt, auf der Suche nach einem Thukydides für Jacques. Ich bin zu Gibert gegangen, zu Didier, in die Rue Soufflot, auf den Boulevard Saint-Michel. Und beim Schmökern ist wieder Normalität eingekehrt.

Ich habe den Tag bei Grossmama beendet.

*

Claude Mannheim ist gestern gestorben, nachdem er zwei Monate gelitten hat. Es kann keine schlimmere, untröstlichere Verzweiflung geben, als seinen Mann zu verlieren, wenn man jung ist. Denise bleibt mit zwei kleinen Mädchen zurück. Was wird das Leben nun für sie bedeuten?

*

Donnerstag, 18. Juni

Artisanat, Methey.

Ich habe nach dem Mittagessen eine Viertelstunde geschlafen. Das hat mich an Bergerac erinnert.

Pierre Detœuf ist um halb drei gekommen.

Nachmittag bei Jean. Doch ich habe Jean nicht gesehen, oder fast nicht. Zuerst kam Denise Sicard. Dann wollte Claudine, dass ich spiele. Dann traf Mme Simon ein, ich habe mit ihr gespielt.

Ich musste um halb sieben weg, wegen der Stunde von Mile Fauque.

Die Brocards und Mme Lévy sind zum Abendessen gekommen.

Donnerstag

Bin ich bis jetzt verrückt gewesen und sehe jetzt klar?

Bin ich in diesem Augenblick verrückt?

Heute Abend habe ich vier Karten von Gérard erhalten. Er kann nicht wissen, was in mir vorgeht. Er hat Vertrauen, Vertrauen trotz meiner Kälte. Er weiss nichts vom Übrigen. Er wartet auf unser Wiedersehen. Das hätte mir vor drei Wochen Glück in Aussicht gestellt. Heute Abend machte es nur einen sehr schmerzlichen Eindruck auf mich.

Ich weiss nicht, ob ich recht habe.

Vor einem Monat war ich richtungslos. Jetzt hat etwas in mir eine andere Richtung genommen, weil ich versucht habe, normal

zu leben, als ob nichts wäre. Und nun ist das geschehen.

Ich glaube, es stand geschrieben. Es musste geschehen. Von Anfang an habe ich mich gefragt, ob ich mich nur gebunden hatte, weil ich niemand anders kannte. Niemand, nicht einmal Mama, hat meine Angst verstanden. Doch, vielleicht Yvonne, aber sie ist weit weg.

Eine Woche lang habe ich versucht zu kämpfen. Aber wozu soll das gut sein? Wenn dies geschehen soll, kann ich es, darf ich es nicht verhindern.

Ich weiss nicht, ob dieses andere sicher ist, es hat mich bloss ganz plötzlich begreifen lassen, dass beim ersten Mal nichts von mir beteiligt war.

Oder vielmehr war nur mein Kopf beteiligt. Man kann nicht mit dem Kopf und dem Verstand lieben.

Ist es, weil ich ihn nicht sehe, dass ich ihn nicht auf andere Weise liebe? Das ist die ganze Frage.

Immer habe ich gedacht, dass mir bei Gérard etwas fehlte.

Habe ich recht oder unrecht?

Wenn er hier wäre, und wenn zwischen uns nichts wäre, könnte ich frei wählen. Aber die blossе Tatsache, dass ich gebunden bin, quält mich und hindert mich vielleicht, klar zu sehen.

Ich kann nicht leugnen, dass ich gebunden bin. Aber ich weiss nicht, wie es dazu kam. Es liegt alles nur daran, dass ich zu gern Briefe schreibe.

Man müsste alles ganz von vorne anfangen. Jetzt sehe ich keine, überhaupt keine Zukunft.

Heute Nacht bin ich weinend eingeschlafen. Ich hatte mit Mama gesprochen. Sie war mir gute Nacht sagen gekommen. Sie war länger im Zimmer geblieben. Ich wusste, dass sie darauf wartete. Ich habe es ihr gesagt, und danach habe ich es bereut, weil

ich meine Gedanken verdreht habe, weil ich nicht weiss, ob ich denke, was ich sage, weil es unfair ist, falsche Dinge zu sagen, weil ich nicht will, dass man sich um mich kümmert, weil es mich natürlich zum Weinen gebracht hat.

Und heute Morgen beim Aufwachen war der Streit in meinem Kopf sofort wieder da. Ausserdem bin ich vollkommen ausge-
laugt, wie nach einem Weinkrampf.

Ich lese noch einmal die Karten von gestern Abend. Sie rühren mich, gegen meinen Willen. Doch mit einer schmerzlichen Emp-
findung, als wären sie etwas Verlorenes; etwas zu Ende Gegan-
genes.

Wie ist es gekommen, dass ich ihm erlaubt habe, mir so zu schreiben, ohne dass ich ihn liebe? Wenn ich lese, sage ich mir, dass ich etwas Wunderbares verliere. Und wenn ich nachdenke, erscheint wieder der alte Dualismus.

Ich habe geantwortet.

Eine konfuse, enttäuschende, entmutigende Karte.

Als ich anfang, erinnerte ich mich plötzlich an das Vergnügen, mit dem ich früher schrieb. Mir war, als ob etwas zerbrochen sei, ich war gelähmt.

Früher muss ich blind gewesen sein. Ich hätte nicht so schrei-
ben dürfen, solange ich meiner Gefühle nicht sicher war.

Aber hat sich wirklich alles geklärt? Oder bin ich jetzt blind? Und wenn sich wirklich alles geklärt hat, werde ich mich nicht in der Wüste wiederfinden?

Singleness of mind.

*

M. Boisserie zum Mittagessen.

Musik bei den Lyon-Caens. Ich war furchtbar nervös und völ-
lig benommen. Françoise hat es gemerkt.

Nachdem M. Lyon-Caen gegangen war, habe ich noch mit Françoise geplaudert, es ging mir besser. Anschliessend habe ich Mama bei Grossmama abgeholt.

Ich habe meine Tasche in der Rue de Longchamp vergessen.

Samstag, 20.

Ich bin meine Tasche holen gegangen. Françoise hatte vergessen, sie bei der Concierge abzugeben. Ich bin hinaufgegangen; ich habe dreimal geläutet. Diese Tür war mir vertraut und beinahe feindlich geworden, ich mochte sie nicht mehr. Es war niemand da. Als ich hinunterging, habe ich M. Lyon-Caen getroffen, der nach Hause kam; ich bin wieder hinauf, und er hat im Zimmer von Françoise gesucht, erfolglos. Mir war das Komische an der Situation dunkel bewusst: Wir beide allein in dieser Wohnung, ich, fast ein regelmässiger Gast. Doch mir war nicht zum Lachen zumute.

Ich bin ohne Tasche fort, mit der Metro bis Saint-Augustin. Von da bin ich zu Fuss bis zu Galignani. Ich habe die Gedichte von W. de la Mare gekauft.

Beim Musizieren war ich grässlicher Laune, aber ich konnte mir nicht einmal einen kleinen Ruck geben.

Und dann noch Denise, die mich mit ihrem Leid zur Verzweiflung bringt. Auch sie leidet; aber sie sagt nichts. Ich weiss es trotzdem.

Mittwoch, 24. Juni

Ich wollte dies hier gestern Abend aufschreiben. Doch ich war viel zu benommen und hätte die Kraft nicht aufgebracht.

Heute Morgen zwingt mich ich dazu, weil ich mich an alles erinnern will.

Als ich zum ersten Mal aufwachte und das Morgenlicht durch die Fensterläden sah, kam mir plötzlich der Gedanke, dass Papa an diesem Morgen nicht sein gewohntes Frühstück bekommen würde, dass er sich nicht an den Frühstückstisch setzen, seine Scheiben Toastbrot nehmen und Kaffee eingiessen würde. Das hat mir ungeheuer wehgetan.

Das war nur beim ersten Mal, nach und nach (ich bin oft wieder eingenickt) kamen andere Gedanken, die mich begreifen liessen, was geschehen war, das Geräusch der Schlüssel in seiner Tasche, der Fensterläden, die er in seinem Zimmer öffnete, darauf warte ich immer, bevor ich aufstehe, weil er das Gas anzünden geht. In solchen Augenblicken begreife ich es. Jetzt, in diesem Augenblick begreife ich es nicht wirklich.

*

Es war gestern, ungefähr um diese Zeit. Ich war am Vormittag zweimal weggegangen. Beim ersten Mal hier ins Viertel, um für das Mittagessen nach Rahmkäse zu schauen – Simone sollte kommen. Beim zweiten Mal hatte ich den 92er bis Étoile genommen, um ins Artisanat zu gehen, und von da bin ich in die amerikanische Bibliothek gegangen. Da ich mit Papa zurückwollte, dachte ich, es sei noch zu früh, und trödelte in der Rue de Téhéran.

Als ich in die Rue de La Baume kam, stand die ganze Familie Carpentier vor der Pförtnerloge, ich sagte ihnen guten Tag, und sie gaben kaum Antwort. Sie sahen besorgt aus, ich insitierte nicht weiter; immerhin habe ich den Hund gekrault, doch angesichts von Mme Carpentiers Schweigen trat ich wortlos in die Eingangshalle. Haraud folgte mir, es kam mir ein bisschen seltsam vor, dass er mit mir hineinging, doch ich besann mich und dachte, er habe hier etwas zu tun. Mein Argwohn wurde auch dadurch zerstreut, dass er, als ich sagte: «Es ist angenehm hier», im

natürlichsten Tonfall der Welt erwiderte: «Ja, es ist kühl.» Als ich mich jedoch anschickte, die Treppe hinaufzugehen, folgte er mir. Wieder wurde meine Neugier geweckt. Ich fragte, ob Papa da sei, er verneinte. Später erinnerte ich mich, dass seine Antwort ziemlich undeutlich gewesen war. Er sagte, ich solle zum Herrn Direktor gehen. Ich sagte: «Papa wird schon wiederkommen.» Er bejahte, aber ich weiss nicht, ob er wirklich wusste, was er da sagte. Oben an der Treppe sah ich Carpentier, der um diese Zeit den Bürodienstler spielt; ich fragte noch einmal, ob Papa da sei. Er antwortete: «Nein, aber wenn Mademoiselle zum Herrn Direktor gehen möchten.» Da ist meine Neugier in Angst umgeschlagen, ich sah, dass Carpentier und Haraud einander anschauten. Diese ganze Geheimnistuerei ging mir auf die Nerven. Aber da ich nichts dramatisieren wollte, verdrängte ich meinen ganzen Argwohn mit erstaunlicher Leichtigkeit. Als Carpentier mir jedoch die Tür zu M. Duchemin öffnete, sagte ich mir: «Jetzt kann ich hineingehen», und ich habe nichts mehr verdrängt. M. Duchemin stand auf, ich sagte: «Was ist los?»

Er begann mit: «Also, Hélène, ich habe Ihren Vater heute Morgen gesehen, er hat mir diese kurze Nachricht hinterlassen.» Ich hatte kein Wort verstanden von dem, was er sagte, und von dem, was er noch weiter sagte (hinterher musste ich ihn noch einmal nach allem fragen), doch ich hatte begriffen, dass man gekommen war, um Papa zu verhaften. Plötzlich merkte ich, dass ich kein Wort hörte von dem, was er sagte. Beim Hereinkommen war ich bestürzt gewesen über sein Gesicht. Ich wusste, dass er an einem Ekzem litt, doch er war grün, mit einem Zweitagebart; er roch stark nach Junoxol. Ich begriff zumindest, dass er mich mit dem Wagen nach Hause bringen, dass er Mama benachrichtigen wollte. Auch das Blatt behielt ich im Gedächtnis. Es war ein

Kuhlmann-Briefbogen. Ich erinnere mich, dass sogar das Datum daraufstand, neun Uhr dreissig, 23. Juni, und an Papas klare Handschrift: «Ein Polizeiinspektor bringt mich in die Rue de Greffulhe und von dort zum Service allemand», dann in der nächsten Zeile: «Ich weiss nicht warum.»

Darunter: «Es kann sein, dass es nicht wegen einer Verhaftung oder Internierung ist.» «Ich habe Maire benachrichtigt», und ganz unten: «Meine Frau ist nicht benachrichtigt, da ich nicht weiss, wie die Sache ausgeht. Herzlich und hochachtungsvoll.»

Ich sehe dieses Blatt noch vor mir.

Dann schraubte M. Duchemin sein Tintenfass zu, faltete ein paar Blätter zusammen, und wir gingen. Im Wagen gelang es mir, die Dinge zu rekonstruieren. Vor allem aber bei dem Bericht, den er Mama gab: Als er um halb zehn ins Büro kam, traf er dort einen Polizeiinspektor an, der Papa mitnahm. Papa glaubte, dass er ihn nicht sehen würde, deshalb hatte er diese Nachricht geschrieben.

Ich war in einer Art von Nebel, ich sagte nichts. M. Duchemin versuchte zweimal, das Schweigen zu brechen, indem er mich nach Neuigkeiten von Yvonne fragte und mir zu meinem Diplom gratulierte. Es war herrliches Wetter. Ich verstand diese ganze Schönheit von Paris an einem strahlenden Junimorgen nicht mehr so recht. Bei Katastrophen herrscht immer schönes Wetter.

Als wir die vier Stockwerke hochmussten, fragte ich mich, wie ich es Mama sagen würde; bei den ersten drei nahm ich Stufe für Stufe, aber beim letzten nahm ich zwei Stufen auf einmal, um als Erste anzukommen – M. Duchemin keuchte ein wenig –, Louise hat mir aufgemacht, ich habe gemerkt, dass sie sehr überrascht war, M. Duchemin eintreten zu sehen, ohne dass ich etwas gesagt hatte. Mama schrieb an ihrem Sekretär im kleinen Salon. Ich ging hinein und sagte:

«Mama, M. Duchemin ist da... ich glaube... dass Papa verhaftet worden ist...» Im gleichen Augenblick trat M. Duchemin ein, und ich musste nichts mehr sagen. Mama war aufgesprungen. Dann setzten beide sich, und M. Duchemin erzählte die ganze Geschichte. So habe ich alles erfahren. Als in meinem Kopf alles klar war, ging ich zu Denise, die Klavier übte, um es ihr zu sagen. Die Nachricht schlug ein wie der Blitz, Denise fuhr hoch, ich wollte so schnell wie möglich fertig werden, ich redete fast in Einsilbern, ich erinnere mich, dass sie seufzte oder stöhnte und dass ich sie umfing. Dann sind wir in den kleinen Salon gegangen.

M. Duchemin war aufgestanden, um zu gehen. Mama blieb in ihrem Lehnstuhl sitzen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und wiederholte immer wieder: «Ich spüre nichts, ich spüre nichts.» Ich kannte dieses Gefühl. Bloss hat sie inzwischen begriffen, während ich noch immer nicht begriffen habe. Sie hat Auntie Ger angerufen.

Gegen halb eins klingelte das Telefon, eine unbekannte Männerstimme war dran. Wir haben sofort verstanden: der Polizeinspektor, der Papa verhaftet hatte, ich nahm den anderen Hörer ab. Es war seltsam, die Geschichte von einer fremden Stimme erzählt zu bekommen. Dadurch wurde sie bestätigt, bekam den Anstrich von Authentizität. Bis dahin hätte sie einfach nur etwas sein können, was uns gehörte, was es vielleicht gar nicht wirklich gab. Von diesem Augenblick an wussten wir, dass sie wirklich geschehen war. Darin lag etwas Auswegloses.

Der Inspektor behauptete, Papa wäre wieder freigelassen worden, wenn sein Stern richtig angenäht gewesen wäre, denn das Verhör in der Avenue Foch sei gut verlaufen. Ich erhob Einspruch. Mama auch; sie erklärte, sie habe ihn mit Häkchen und Druckknöpfen befestigt, um ihn auf alle Anzüge tun zu können. Der andere behauptete weiter, nur das habe zur Internierung ge-

führt: «Im Lager Drancy sind sie aufgenäht.» Das erinnerte uns daran, dass er nach Drancy kommen würde.

*

Ich werde mich lange an dieses Mittagessen erinnern. Simone war da. Wir waren sehr still. Das Erstaunliche war, dass ich Hunger hatte und mit Appetit ass. Mama hat Mme Lévy angerufen, damit sie hochkommt. Als sie sich hinsetzte und Mama ihr die Neuigkeit mitteilte, habe ich sie nicht angeschaut, weil ich dachte, mein Blick könnte ihr unangenehm sein. Sie sass neben mir. Doch an der Miene von Denise sah ich, dass sie ganz blass geworden war. Denise sagte: «Sie wird gleich ohnmächtig.» Ingeheim warfen wir Mama vor, nicht behutsamer mit ihr umgegangen zu sein. Aber vielleicht wollten wir mit Mme Lévy nur deshalb behutsam umgehen, weil wir selbst noch so wenig empfanden.

Woran ich mich ebenfalls erinnern werde, ist der Aufruhr im Haus nach dem Mittagessen. Man hätte glauben können, es würden Reisevorbereitungen getroffen. Andrée war während des Mittagessens herbeigeeilt und hatte zwei Brote mitgebracht. Im Zimmer von Miss Child lagen überall Dinge verstreut. Mme Lévy sass in einem Lehnstuhl; das Kaffee-Tablett stand da. In ihrem Zimmer sortierte Mama mit Andrée Wäsche. Simone war wieder fortgerannt, um von zu Hause Schinken zu holen. Ich bin nicht lange dageblieben, denn ich hatte eine Liste mit Sachen, die ich bei Tiffereau besorgen sollte. Zehn Minuten habe ich in der Rue Montessuy gewartet. Die Sonne brannte dort auf das Trottoir, und trotz der heruntergelassenen Markise war ich schweissgebadet. Ich trippelte vor Ungeduld hin und her. In der Strasse herrschte Ein-Uhr-Stille. Als Tiffereau auf der Strasse daherkam, erkannte ich ihn nicht gleich, ich erzählte ihm alles; und nach ei-

ner kurzen Pause sagte er: «Also, ich weiss nicht genau, wo ich Sie hintun soll, Sie sind?» – «Mademoiselle Bern» – «Ach ja, das dachte ich mir schon.» Wir traten in den Laden, und er bediente mich, methodisch, langsam. Ich unterdrückte meine Ungeduld. Schwer beladen ging ich wieder, mit der Thermoskanne, deren Verschluss er ausgetauscht hatte, einer Zahnbürste, Zahnpasta, Minzalkohol. Als ich nach Hause kam, war fast alles fertig. Auntie Ger ist gekommen, und auch Nicole, aber das habe ich erst später bemerkt.

Haraud hat uns alle drei gefahren. Nie zuvor war Paris so hübsch gewesen, da waren wieder die Quais, der Louvre und die Seine. Ich erinnerte mich an einen Anlass, bei dem all diese Schönheit mich überrascht hatte, weil sie einen Gegensatz zu der tragischen Lage bildete. Es war am 16. Mai 1940, als wir in grösster Eile Mile Lesieur abholten, am Tag des Durchbruchs von Laon. Das alles war da schon geschehen, vorbei. Zu diesem Zeitpunkt war die Zukunft noch unergründlich. Dann war sie bekannt, abgelaufen. Und wieder standen wir vor einer unbekannteren Zukunft. Zwölf Tage später noch ein Stück Zukunft, das sein Privileg, geheimnisvoll und unbekannt zu sein, verlor und sich als schäbig und traurig entpuppte.

Der Wagen hielt in der Nähe des Blumenmarktes. Wir sind mit unserem Gepäck ausgestiegen. Und nun begann eine Art Pilgerzug. Ich trug den Rucksack und die Decken, Denise den Korb. Am Tor der Präfektur hielt uns ein Polizist auf: Mama begann mit der kleinen Geschichte, doch es war das erste Mal, und mir lief es dabei kalt über den Rücken: «Wir möchten einen Internierten sehen, der nach Drancy kommt. Uns ist gesagt worden, wir sollen diese Sachen mitbringen ...» Ich hatte meine Rolle völlig akzeptiert, vorläufig. Wir liefen durch unzählige Treppenaufgänge, kahle Korridore, mit kleinen Türen rechts und links, ich

fragte mich, ob das Zellen waren und ob Papa da drinnen sei; man schickte uns von einem Stockwerk ins andere. Auf den Fluren waren Männer mit Verbrechergesichtern, zumindest kamen sie mir so vor, und Angestellte, die an kleinen Tischen sassen, alle sehr korrekt. Der Rucksack war schwer. Beim letzten Stock hatte Mama Mühe hinaufzukommen. In meinem Inneren sagte ich: «Geh weiter, es ist gleich vorbei.» Es war eine ziemliche Qual.

Nach einigem Hin und Her in einem langen Flur, von dem Glastüren abgingen, führte man uns in den Raum Nr. ?, jedenfalls den für Ausländer, denn am Telefon hatte der Polizist gesagt: «Fünfter Stock. Nein, er ist Franzose. Im dritten.» Doch im dritten war er nicht. Es war ein anonymer Raum, mit einer Art Schranke, hinter der mehrere Angestellte sassen. In dieser halben Trennwand war eine kleine Holztür. Rechts ging eine andere Tür ab, vor der ein Polizist stand, ein kleiner dunkelhaariger Polizist, jung. Er schien zu begreifen. Durch diese Tür trat der Angestellte und rief Berr, als wir den Grund unseres Besuchs genannt haben.

Von dem Augenblick an, da Papa hereinkam, schien mir plötzlich, der Nachmittag schliesse automatisch an die jüngste Vergangenheit an, in der wir alle zusammen waren, und der Rest sei bloss ein Albtraum. Es war gewissermassen eine momentane Beruhigung, eine Aufhellung vor dem Gewitter. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, merke ich, dass es ein Segen war. Wir haben Papa *nach* der ersten Phase der Tragödie wiedergesehen, nach der Verhaftung. Er hat uns davon erzählt. Wir haben sein Lächeln gesehen.

Wir haben gesehen, wie er mit einem Lächeln wegging. Wir wissen alles, und ich habe das Gefühl, dass wir auf diese Weise noch stärker vereint sind, dass er noch enger mit uns verbunden nach Drancy aufbrach.

*

Er ist mit seinem strahlenden Lächeln hereingekommen, hat die Situation von ihrer komischen Seite genommen: Er war ohne Krawatte, und zunächst versetzte mir das einen Schock, innerhalb von zwei Stunden hatte man ihn bereits entblösst. Papa ohne Krawatte; er sah wie ein «Häftling» aus, schon jetzt. Aber das ging schnell vorbei. Einer der Angestellten sagte unter Entschuldigungen zu ihm, er werde ihm seine Krawatte, seine Hosenträger und seine Schnürsenkel zurückgeben. Alle lachten. Um uns zu beruhigen, erklärte uns der Polizist, das sei ein Befehl, denn gestern habe ein Häftling versucht, sich aufzuhängen.

Ich sehe noch vor mir, wie Papa sich in dem Raum ruhig wieder anzieht. Man hatte ihm zuerst die Krawatte von M. Rosenberg gegeben, Papa wusste schon die Namen seiner Mithäftlinge. Er hatte Bekanntschaft mit ihnen geschlossen, ich habe ihn nach Einzelheiten über sie gefragt, und etwas Unbeschreibliches hat mich aufgemuntert. Ich hatte den Eindruck, dass Papa sie mit amüsiertes Distanz studiert hatte und dass er alles sehr lustig fand – also hatte er nicht nur seine Ruhe bewahrt, sondern auch seinen *sense of humour*. Mein Herz füllte sich mit freudiger Dankbarkeit. Aber das alles ist unerklärlich.

Ich erinnere mich nur noch an einige Episoden während dieser zwei Stunden. Am Anfang sass ich auf der Holzbank gegenüber von Papa und Mama, die Papas Stern annähte. Denise entlud ihre Empörung bei dem Polizisten, der ihr mit Sympathie beipflichtete. Mein Mund blieb verschlossen. Ich versuchte die Situation zu begreifen. Vielmehr begriff ich sie in diesem Augenblick voll und ganz, und mein Verstand war mit der Gegenwart beschäftigt.

Man hätte glauben können, wir warteten auf einen Zug. Doch wir waren viel ruhiger, als wenn wir auf einen Zug gewartet hätten. Die Stimmung war beinahe fröhlich. Papas Haltung hatte das

bewirkt. Hin und wieder hatte ich dunkle Vorahnungen von der unmittelbaren Zukunft, von dem, was auf diese zwei Stunden folgen würde. Doch im Grunde hatte das keinerlei Bedeutung.

Wir plauderten mit den Angestellten, mit dem Polizisten. Da war ein kleiner, sehr gepflegter Herr mit Schnurrbart, der *concerned* wirkte – und der aus einem Buch von Dickens hätte stammen können, eine Art Mr. Chillip. Er riet uns, Denise und mir, vorsichtig zu sein. Ihm tat, was geschehen war, aufrichtig leid, und er benahm sich sehr respektvoll. Der jüngste unter den Angestellten wippte auf dem Türchen hin und her und schien sich nicht zu langweilen. Es lag etwas Komisches in dieser Szene, in der Papa der Häftling war, in der die Vertreter der Behörde voller Respekt und Sympathie waren. Man fragte sich, was wir alle hier zu suchen hatten.

Aber es waren keine Deutschen zugegen. Der volle Sinn, der schaurige Sinn all dessen wurde uns nicht bewusst, weil wir unter Franzosen waren.

Ich vergesse, die Details aufzuschreiben, die Papa von seiner Verhaftung erzählte, es ist alles, was ich erfuhr, und ich werde nicht mehr erfahren, bevor ich ihn wiedersehe. Er war tatsächlich in der Rue de Greffulhe und anschliessend in der Avenue Foch, wo ein deutscher Offizier (soviel ich verstanden habe, ein Soldat) sich auf ihn stürzte, ihn mit Schimpfwörtern traktierte (Schwein usw.), ihm seinen Stern herunterriss und sagte: «Drancy, Drancy.» Das ist alles, was ich gehört habe. Papa sprach ziemlich abgehackt, wegen all der Fragen, die wir ihm stellten.

In einem bestimmten Augenblick habe ich gemerkt, dass grössere Betriebsamkeit herrschte. Die Tür zum Flur ging ständig auf und zu. Am Ende sagte ein Polizist ziemlich laut: «Sie versuchen, sich mit dem Häftling durch die Ritzen in der Mauer zu verständigen.» Darauf sagte ein Angestellter:

«Lasst sie hinein, es ist die Mutter und die Verlobte.» Nie zuvor war ich in einem Gefängnis gewesen. Als ich die mit diesen wenigen Worten beschriebene Situation erfasste, fielen mir mit einem Schlag alle Polizeirevier-Szenen aus *Schuld und Sühne* ein, oder vielmehr eine einzige, die alle anderen umfasste. Mir schien, ganz *Schuld und Sühne* spiele auf einem Polizeirevier.

Die Tür ging auf, und drei Frauen kamen herein, die Mutter, eine dicke, vulgäre Blondine, die Verlobte und eine andere Frau, wahrscheinlich die Schwester, der Häftling wurde hereingeführt, ein sehr dunkelhaariger junger Mann von leicht urwüchsiger Schönheit, ein italienischer Jude, dem Preistreiberei zur Last gelegt wurde, glaube ich. Sie setzten sich alle auf die Holzbank gegenüber. Von da an lag etwas Tragisches in der Luft. Zugleich waren wir, alle vier zusammen, so weit entfernt von diesen armen Leuten, dass ich mir nicht mehr vorstellen konnte, dass auch Papa verhaftet war.

Freitag, 26. Juni

Vormittag. Bibliothek.

Meine Freundinnen waren bezaubernd. Silvia Sebaoun tut mir entsetzlich leid. Aber sie ist zu stolz, als dass man ihr Hilfe anbieten könnte. Sie muss in grosser Not sein. Ich habe vielen Kameraden die Neuigkeit mitgeteilt. Am Ende, ich wiederholte gerade eine Lektion, kam gegen elf Cécile Lehmann, sehr hübsch in Schwarz. Ich habe mit ihr gesprochen. Mir ist ein unglückliches Wort herausgerutscht, als ich sagte, das würde sich einmal rächen, sie antwortete: «Ja, aber davon werden die Toten nicht wieder lebendig.» Und ich habe die Grausamkeit meines Satzes begriffen. Stalin ist gekommen, und ich habe es ihm erzählt. Er war platt. Er ist bis zum Schluss geblieben, er ist mit mir gegangen. Ich kenne ihn kaum, aber er ist wirklich äusserst zuvorkommend.

Mama ging es heute gut. Vielleicht, weil sie geschlafen hatte. Ich versuche, die kleinen Dinge zu erledigen, die sonst Papa gemacht hat, damit ihr Fehlen nicht zu viele Erinnerungen wachruft: Mamas Fensterläden in der Früh öffnen und am Abend schliessen, in der Früh das Gas aufdrehen.

Ich habe den ganzen Nachmittag im Stehen geschlafen. Ich habe ein Päckchen zu Mile Detraux gebracht, von dort ging ich über den Luxembourg bis zum Institut. Die Schönheit und Frische der hohen Bäume, die sich ständig wandelnden Spiele der Schattenflecken, das alles war voll besänftigender Ruhe, die meine Traurigkeit nicht auslöschte, sondern mit einbezog.

Anschliessend bin ich mit der glühend heissen und stinkenden Metro bis zur Rue de la Bienfaisance gefahren, den Brief abgeben. Fast hätte ich vor Enervierung geweint, weil ich dreimal nach der Hausnummer fragen musste.

Dann bin ich in die Rue Raynouard. Plötzlich, in der Metro, als ich all diese Männer sah, fiel mir Papa ein, seine Eleganz und seine Vornehmheit. Und mir ist klar geworden, alles, was mein Maschinenleben jetzt bedeutete, alles, was die Ereignisse der letzten Tage sagen wollten, war, dass dieser Papa fort war.

Ich bin in die Rue Raynouard gekommen und habe erfahren, dass zu Hause eine Karte von Papa lag. Ich bin wieder los, um sie zu holen. Meine Müdigkeit war verschwunden. Als ich die Aufschrift las, «Berr Raymond, Matrikelnummer 11943, Lager Drancy», habe ich nichts verstanden – nur manchmal blitzte kurz Verständnis auf. Ich habe sie auf dem Rückweg wieder und wieder gelesen, um mich davon zu überzeugen, dass alles Wirklichkeit war.

Mama war da, als ich ankam. Sie hat beim Lesen geweint. Wir sind bis halb acht geblieben, wegen der Besuche.

Telefon Admiral Vriacos. Denise war es gelungen, sich einen

Kirschkern ins Ohr zu stecken, und wir lachten alle. Mme Lévy war da.

Freitagabend, 11 Uhr 15

Heute Abend hat es einen Augenblick gegeben, in dem ich zu begreifen anfang. Die schreckliche Traurigkeit dessen, was geschieht. Noch nicht während ich die Torte für Papa machte. Obwohl ich dabei von kleinen Erinnerungen heimgesucht wurde, Papas Abstecher in die Küche, seine Art, an den Kuchen zu schnuppern, die wir machten. Aber das tat nicht weh; im Gegenteil, sie liessen seine Anwesenheit lebendiger werden und schoben das Begreifen der jetzigen Lage immer weiter weg.

Sondern erst beim Wiederlesen einzelner Abschnitte seiner Karte, der Sätze, die mit «meine kleinen Mädchen» beginnen, der Beschreibung dessen, was er innerhalb von zwanzig Stunden gemacht hatte. Am Anfang hatte es mich nicht traurig gestimmt, so viel Freude empfand ich darüber zu wissen, was er dort machte. Aber ich begriff die Leere dieser neuen Existenz, die Bedeutung der materiellen Sorgen. Auf den ersten Blick glaubt man, er organisiere ein neues Leben; dann versteht man, was dieses Leben heisst.

Und doch gelang es mir nicht, während ich auf diese Karte startete, die Wirklichkeit zu erfassen: Papas Schrift erinnert mich nur an die Briefe, die er uns von Reisen schrieb. Vor Kurzem sah ich sie auf den Karten, die er an Jacques und Yvonne schickte und auf denen er vor allem von Aubergenville sprach. Es gelang mir nicht, diese Schrift mit ihrem Sinn, mit dem Sinn ihrer Wörter in Einklang zu bringen.

Und jetzt begreife ich schon wieder nichts mehr.

Doch, plötzlich merke ich im Dunkeln, dass sich zwischen dem Papa hier und dem, der dort ist und die Karte geschrieben hat, langsam ein unüberwindbarer Abgrund auftut.

Samstagmorgen, 27. Juni

Heute Morgen erhielt Mme Lévy eine Karte von ihrem Mann, der Papa die Rückseite überlassen hat.

Papa wirkt viel weniger heiter als gestern (er hat dies gestern geschrieben). Er spricht vom monotonen Leben. Wir alle haben das gespürt, aber keine von uns wagte darüber zu sprechen, ausser Mama, und wir versuchen es abzustreiten oder zu sagen, das sei normal. Mama ist aufgefallen, dass er um wollene Wäsche bat. Sie weint, während sie diesen Brief abschreibt.

Wir haben das erste Paket auf dem Esszimmertisch gepackt. Anschliessend habe ich alles, was ich an diesem Vormittag tun wollte, fahrgelassen, um bei Mama zu bleiben. Ich habe die Pineaus angerufen, um ihnen zu sagen, dass Papa den Normalien kennengelernt hat. Denise ist mit dem Paket losgegangen. Ich habe die Karte von gestern für Jacques abgeschrieben. Aber ständig muss ich Abschnitte überspringen, weil sie ihm wehtun würden.

Ich habe Mme Agache angerufen, um von uns hören zu lassen. Der Krankenpfleger war am Apparat und sagte, man dürfe sie nicht stören, weil es sehr schlecht stehe. Die Welt ist nichts als Leiden. Warum musste das Telefon läuten in einem Haus, wo jemand im Sterben lag? Ich habe sehr schnell wieder aufgelegt, um den Anruf ungeschehen zu machen.

Und heute Morgen ist er tatsächlich gestorben.

7 Uhr 30

Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Das Samstagnachmittagsritual ist so gut abgelaufen, dass ich wieder im normalen Leben stecke und alles Übrige für einen Albtraum halte. Zum Fünfuhrtee hatten wir Detœuf und seine Frau, Annick und ihren Cousin Legrand, Job, Nicole und Breynaert. Mit der Post sind zwei Karten von Odile gekommen und zwei von Gérard. Alles ist normal.

Ich weiss nicht mehr, woran ich bin. Ich habe das Gefühl, nach einer schlechten Nacht aufzuwachen und die beruhigende Wirklichkeit wiederzufinden.

Und doch war ich bis acht Uhr mitten im Albtraum; heute Morgen ging es schlecht. Nach dem Mittagessen habe ich Papas Karte für Yvonne abgeschrieben (jetzt hat dieser Satz für mich kaum mehr einen Sinn). Job ist gekommen, er ist mit Denise im Arbeitszimmer geblieben. Die Legasts waren bei Mama, ich bin zu ihnen gegangen, ich habe sie hinausbegleitet, ich glaube, Mme Legast weinte, denn sie hat mir nicht auf Wiedersehen gesagt.

Dann bin ich zu den anderen gegangen. Nach und nach, beim Reden mit Job, durch das Gespräch, wurde die Stimmung wieder wie gewöhnlich. Wir haben zuletzt doch noch ein bisschen Trio gespielt. Ich hatte Mama gebeten, mir eine Zeile auf der Karte für Papa freizulassen. Als sie damit hereinkam, war mir die Wirklichkeit von neuem entglitten, und ich erkannte den Wert dieser Karte nicht mehr.

Und doch müsste ich mir heute Abend Gedanken machen über die Karten von Gérard. Aber diesbezüglich ist etwas in mir abgestorben. Ich antworte nicht mehr, im übertragenen Sinn. Sie zu erhalten stellt nur noch meine Neugier zufrieden. Ist das so, weil ich beschlossen habe, es nicht zu tun? Oder habe ich mich wirklich von ihm gelöst? Ganz ehrlich, ich glaube nicht, dass es wegen der anderen Sache ist, obwohl ich in dieser Woche oft daran gedacht habe. Ich bin erloschen.

Mama ist gerade nach Hause gekommen, meine verhexte Betäubung wird aufhören.

Montag, 29. Juni

Es gibt nichts Festgelegtes mehr, wenn man morgens aufsteht. Sondern immer etwas Unerwartetes zu tun.

Heute Morgen habe ich eine Karte von Gérard erhalten, nicht die Nr. 1, eine von davor. Ich habe eine Weile mit mir gekämpft, und dann habe ich vergessen.

Ich habe einen Brief an Mme Duc zu Thérèse gebracht. Ihre Putzfrau hat mir aufgemacht; sie hat mir geschworen, die Russen würden mich rächen!

Auf dem Heimweg, als ich durch die Avenue de La Bourdonnais ging, dachte ich, glaube ich, an meine Schuhe. Auf einmal wurde mir bewusst, dass ein Herr auf mich zukam, das hat mich aus meinen Gedanken gerissen. Er hat mir die Hand hingestreckt und mit lauter Stimme gesagt: «Ein französischer Katholik drückt Ihnen die Hand... und dann, die Revanche!» Ich habe mich bedankt, und erst im Weggehen begriff ich, was geschehen war. Es waren noch andere Menschen auf der Strasse, ziemlich weit weg. Ich hatte fast Lust zu lachen. Und doch war diese Geste toll. Er war vielleicht Elsässer; er hatte drei Bänder an seinem Knopfloch.

Auf der Strasse ist man ständig gezwungen, etwas darzustellen, aus dem Haus zu gehen ist eine Prüfung.

*

Als ich beim Milchhändler Milch holen war, habe ich mir mit aller Kraft die Stirn am eisernen Rolladen angeschlagen, es tut weh. Nach dem Mittagessen, gegen halb eins, als ich aus dem Haus gegangen bin, war die Strasse in eine so stille, so strahlende Schönheit getaucht, dass ich mich einen Augenblick davon einlullen liess.

In der Bibliothek ist gegen vier J.M. gekommen. Ich erwartete ihn. Jean-Paul ist ebenfalls gekommen. Auf dem Heimweg sind wir bis Sèvres-Babylone gelaufen.

Françoise Masse hat mir gestern gesagt, dass von den achtzig in der vergangenen Woche aus Les Tourelles deportierten Frauen eine zum Beispiel deportiert wurde, weil ihr sechseinhalb-jähri-

ges Kind keinen Stern trug. Unter ihnen ist auch die Tochter einer Ärztin, die sowohl J.M. (sie wohnt in Saint-Cloud) wie auch Françoise kennen. Sie wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Sie sind, wie es scheint, in der Nähe von Krakau, die anderen.

*

Am Sonntag sind wir nach Aubergenville gefahren, Denise, Nicole, Françoise und ich. Mama ist im letzten Augenblick nicht mitgekommen, weil sie M. Aubrun sehen wollte. Es war besser, dass sie nicht mitkam. Ich glaube, es wäre eine zu harte Prüfung gewesen.

Es ist mir gelungen, nicht zu denken. Zuerst haben wir unterwegs viel geredet. Und beim Himbeerenpflücken habe ich an etwas anderes gedacht, an etwas, das ich aus meinem Denken nicht verdrängen kann. Natürlich hatten wir ein Gefühl von Leere, und ich lief die ganze Zeit immer wieder zu Denise, um das Pflücken zu organisieren, um ihr zu helfen. Aber wir haben nicht über das gesprochen, was wir fühlten.

Wir haben den ganzen Nachmittag zwischen den Himbeersträuchern verbracht. Am Anfang hätten wir glauben können, es sei bloss ein Ausflug unter der Woche, ohne die Eltern. Aber tief in unserem Bewusstsein war die Erinnerung an die jüngsten Ereignisse. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, merke ich, dass wir in den Himbeersträuchern völlig abgeschieden waren und der übrige Garten sein eigenes Leben weiterlebte, jenes, das er wohl hat, wenn wir nicht da sind. Ich schaffe es nicht mehr, mit ihm eins zu sein, zu spüren, dass er mich liebt und mich aufnimmt. Er ist fast gleichgültig geworden. Das ist meine Schuld, denn beim Ankommen mache ich nie mehr meinen Rundgang. Und ausserdem schauen wir immer nur auf einen Sprung vorbei.

Die Hochstammrosen blühten, die roten und die rosafarbenen. Das erinnerte mich an die *garden-party*.

Ich habe versucht, Papas Platz einzunehmen. Um zu verhindern, dass Denise daran denkt. Ich habe den Anhänger gezogen, die Pakete aufgeladen.

Bevor wir gingen, haben wir den Hups auf Wiedersehen gesagt. Sie wussten alles, hatten ihren Kindern aber nichts gesagt. Während ich mit Mme Hup sprach, sah ich plötzlich, wie sich ihr Gesicht in einer schmerzhaften Grimasse zum Weinen verzog. Es war furchtbar. Aber es hat nur einen Augenblick gedauert. M. Hup ist gekommen und hat uns beim Kirschenpflücken geholfen. Wir haben darüber gesprochen, was für Papa getan werden muss. Pläne haben immer eine materielle Seite, die unseren Verstand beschäftigt.

Im Zug, auf der Rückfahrt, waren wir voll mit Himbeersaft. Ich hatte ausserdem noch ein Ei zerbrochen, das ausrann. Wir hatten unsere Plätze Frauen mit Babys überlassen. Am Bahnhof warteten Andrée und ihr Mann und Louise auf uns. Das hatte etwas Tröstliches. Und zugleich wusste man, wenn man über diesen Eindruck nachdachte, dass er etwas Trauriges verbarg.

Dienstag, 30. Juni

Heute Nacht wurden Kanonenschüsse abgefeuert, ein Alarm, während dem nichts zu hören war. Ich erinnerte mich verschwommen, dass wir am Nachmittag gesagt hatten, die Engländer würden nicht mehr kommen. J.M. hatte gesagt, sie würden nicht kommen. Mama hat von ihrem Zimmer aus zu mir gesprochen, und ich habe geantwortet – wir hatten den gleichen Gedanken, den Gedanken an Papa. Er hat mich in der Nacht gepackt, wie er mich tagsüber nie packt. Tagsüber bildet das Leben eine Kruste über dem Denken.

Heute Morgen hat Papa seinen Kleiderzettel geschickt. Mama hat die Liste weinend gelesen, denn er bittet um viele Unterhemden und dicke Sachen. Je weiter sie kam, desto brüchiger klang ihre Stimme, es war zum Verzweifeln. Sie nannte etwas, das ich nicht verstehen konnte; hinterher habe ich herausgefunden, dass es Insektenspulver war. Sie deutete mit der Hand auf den Kopf. Ich verstand.

Ich bin sofort hinunter zur Milchhändlerin. Aber sie hatte nichts.

Heute Nachmittag fahre ich nach Aubergenville, um den grauen Anzug zu holen, den Papa haben will. Werde ich den Sinn dieser Reise verstehen? Im ersten Moment gelingt es mir nicht. Es ist nicht meine Schuld, es gelingt mir nicht zu begreifen. Ich *weiss*, dass Papa in Drancy ist. Ich *weiss*, dass in der vergangenen Woche ein lebendiger, lächelnder, aktiver Papa hier war. Ich kann die beiden Dinge nicht miteinander in Einklang bringen.

Donnerstagabend, 2. Juli 23 Uhr 15

Als ich die Fensterläden in meinem Zimmer schloss, zuckte ein Blitz über den Himmel. Der Himmel ist auch heute Abend bedrohlich. Nach diesem Tag mit Gewitter, Regenschauern, fernem Donnerrollen und nervöser Anspannung. Ein Tag, wie geschaffen für ein solches Ende am Abend. Ich will diese Zeilen schreiben, bevor ich einschlafe. Denn ich weiss, dass ich trotz allem einschlafen werde; und dass mein Körper meinen Geist wie immer besiegen wird.

Was ist geschehen? Zunächst einmal, gerade als wir uns zu Tisch setzen wollten, der Anruf von M. Duchemin. Ich habe abgehoben und den Apparat an Mama weitergegeben. Sie sprach mit so grosser Genauigkeit und Ruhe, dass ich völlig verdutzt war, als sie hinterher zu uns sagte: «Papa wird unter der Bedin-

gung freigelassen, dass er fortgeht.» Ich hatte diesen Gedanken noch nicht akzeptiert; ich war überrascht, als ich sah, dass Mama es getan hatte; denn sie fragte uns, was wir an seiner Stelle tun würden.

Fortgehen. Diese dunkle Vorahnung hatte ich Anfang der Woche. Die Antwort auf diesen Gedanken war ein jähes Gefühl von Niedergeschlagenheit. Und dann von Auflehnung. Heute Abend, nachdem ich ein wenig nachgedacht habe, glaube ich, dass ich egoistisch bin, dass ich mein Glück nicht opfern will, denn alles Glückliche, das ich empfunden habe, ist in diesem Leben hier zusammengefasst. Aber ich kann mir das sagen; ich kann mich zwingen, dieses Opfer zu bringen. Es bleibt noch etwas anderes.

Bleibt noch, das Gefühl von Würde zu opfern, zu akzeptieren, dass man jenen nachfolgt, die gegangen sind.

Bleibt noch, das Gefühl von Heldenmut, von Kampf zu opfern, das man hier empfindet.

Bleibt noch, das Gefühl von Gleichheit im Widerstand zu opfern, zu akzeptieren, dass man getrennt wird von den anderen Franzosen, die kämpfen.

Doch auf der anderen Seite steht Papa. Und da gibt es kein Zögern. Es scheint, man hatte Anfang der Woche grosse Angst, er würde weiter weg geschickt werden. Es darf kein Zögern geben, darüber lässt sich nicht verhandeln. Das ist eine abscheuliche Erpressung, und es gibt viele Leute, die sich freuen werden. Leute, die glauben, sie tun es aus Herzensgüte und Nächstenliebe, und im Grunde nicht ahnen, dass sie froh sind, weil sie sich um uns keine Sorgen mehr machen und auch kein Mitleid mehr mit uns haben müssen; andere, die glauben werden, die ideale Lösung für uns gefunden zu haben, und nicht verstehen, dass es für uns eine genauso schmerzhaftige Trennung ist wie für sie, weil sie sich nicht an unsere Stelle versetzen und meinen, wir seien auf natürliche

Weise zum Exil bestimmt. Aber das alles sind bloss Gedanken. Und ich kann sie verjagen, indem ich mir sage, dass es nur Gedanken sind. Aber das ist nicht alles. Es gibt auch *Unmöglichkeiten*, Einfälle, die kommen und einen zusammensucken lassen, weil sie wirklich Unmöglichkeiten sind: Grossmama und Auntie Ger verlassen. Haltung den anderen Internierten gegenüber. Mme Lévy verlassen.

Sie ist kurz nach dem Anruf heraufgekommen. Sie war sehr erregt. Plötzlich ist sie explodiert. Sie musste uns etwas sagen, was man ihr gesagt hatte. Sie war am Platzen, nicht vor Tränen, sondern vor Worten und vor Erregung. Es handelt sich um eine Verordnung für den 15., der zufolge alle Juden in Konzentrationslager gesperrt werden sollen. Sie muss darüber nachgegrübelt haben in ihrer Einsamkeit und in der Gewitterstimmung des heutigen Tages. Während des ganzen Abendessens hat sie diesen Gedanken weiter hin- und hergewälzt, während wir drei an die andere Sache dachten. Zwei Gedankenströme, die sich kreuzten oder still nebeneinander herflossen. Es lief mir eiskalt über den Rücken bei der Vorstellung, dass unsere Sache uns vom allgemeinen Schicksal absonderte. Und fast tröstete ich mich darüber hinweg, indem ich an das Elend des Lebens in der freien Zone dachte. Ich hatte ein Verlangen nach Sühne, ich weiss nicht warum.

Nach dem Abendessen hatte sich der Himmel noch einmal verfinstert. Und der Donner entlud sich mit lautem Krachen über uns. Doch allmählich wurde Mme Lévy ruhiger. Als sie ging, war sie entspannt. Heute Abend sinnt Mama auf Rache an den Feiglingen, die diesen Handel abgeschlossen haben, und überlegt, was sie den Leuten sagen wird. Mich dagegen übermannt jetzt der Schlaf, bohrt mir in den Schläfen, und ich kann mich nicht mehr an meine Gedanken erinnern.

Morgen früh werde ich klarer sehen. Ich glaube nicht an die Wirklichkeit von heute Abend. Man kann mir sagen, was man will.

Freitagmorgen, 7 Uhr

3. Juli

Ich wache mit einem einzigen klaren Gedanken auf: Wir sollen uns einer erbärmlichen Feigheit schuldig machen. Was war von den Deutschen auch anderes zu erwarten? Im Austausch gegen Papa nehmen sie uns, was wir am meisten schätzen: unseren Stolz, unsere Würde, unseren Widerstandsgeist. Keine Feigheit. Die anderen Leute glauben, dass wir uns bei dieser Feigheit auch noch freuen. Freuen! Mein Gott.

Und im Grunde werden sie froh sein, wenn sie uns nicht mehr bewundern und achten müssen.

Auch für die Deutschen hat der Handel Vorteile: Papa im Gefängnis, das empört zu viele Leute. Das ist eine schlechte Reklame für sie. Papa, der aus dem Gefängnis entlassen wird und sein Leben wiederaufnimmt, das ist ein Hindernis und eine Gefahr für sie. Aber Papa, der in der freien Zone verschwindet, eine Affäre, um die es ganz ruhig, ganz schal wird, das ist ihr Ideal. Sie wollen keine Helden. Sie wollen uns verachtenswert machen, sie wollen keine Bewunderung für ihre Opfer hervorrufen.

Aber wenn das so ist, dann gelobe ich, ihnen weiterhin mit all meinen Kräften im Wege zu stehen.

In mir gibt es zwei Gefühle, die mehr oder weniger auf dasselbe hinauslaufen, auch wenn sie unterschiedlicher Art sind: das erste ist das Gefühl von Feigheit, der man sich durch Fortgehen schuldig macht, eine Feigheit, zu der wir gezwungen werden, Feigheit gegenüber den anderen Internierten und den hilflosen Armen; und dann das Gefühl, die Freude am Kämpfen zu opfern,

und das heisst, ein Glück zu opfern, weil es ausser der Freude an diesem Heldenmut noch den Lohn der Freundschaft, der Gemeinschaft im Widerstand gibt.

Im Grunde stelle ich mich auf einen doppelten Standpunkt: für mich ist Fortgehen keine Feigheit, weil es ein riesiges Opfer ist und ich dort unglücklich sein werde, aber ich kann von den anderen nicht verlangen, so zu denken wie ich. Für die anderen Leute ist es Feigheit.

Freitag

Der ganze Vormittag war seltsam. Zuerst war der Himmel noch dunkel und schwer. In den Häusern herrschte eine schwüle und erstickende Hitze. Ich bin mit Verspätung aus dem Haus gegangen (ich sollte Bibliotheksdienst machen), weil ich auf die Post gewartet hatte. Ich nahm zwei Karten von Gérard mit, die ich auf der Strasse gelesen habe. Am Institut angekommen, wo bereits kleine Gruppen auf dem Hof standen, sagte mir Albus, es gäbe keine Bibliothek während der mündlichen Prüfungen. Mein ganzer Vormittag plötzlich leer. Ich bin zur Bibliothek hinaufgegangen, indem ich mir mühsam einen Weg durch die im Treppenhause versammelten Studenten bahnte. Dann war es dort oben so heiss, dass ich wieder hinunter bin. Im ersten Stock prüfte Ch. Delattre Philologie, ich steckte den Kopf durch die Tür, ich wusste nicht, ob er mich gesehen hatte, und habe mich hinter dem Türflügel verschanzt. Doch ich hörte einen autoritären Schritt im Hörsaal, das war er. Er sagte mir guten Tag, verstand sofort, dass die Mappe, die ich unter den Arm geklemmt hatte, mein Diplom enthielt. Er fragte, wie es mir gehe. Ich sagte: «So gut wie eben möglich.» Er wollte schon wieder in den Hörsaal gehen. Dann kam er zurück und sagte: «Stimmt es, dass Ihr Vater verhaftet

wurde?» Wieder habe ich die ganze Geschichte hergebetet. Er hörte mit sorgenvoller Miene zu. Dann liess er mich stehen und ging wieder in den Hörsaal.

Ich bin hinuntergegangen und habe fast eine Stunde lang im Hof, gegen die Mauer gelehnt, auf Nicole gewartet. Ich fühlte mich allein inmitten der unbekanntenen Licence-Studenten. Eini-ge von ihnen kannte ich freilich, sie kamen und redeten mit mir. Ich habe ziemlich lange mit Monique Ducret geplaudert. Gegen zehn ist Jean-Paul gekommen. Ich war entzückt, endlich jemanden aus meiner Freundesgruppe zu sehen. Er war nervös wie eine Katze, wegen der mündlichen Prüfung. Ich bin mit ihm zu Landré gegangen, Hörsaal i, um ihn zu beruhigen. Er hat sich für den Nachmittag eingetragen. Bei einem meiner vielen Gänge durchs Treppenhaus habe ich Sylvère Monod gesehen, sehr nett, und Annie Digeon, bezaubernd. Wenn sie über etwas empört ist, bläht sie die Nasenflügel auf, und ihre Nase, die ganz klein ist, rundet sich vor Zorn. Als ich Jean Pineau von ihr erzählt habe, sagte er: «Sie wirkt sehr sanftmütig.» Das stimmt. Oben habe ich endlich Nicole gefunden, die sich zu Jean-Paul gesellt hatte. Dann bin ich gegangen. Es war elf Uhr. Ich bin wieder hierhergekommen. Mama und Denise waren da. Es gab keine Neuigkeiten. Aber die Geschichte von gestern Abend hatte nichts von einem Ultimatum. Wir waren alle drei vollkommen ausgelaugt durch unseren Kampf vom Vorabend. Ich bin in die Küche gegangen, Sandplätzchen für den Fünfuhrtee backen. Louise hat sich verabschiedet, und Bernadette macht alles. Wir sind stärker vereint denn je.

M. Boisserie ist zur gleichen Zeit gekommen wie M. Duchemin. M. Duchemin – ich habe einen Augenblick an der Tür gelauscht – ist sehr optimistisch, spricht mit grosser Wichtigkeit, die ihm selbst offenbar nicht bewusst ist, von «de Brinon», «der eingeschaltet wurde», usw.

M. Boisserie hat die Neuigkeit niedergeschmettert. Das Mittagessen verlief ziemlich schweigsam. Hinterher waren Denise und ich schläfrig. Doch ich habe heldenhaft standgehalten. Gegen halb drei bin ich zu Mathey gegangen. Es war furchtbar heiss. Françoise Masse ist gegen fünf gekommen. Wir haben in meinem Zimmer Tee getrunken. Dann eine Sonate von Mozart gespielt.

Olivier Debré, kahlgeschoren wegen eines Streichs im Atelier, ist gegen sieben gekommen, zugleich mit Annick.

Nach dem Abendessen ist Mama hinuntergegangen. Denise lernte in Papas Arbeitszimmer Deutsch. Ich las die Lebensgeschichte Dostojewskis. Mama ist gegen zehn zurückgekommen. Der Abend war noch nicht vorbei. Die Frage der Konzentrationslager kam wieder aufs Tapet. Wie immer in solchen Augenblicken vermischten wir Lachen und Ernst, machten Scherze, die schliesslich die Oberhand gewinnen und verhindern, dass man die Ernsthaftigkeit des Problems begreift. Das alles ist in der Küche zu Ende gegangen, zuerst mit dem Verzehr kalter Erbsen, die meine Leidenschaft sind, und dann in Denises Ankleidezimmer mit einer Diskussion über die jeweiligen Vorzüge von J.M., den Denise nicht mag, und von Jean Pineau.

Wenn ich all diese kleinen Details aufschreibe, dann nur, weil unser Leben jetzt enger geworden ist, weil wir noch stärker vereint sind und all diese Details ungeheure Bedeutung erlangen. Wir leben Stunde für Stunde, nicht mehr Woche für Woche.

Samstag

Dannecker hat die Evakuierung des Hôpital Rothschild angeordnet. Alle Kranken, die gestern Operierten, sind nach Drancy gebracht worden. In welchem Zustand? Mit welcher Versorgung? Es ist grauenhaft.

Job und Breynaert sind gekommen. Job will vom Fortgehen nichts hören. Wir haben das Forellenquintett gespielt, sehr hübsch.

Sonntag

Aubergenville mit der ganzen Familie Bardiau. Haben den ganzen Tag Obst gepflückt, furchtbare Hitze. Die ganze Nacht hat es gewittert.

Montag, 5. Juli

Heute Morgen ist die zweite Karte von Papa gekommen. Er beschreibt sein Leben, einen seiner Tage. Sie sind entsetzlich leer. In der Früh Wecken, daneben setzt er ein Fragezeichen, weil er bestimmt nicht viel schläft, um sieben Uhr. Appell um acht. (Neulich ist ein M. Muller, der krank war, einmal liegengeblieben, denunziert, und Dannecker geht bei seiner Kontrolle schnurstracks zu ihm hinauf, sieht ihn im Bett, mit einem allzu schönen Pyjama, er lässt ihn deportieren, 58 Jahre.) Von acht bis zehn Spaziergang, Hin- und Hergependel. Papa verwendet immer wieder lustige Ausdrücke, die aber unter den gegebenen Umständen herzerreissend sind. Weiter unten spricht er von *potatoes*. Ich höre noch, wie er das Wort in Aubergenville ausspricht. Das ist tröstlich, weil wir uns dadurch ganz nahe sind, und zugleich quälend. Um halb zwölf Suppe, und um siebzehn Uhr dreissig. Dann beschäftigen sie sich mit dem Mittagmenü. Der Nachmittag ist am längsten, weil er keine Siesta halten will, um sich den Schlaf für die Nacht aufzusparen. Er spielt Dame, Diamino, Bridge. Papa, der nie irgendetwas spielte, der, während Jean und die anderen im kleinen Salon in Auber eine Partie Diamino nach der anderen spielten, unbeirrbar an seinem Tisch arbeitete. Die Abende vergehen mit Plaudern. Er berichtet von M. Basch, von Maurice, von Jean Bloch. Er erzählt von seinem Besuch beim Zahn-

arzt, einem Zimmergefährten. Man muss sich daran gewöhnen mit Geschnarche und ohne Fensterläden zu schlafen; bis jetzt hat ihn der Mondschein geblendet. Auf seiner Karte steht etwas, das mir unendlich weh getan hat, ein kleines Detail. Er schreibt: «Man kann mir Johannisbeeren schicken. Ich habe welche in den Paketen gesehen, die hier ankommen.» Warum würde ich am liebsten auf und davon laufen? In diesem Satz steckt etwas Kindliches.

Und wahrscheinlich vergehen alle Tage auf diese Weise. Er sagt, er begreife nicht, dass er schon eine Woche da verbracht habe. Und ich, die ich frei bin, umherlaufe, wie ich will, jede Stunde und jeden Tag etwas anderes zu tun habe, nicht einmal Zeit habe zum Denken.

Papas Schrift, dafür geschaffen, Reden zu schreiben, Geschäftsbriefe oder Berichte von seinen Reisen, sie ist immer noch die gleiche, genau, sauber, klar, intellektuell, um ein eingeschränktes, abgekapseltes Leben zu beschreiben, das Leben eines Strafgefangenen.

Man kann die Ungeheuerlichkeit dieses Unrechts, die Niedertocht dieser Behandlung nicht begreifen, weil sie zu gross ist, auch weil wir gewohnt sind, auf alles gefasst zu sein.

Papa sagt, M. Basch sei in ziemlich schlechter seelischer Verfassung. Seit sechs Monaten ist er dort eingesperrt, sechs Monate; jetzt ist gewiss schon alle Hoffnung auf ein Ende verfliegen. Wie kann man da noch leben wollen?

Papa lebt für uns. Bestimmt denkt er Tag und Nacht an uns. Für mich ist er fast ein Unbekannter. Es ist seltsam und vielleicht böse, das zu sagen. Aber Papa, dieser Papa, den Mama kennt, ist sehr verschlossen. Nur ein paar Sätze auf seinen Karten lassen ein wenig von ihm erahnen. Etwas in mir, als ich die von heute Morgen las, hat mir gesagt, dass es zwischen uns beiden einen unauflöslchen Pakt gibt.

Dienstagmorgen

6. Juli

Die Sorgen häufen sich allmählich wieder an wie schwarze Wolken. Es ist schon merkwürdig, welche Fähigkeit ich habe, zu vergessen und nicht zu denken.

Heute Morgen erhalte ich eine Karte von Gérard. Je länger das andauert, desto mehr habe ich den Eindruck, dass ein schmerzliches Missverständnis vorliegt, ich weiss etwas im Voraus, was er nicht weiss und was ich ihm nicht sagen will; ich habe den Eindruck, dass ich meine Rolle nur gespielt habe. Weil ich gerne schrieb. Und doch habe ich mich niemals gebunden.

Ich glaubte einfach, immer an der Oberfläche der Dinge zu bleiben; und die blossе Tatsache, dass ich weiter geschrieben habe, hat für ihn alles vertieft.

Ich mochte es, wenn er «meine kleine Hélène» schrieb. Das jetzt zu vergessen bringt mich in Verlegenheit, weil ich das Gefühl habe, er bemächtigt sich meines Inneren, oder wenn mir einfällt, dass ich es mochte und ihn sogar darum gebeten habe, erscheint es mir wie eine nichtssagende Formel, ein gleichgültiger Satz.

*

In *Die Prinzessin* von Tennyson litt der Prinz an einem seltsamen Gebrechen: Plötzlich wurde die Welt schemenhaft und verlor ihre Substanz.

Ich bin wie er, diese ganze Geschichte ist wirklich, lebendig, soeben habe ich auf einer Karte an Gérard über Shakespeare gesprochen, ich stellte keine Fragen, die unsere Beziehung angehen, ich dachte, er kennt mich gut genug, seine Intelligenz ist dafür geschaffen zu verstehen, was ich schreibe, und plötzlich merke ich, was *underlying* ist. Und alles wird leer und grauenhaft.

Wahrscheinlich geschieht so etwas, wenn nur der Kopf und nicht das Herz gebunden ist.

*

Wir, Denise, Nicole und ich, sind in die Rue de Téhéran gegangen, um uns für die Betreuung zu melden. Wir bekamen alle einen Lachanfall, aber ich glaube, das war eine Art von *exhilaration* von Aufregung. M. Katz sagte zu uns: «Sie haben hier nichts verloren! Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, gehen Sie fort.» Darauf antwortete ich, noch bevor er zu Ende gesprochen hatte: «Wir wollen nicht fortgehen.» Da hat er gesagt: «In diesem Fall müssen wir Sie unbedingt beschäftigen.»

Wir werden einen ziemlich widerwärtigen Ausweis erhalten. Nicole hört nicht auf sich zu ärgern und sagt, das sei ein Zugeständnis an die Deutschen. Ich betrachte das als den Preis, den ich zahlen muss, um hierzubleiben. Es ist ein Opfer, denn ich verabscheue alle diese mehr oder weniger zionistischen Bewegungen, die, ohne es zu ahnen, das Spiel der Deutschen mitspielen: und ausserdem wird uns das viel Zeit kosten. Das Leben ist seltsam geworden.

*

Nach dem Mittagessen – Mme Lévy war da – Anruf von Françoise Pineau, die uns für Samstag einlädt, und von Claude Leroy, der mich gegen halb vier ganz liebenswürdig besuchen kam.

Ich habe den ganzen Nachmittag auf Cécile Lehmann gewartet, die nicht gekommen ist. Fünfuhrtee mit Nicole, die sehr aufgeregert von Jean kam. Dann bin ich zu Hudelo gegangen. Denise hat Jeanne Fauque an meiner Stelle die Stunde gegeben, ich treffe Verabredungen für die gleiche Zeit und denke, es wird sich von alleine einrenken. Mir ist die Fähigkeit, vernünftig zu überlegen,

abhanden gekommen. Ich habe eine rheumatische Entzündung am Auge, so etwas heilt langsam.

Nach dem Abendessen Kuchen für Jacques gebacken.

Die Zwillinge sind am Ende doch fortgegangen. Marianne will und Emmeline will nicht. Das muss reizend sein.

Donnerstag, 9. Juli

Ich habe heute Nacht schlecht geschlafen. Was nach einem solchen Abend kein Wunder ist. Ich hatte den ganzen Tag mit Nicole und Françoise in Auber verbracht. Wir haben in der Stille des Gartens Himbeeren und Johannisbeeren gepflückt. Es war friedlich und erholsam, obwohl wir unsere Gedanken mitgebracht hatten. Wir verstanden uns ausgezeichnet; Françoise geht nächste Woche fort, und ich habe den Eindruck, sie wird nicht wiederkommen. Ich habe den Eindruck, dass Unwiderrufliches geschieht, ich weiss nicht, ob ich irgendeinen der Menschen, die mich verlassen, wiedersehen werde.

Als ich nach Hause kam, fand ich Gisèle vor, die auf mich wartete. Es herrschte ein schönes Durcheinander. Mme Périllhou war im kleinen Salon. Françoise und Nicole hatten mir geholfen, die Pakete heraufzutragen. Schlag auf Schlag kamen M. und Mme Jacobson, Mme Léauté, M. Mathey und Mamas kleiner Schützling. Ich musste mich von Nicole und Françoise verabschieden, das Obst sortieren, begreifen, was Gisèle mir sagte. Auch sie geht; und sie ist verzweifelt darüber. Das Gefühl vom «Ende einer Welt» schwebte um mich. Zugleich lag draussen eine Karte von Gérard, die auf mich wartete, und ich schaffte es nicht, sie zu lesen; ich lief mit Gisèle hinunter, um zu Tiffereau zu gehen, und

unterwegs konnte ich sie lesen. Sie war sehr traurig. Aber ich hatte keine Zeit zum Nachdenken.

Erst später, als M. Mathey gegangen war, begann ich nachzudenken. Die Waage hing gestern Abend wieder gerade. Vor dem Einschlafen habe ich mich plötzlich gefragt, warum ich nicht alles nehme, was sich mir bietet, warum ich mich nicht gehenlasse. In meinem halbawachen Bewusstsein habe ich fast nachgegeben. Ich fand meine Argumente vom Tag nicht wieder, die heute Morgen von neuem lebendig sind. Das Problem spitzt sich zu, und ich will mich vom Gegenteil überzeugen: Er schreibt, dass seine Pläne von mir abhängen. Und ich will das nicht; ich will frei sein, ich will nicht, dass andere von mir abhängen.

*

Die Fotos abgeholt und sie M. Katz gebracht.

Nachmittag bei Budé, wegen Jacques. Sueton gekauft und Wordsworth (für mich). Am Institut vorbeigeschaut, es war niemand da, wie ausgestorben; ich habe den ganzen Luxembourg durchquert, der jetzt voller Erinnerungen ist.

Von Grossmama bin ich zu Mile Fauque gegangen, wo ich Denise angetroffen habe.

Eine Karte von Gérard vom 22. vorgefunden, die mich ihm wieder viel näher gebracht hat. Ist das die Wahrheit oder nicht?

Freitag, 10. Juli

In der Bibliothek, ich hatte nichts zu tun. Ich habe *Gebendet in Gaza* fast ausgelesen. Es ist bemerkenswert.

Nicole ist mich abholen gekommen.

Mile Detraux zum Mittagessen.

Neue Verordnung heute, für die Metro. Heute Morgen übrigens wollte ich in der Station École Militaire gerade in den ersten

Wagen steigen, als ich plötzlich begriff, dass die brutalen Worte des Kontrolleurs mir galten: «Sie da drüben, in den anderen Wagen.» Ich bin wie eine Verrückte gelaufen, um sie nicht zu verpassen, und als ich im vorletzten Wagen sass, schossen mir Tränen in die Augen, Tränen der Wut, als Reaktion auf diese Brutalität.

Die Juden dürfen auch die Champs-Élysées nicht mehr überqueren. Theater und Restaurants sind ihnen verschlossen. Die Nachricht ist in einem natürlichen und scheinheiligen Ton abgefasst, als wäre es eine vollendete Tatsache, dass in Frankreich Juden verfolgt werden, eine unbestrittene Tatsache, anerkannt als eine Notwendigkeit und ein Recht.

Als ich daran dachte, kochte ich so sehr, dass ich in dieses Zimmer gekommen bin, um mich zu beruhigen.

In der Galerie Charpentier gewesen mit Bernard und Nicole. Bernard hat uns zum Fünfuhrtee zu sich nach Hause mitgenommen.

Samstag, 11. Juli

Musik. Danach die Pineaus und Françoise Masse, Legrand war da. Wir haben das Forellenquintett gespielt. Konnte nicht empfangen, wie ich wollte. Gegen halb sieben kamen... die Korsettmacherin und Mile Monsaingeon. Als ich zurück in den Salon kam, war es zu spät. Alle waren im Aufbruch. Die Simons nach dem Abendessen.

Sonntag, 12. Juli

Auber mit Mme Lévy.

Montag, 13. Juli

J.M. in der Bibliothek. Er hat mich zu Fuss hierher begleitet, ohne auf seine Agrég-Ergebnisse zu warten.

Dienstag, 14. Juli

Es ist grau und schwül. Ich weiss nicht mehr, woran ich bin. Soeben habe ich drei böse Karten geschrieben, ich frage mich, ob alle meine «Skrupel» echt sind oder ob ich nicht gerade dabei bin, mein Glück zu verpfuschen.

Ich frage mich auch, ob es nicht das andere ist, was mich böse macht. Ich bin gespaltener denn je. Ich habe heute Morgen wieder drei Karten erhalten. Jetzt ist jede eine Qual, denn jede stellt die Frage mit grösserer Dringlichkeit. Ich gestehe ihm das Recht zu, brutal zu sein und böse auf mich. Was mich wundert, ist, dass er es nicht öfter war.

Werde ich nicht eines Morgens *aufwachen* und merken, dass das alles Hirngespinnste waren und ich meine Chance auf das Glück vertan habe?

Mittwoch, 15. Juni

23 Uhr

Etwas ist im Anzug, etwas, das eine Tragödie sein wird, vielleicht *die* Tragödie.

M. Simon ist heute Abend um zehn gekommen, um uns zu warnen, man hat ihm von einer Razzia für übermorgen erzählt, zwanzigtausend Personen. Ich habe gelernt, seine Person mit Katastrophen zu verbinden.

Den Tag damit begonnen, beim Schuster die neue Verordnung zu lesen, auch so beendet.

Eine Welle des Schreckens erfasst alle anderen Leute seit einigen Tagen. Es sieht so aus, als habe die SS das Kommando in Frankreich übernommen und als müsse darauf die Schreckensherrschaft folgen.

Alle missbilligen im Stillen, dass wir bleiben. Doch wenn wir selbst die Frage ansprechen, wird diese Missbilligung laut ausgedrückt: gestern Mme Lyon-Caen; heute Margot, Robert, M. Simon.

Samstag, 18. Juli

Ich nehme dieses Tagebuch heute wieder auf. Am Donnerstag glaubte ich, das Leben würde stehenbleiben. Aber es ist weitergegangen. Es hat wieder angefangen. Gestern Abend, nach meinem Tag in der Bibliothek, war es wieder so normal geworden, dass ich nicht mehr glauben konnte, was am Vortag geschehen war. Seit gestern hat es sich von neuem verändert. Als ich vorhin nach Hause kam, hat Mama uns mitgeteilt, es bestehe grosse Hoffnung für Papa. Einerseits ist da Papas Rückkehr. Andererseits das Weggehen in die freie Zone. Jede Sache trägt eine Prüfung in sich. Das Weggehen erregt in mir fast ein Gefühl von Verzweiflung, ich kann mir nicht erklären warum. Ich kam nach Hause, angespannt für den Kampf, vereint mit den Guten gegen die Bösen, ich war bei Mme Biéder gewesen, dieser bedauernswerten Mutter von acht Kindern, deren Mann deportiert worden ist; sie wohnt im Faubourg Saint-Denis. Wir, Denise und ich, sind eine Viertelstunde bei ihr geblieben; als wir gingen, war ich beinahe froh, in das wahre Leiden eingetaucht zu sein. Ich spürte ja, dass ich schuldig war, dass es etwas gab, was ich nicht *sah*, es war diese Wirklichkeit. Jene Frau, ihre Schwester, die vier Kinder hat, ist mitgenommen worden. Am Abend der Razzia hatte sie sich versteckt, aber das Unglück wollte, dass sie genau in dem Augenblick zur Concierge hinunterging, in dem der Polizist sie holen kam. Mme Biéder ist wie ein gehetztes Tier. Nicht um sich selbst hat sie Angst. Sie fürchtet, dass man ihr die Kinder wegnimmt. Man hat Kinder mitgenommen, die auf dem Boden herumkrochen. In Montmartre gab es so viele Verhaftungen, dass die Strassen blockiert waren. Der Faubourg Saint-Denis ist fast leer. Man hat die Mütter von ihren Kindern getrennt.

Ich halte die Tatsachen fest, in aller Eile, um sie nicht zu vergessen, denn man *darf* nichts vergessen.

Im Viertel von Mlle Monsaingeon hat sich eine ganze Familie, Vater, Mutter und fünf Kinder mit Gas umgebracht, um der Razzia zu entkommen.

Eine Frau ist aus dem Fenster gesprungen.

Mehrere Polizisten sind angeblich erschossen worden, weil sie die Leute gewarnt hatten, sie sollten fliehen. Man hat ihnen mit dem Konzentrationslager gedroht, falls sie nicht gehorchten. Wer wird den Internierten in Drancy zu essen bringen, jetzt, da ihre Frauen verhaftet wurden? Die Kleinen werden ihre Eltern niemals wiederfinden. Was sind die weiteren Folgen dessen, was vorgestern Abend oder im Morgengrauen geschehen ist?

Margots Cousine, die letzte Woche gegangen ist und von der wir wussten, dass ihr Versuch gescheitert war, wurde an der Linie geschnappt und ins Gefängnis geworfen; nachdem man ihren elfjährigen Sohn stundenlang verhört hatte, um das Geständnis zu erzwingen, dass sie Jüdin sei; sie hat Diabetes, nach vier Tagen ist sie gestorben. Es ist vorbei. Als sie im Koma lag, hat die Gefängnischwester sie ins Krankenhaus bringen lassen, es war zu spät.

In der Metro habe ich Mme Baur getroffen, noch immer strahlend schön. Aber sie ist sehr niedergeschlagen. Sie hat mich nicht sofort erkannt. Sie schien sich zu wundern, dass wir noch hier sind. Ich fühle immer den Drang, stolz zu sein, wenn ich darauf antworte. Sie hat gesagt, wir würden in der Rue de Téhéran viel zu tun bekommen. Sie hat mir auch nicht verheimlicht, dass bald die Französinen an die Reihe kommen. Als sie von Odile sprach, schien mir, das sei unendlich weit weg.

Doch wenn wir gehen müssen, gehen und den Kampf, den Heldenmut aufgeben für Stumpfheit, Erlahmung. Nein, ich werde etwas tun.

Das Volk ist bewundernswert. Es scheint viele kleine Arbeiter-

rinnen gegeben zu haben, die mit Juden zusammenlebten. Sie kommen alle und wollen heiraten, um ihren Männern die Deportation zu ersparen.

*

Und dann gibt es die Sympathie der Leute auf der Strasse, in der Metro. Es gibt den gütigen Blick von Männern und Frauen, der einem das Herz mit einem unbeschreiblichen Gefühl erfüllt. Es gibt das Bewusstsein, den Rohlingen, die einem Leid zufügen, überlegen zu sein und mit den wahren Männern und den wahren Frauen vereint zu sein. Je mehr Unglück sich anhäuft, desto enger wird dieses Band. Es geht nicht mehr um oberflächliche Unterscheidungen nach Rasse, Religion, gesellschaftlichem Rang – daran habe ich nie geglaubt –, es gibt die Einheit gegen das Böse und die Gemeinschaft im Leiden.

*

Ich will noch bleiben, um ganz genau zu wissen, was diese Woche geschehen ist, ich will es, um den Gleichgültigen ins Gewissen reden und sie wachrütteln zu können.

Während ich das sage, denke ich an Ibsens *Brand*, den ich gestern Abend begonnen habe. Und während ich das denke, bin ich wieder bei J.M., der ihn mir geliehen hat.

Ich weiss auch, und ich versuche mir nichts vorzumachen, dass ich seinetwegen nicht Weggehen will. Ich weiss, dass ich Gérard nicht wiedersehen will. Diese Woche habe ich nur an eines gedacht, nämlich ihn wiederzusehen. Ich hatte ihn am Montag gesehen; am Donnerstagmorgen hat er mir einen Brief geschrieben, um mir das Ergebnis seines Auftrags für Papa mitzuteilen. Ich habe ihm sofort geantwortet. Gerade als ich den Brief verschliessen wollte, kam Denise von der Milchhändlerin herauf und sagte,

nach Luft ringend: «Es ist passiert, sie haben alle Frauen und Kinder geschnappt, sag Mama nichts davon», aber ich werde das alles noch genauer erzählen – ich habe meinem Brief ein P.S. angefügt, um das zu sagen. Ich fragte mich, ob es wie *Der letzte Tag eines zum Tode Verurteilten* von Hugo sein würde. Es war etwas Erhebendes in diesem Gefühl; denn ich begriff nicht ganz, was die Möglichkeit der Katastrophe bedeutete.

Und gestern dann, nach diesem endlosen Donnerstag, und dem verdorbenen gestrigen Vormittag, bin ich ans Institut gegangen. Ich wusste nicht, ob er kommen würde. Von Zeit zu Zeit sagte ich mir, ich habe das Gefühl, dass er nicht kommen wird. Und ich wurde mürrisch. Ich begriff, diese Bibliothek, das war er. Zum Glück war Monique Ducret da, aufmunternd. Am Anfang war ich noch *in a haze*, benommen durch meine seltsame Nacht, und nicht richtig eingestellt auf die Normalität. Allmählich griff die ruhige und vertraute Atmosphäre auf mich über. Gegen vier war J.M. nicht da. Irgendwann ist Mondoloni hereingekommen; und ich weiss nicht warum, ich bekam wieder Hoffnung. Jemand versperrte mir den Durchgang, und als ich mich umdrehte, erkannte ich von hinten seinen Regenmantel und seine Haare. Plötzlich war ich beruhigt. Wir haben eine ganze Weile nicht miteinander gesprochen. Ich war beschäftigt, und er auch. Und es macht mich immer sehr schüchtern, dass ich auf ihn gewartet habe. Mir war, als würde sich der ganze Albtraum von gestern auflösen. Wenn er nicht gekommen wäre, ich weiss nicht, was ich gemacht hätte.

Ich schäme mich überhaupt nicht, das aufzuschreiben. Ich tue es, weil es die Wahrheit ist; ich mache mir nichts vor. Wahrscheinlich habe ich mich daran gewöhnt, ihn zu sehen, und da die Tage, die ich mit ihm verbringe, das einzig Schöne im Leben sind, will ich nicht darauf verzichten. Am Dienstag war ich völlig gespalten und zerquält, nach dem Montag, und während und nach

dem Besuch in der Rue de Longchamp. Am Mittwochmorgen dachte ich nur daran, J.M. wiederzusehen. Ich gab mir keine Mühe, die Beständigkeit dieses Gedankens auf die Probe zu stellen.

8 Uhr abends

Neue Verordnung, die neunte: Verbot, Geschäfte zu betreten, ausser zwischen drei und vier Uhr (um diese Zeit haben alle Läden geschlossen).

Mama hat gerade mit Mme Katz telefoniert. Morgen früh geht ein grosser Transport von Drancy ab; um uns zu beruhigen: kein ehemaliger französischer Kriegsteilnehmer, nur Ausländer (einschliesslich Kriegsteilnehmer) und Frauen. Man schickt ihnen bedauernswerte Kinder von überallher, aus Beifort, aus Montceau-les-Mines.

Françoise, die heute Abend gekommen ist, hat uns gesagt, dass im Vél d'Hiv, wo man Tausende von Frauen und Kindern eingesperrt hat, Frauen gebären, Kinder brüllen; alle liegen auf dem Boden, bewacht von den Deutschen.

Wir haben wie gewöhnlich musiziert. Es scheint unglaublich, François noch hier zu sehen. Er lacht die ganze Zeit und nimmt nichts ernst. Im Grunde ist ihm alles sehr bewusst. Aber dieser Mut hat etwas Verrücktes und Tragisches. Wir tanzen auf einem Seil, das von Stunde zu Stunde ein wenig stärker gespannt ist.

Gegen sieben ist Françoise Pineau gekommen und hat die Normale-Texte gebracht, um die Jacques gebeten hatte. Sie wirkte normal, aber ich spüre, dass sie nicht sagen konnte, was sie sagen wollte. Sie hat mir nur ganz schnell gesagt, sie würden jeden beliebigen Weg für uns erledigen, ihre Mutter würde sich um die Versorgung kümmern.

Sonntagabend, 19. Juli

Andere Einzelheiten.

Eine Frau, die verrückt geworden ist, hat ihre vier Kinder aus dem Fenster geworfen. Die Polizisten gingen in Sechsergruppen vor, mit Stablampen.

M. Boucher hat Nachrichten über das Vél d'Hiv gebracht. Zwölftausend Menschen sind dort eingesperrt, es ist die Hölle. Schon jetzt viele Todesfälle, die Sanitäreanlagen verstopft, usw.

Gestern Abend Nachrichten von Papa.

Seit zwei Tagen eingesperrt in ihren 1,50 m². Grauenhafte Szenen gesehen. Eugène B. liegt mit Rheuma elend darnieder.

*

Den Vormittag mit den Pineaus verbracht. Ich habe Françoise um neun Uhr fünfzehn abgeholt, und wir haben zusammen die Metro genommen. Es regnete in Strömen. Sie ist so ruhig und gesetzt, dass sie einen erfrischt.

Jean wartete in der Normale auf uns. Ich habe bei einer Prüfung in Geschichte, einer in Französisch und einer in Philosophie zugehört. Am Anfang war ich sehr eingeschüchtert. Es erinnerte ans Abitur. Aber der Umstand, von Jean Pineau zu etwas eingeladen zu sein, was ihn betraf, schüchterte mich ein. Ein paar Normaliens mit Brille. Aber die Schule ist leer, mit Ausnahme der Agrég-Kandidaten und der Prüflinge. Wir sind zu Fuss zurückgegangen. Wir sind durch alle Strassen gelaufen, die ich liebe, und auf der in Dunst gehüllten, nassen, aber dadurch nur umso anziehenderen Place du Panthéon gelandet.

Crussard ist mir auf dem Fahrrad begegnet. Ich habe ihn erst im Nachhinein erkannt; aber er hätte absteigen können.

Es war falsch, mich aufzuregen, als ich von dem Grauen hier

und von meinem Grauen vor der freien Zone sprach. Weil Jean fast ganz leise sagte: «Deshalb ist es so hart für einen Jungen wie mich, der 21 ist, nichts zu tun. Das empört mich.» Ich kenne seine Haltung, ich habe Angst, dass er jung stirbt, eines ehrenvollen Todes. Sein innerstes Wesen ist Ritterlichkeit. Das ist wunderbar, und zugleich erfüllt es mich mit Traurigkeit. Ich kann mein Gefühl nicht genau beschreiben.

*

Die Freundschaften, die hier in diesem Jahr geschlossen wurden, sind geprägt von einer Aufrichtigkeit, einer Tiefe und einer Art ernster Zärtlichkeit, die kein Mensch je begreifen kann. Es ist ein Geheimpakt, besiegelt im Kampf und in den Prüfungen.

*

Ich bin um halb eins nach Hause gekommen. Mama und Denise hatten rote Augen. Ich habe nicht gefragt, was los ist, ich wartete, dass es von alleine kommt. Denise hat geweint, um zu weinen; sie hat recht. Aber der indirekte Grund war die Nachricht, dass wir wirklich fortgehen müssen. Mama war heute Morgen bei René Duchemin; er ist immer extrem ruhig und optimistisch gewesen; doch heute hat er gesagt, wir müssten daran denken zu gehen.

Ungefähr Folgendes ist am Donnerstag geschehen:

Da sich die französischen Arbeiter weigern, nach Deutschland zu gehen, hat Laval die polnischen und russischen Juden verkauft, weil er dachte, dass niemand protestieren würde. Die empörten Arbeiter wollen jetzt noch weniger gehen. Es gibt noch ein drittes Kontingent Juden (Türken, Griechen, Amerikaner), und danach kommen die Französinen dran.

6 Uhr

Ich bin vollkommen ausgelaugt, ich verstehe nichts von diesem Tag.

Nach dem Mittagessen sind wir in die Rue Claude-Bernard gegangen. Wir haben eine Dusche abbekommen. Als wir wieder gingen, spürte ich deutlich, dass es verdient war, dass ich nichts hatte, wogegen ich kämpfen konnte. Auf dem ganzen Weg habe ich darüber nachgegrübelt. Wir liefen nebeneinander her. Bestimmt habe ich böse dreingeschaut. Mein Grübeln hat zu dem Entschluss geführt, einen Brief an M. Lefschetz zu schreiben. Zuvor bin ich am Institut gewesen, wo Mile Moity mir von M. Cazamian ausgerichtet hat, dass ich in der Bibliothek meine Jacke nicht tragen soll, und von Denise Keuchelievitz, dass sie weggeht. Unter anderen Umständen hätte mich das ein wenig erschüttert. Aber ich hatte das Gefühl, mich in einem schlechten Traum zu befinden, und alles sei verändert, die ganze vertraute Umgebung des Quartier Latin und des Instituts, und es war mir gleichgültig.

Mittwochabend, 21. Juli

Andere Einzelheiten von Isabelle erfahren: fünfzehntausend Männer, Frauen und Kinder im Vél d'Hiv, zusammengekauert, weil sie so dichtgedrängt sind, man steigt über sie hinweg. Kein Tropfen Wasser, die Deutschen haben Wasser und Gas abgedreht. Man steigt durch eine schmierige und klebrige Suppe. Es sind Kranke darunter, die aus dem Spital gezerrt wurden, Tuberkulosekranke mit der Tafel «ansteckend» um den Hals. Frauen gebären hier. Keinerlei Versorgung. Kein Medikament, kein Verbandszeug. Erst nach unzähligen Bemühungen kommt man hinein. Morgen werden die Hilfeleistungen übrigens eingestellt. Man wird sie wahrscheinlich alle deportieren.

Mme Carpentier hat am Donnerstag in Drancy zwei Güterzüge gesehen, in denen Männer und Frauen wie Vieh, sogar ohne Stroh, zur Deportation zusammengepfercht waren.

*

Mile Fauque ist gerade vorbeigekommen. Sie hat keine Zeit für ihre Stunde. Das ist mir auch lieber. Eine Stunde hätte die Normalität von vor vierzehn Tagen wiederhergestellt.

Sie wusste alles; von ihr habe ich noch gehört, dass eine Frau am Boulevard Saint-Michel auf dem Trottoir entbunden hat, dass ein Mann, dessen Frau weggebracht wurde, ihr folgen wollte und dass der Deutsche einen Revolver gezogen hat und dass es anderen Leuten zu viert gelungen ist, ihn fortzuzerren.

*

Mittwochmorgen, 22. Juli

Die Karte von Papa erhalten. Sie ist vom 12., 13., 14. Ich habe sie gerade für M. Duchemin abgeschrieben. Mama könnte sie ihm nicht vorlesen, ohne zu weinen. Es war die Rede von einem Transport. Beim Wiederlesen habe ich einen Tag mit ihm verlebt, ich schreibe hier die letzte halbe Seite ab, geschrieben am 12. abends, mit leicht zittriger Schrift. Davor hat er sein Leben beschrieben:

«12. Juli, 21 Uhr. Ich erfahre, dass eine lange Reise möglich, ja sogar wahrscheinlich ist. Ihr sollt wissen, dass Euer Bild und der Gedanke an Euch alle, meine liebe Frau, meine zwei lieben Kleinen, Denise und Hélène, meine liebe grosse Yvonne und ihr süßer Maxime, lieber Daniel und mein lieber kleiner Jacques, mich nicht verlassen und nie verlassen werden. Was immer auch geschehen mag, ich werde tun, was getan werden muss, um durch-

zuhalten, und ich hoffe, der Liebe Gott erlaubt mir, Euch wiederzusehen. Meine geliebte Antoinette, ich weiss, Du wirst die Kraft und den Glauben haben, diese Prüfung zu ertragen, Du wirst es verstehen, unsere Kinder zu lenken und zu führen. Und Ihr, meine lieben Kinder, ich weiss, Ihr werdet eng miteinander verbunden bleiben, Euch, was immer auch geschehen mag, gegenseitig unterstützen. Ich bin auch sicher, meine Antoinette, Du wirst für Dich und unsere beiden Denden und Lenlen die Entscheidungen treffen, die die Umstände erfordern. Ich zweifle nicht daran, dass Kuhlmann, für den ich mich aufgeopfert habe, für Euch, die ich so sehr umsorgt habe, alles tun wird, was notwendig ist, und ich habe volles Vertrauen in M. Duchemin, beziehungsweise seine Kollegen.

13. Juli, neunzehn Uhr. Wenn es möglich und noch Zeit (??) ist, versuchen, in das nächste Wäschepaket den braunen Überzieher mitsamt dem Innenfutter zu legen sowie zwei Röhrchen Gardéal.

14. Juli, zwanzig Uhr. Seit elf Uhr haben sich die Nachrichten geändert. Henri sagt mir, dass er bis auf Weiteres bei Paul bleibt. Das zeigt, wie dringlich Erfolg Reise Hup, denn Henri nicht beruhigt durch Tausend, dem einer fehlt.

15. Juli, elf Uhr. Nichts Neues. Ausgezeichnete Nacht, trotz Alarm, nachdem die vorherige sehr schlecht war. Vormittag mit leichter Arbeit beschäftigt. Ich umarme Euch alle drei, dazu noch die Abwesenden, von ganzer Seele und von ganzem Herzen. Papst.»

Ich bin heute Morgen mit Mama in die Rue de la Bienfaisance gegangen, um Sachen abzugeben für diese armen Kerle. Am Pont de l'Alma habe ich Jean Pineau getroffen, in der Rue de Miromesnil M. Eissen; Mme Katz und Mme Horwilleur haben mich

gebeten, heute Nachmittag zu kommen und ihnen zu helfen, und auf jeden Fall jeden Vormittag.

Endlich habe ich etwas zu tun gefunden, das mich hindert, allzu egoistisch zu sein. Ich bin froh.

Seit letztem Mittwoch kommt es mir vor, als sei ein Jahr vergangen.

*

Donnerstag, 23. Juli

Ich habe gestern von zwei bis halb sechs gearbeitet, und von neun bis zwölf heute Vormittag, Rue de la Bienfaisance. Papierkram. Aber ich bin fast glücklich, in diese grauenvolle Wirklichkeit einzutauchen. Gestern Abend, als ich zu Nicole kam und erzählte, was ich gehört hatte, war ich *flop*; man spricht dort von Deportation wie von etwas Alltäglichem. Nach allem, was ich verstanden habe, sind in Drancy Frauen und Kinder. Jeden Tag werden welche abtransportiert, deportiert. Das Vél d'Hiv ist geleert worden, und alle sind nach Beaune-la-Rolande gekommen.

Die Frauen, die dort arbeiten, sind bewundernswert. Mme Horwilleur, Mme Katz und die anderen. Sie sind erledigt, aber sie halten durch. Den ganzen Tag ein ununterbrochener Andrang von Frauen, die ihre Kinder verloren haben, von Männern, die ihre Frauen verloren haben, von Kindern, die ihre Eltern verloren haben, von Menschen, die sich nach Kindern und Frauen erkundigen, von anderen, die sich erbieten, welche aufzunehmen. Frauen weinen. Eine ist gestern in Ohnmacht gefallen. Ich sehe das alles nicht, weil ich im Raum nebenan bin. Aber Bruchstücke bekomme ich mit.

Gestern Abend ist ein ganzer Zug mit Kindern aus Bordeaux und aus Beifort angekommen; Züge, wie für ein Ferienlager, aber es ist furchtbar.

In Drancy sind Frauen im Nachthemd.

Ein kleines Mädchen ist gekommen und sagte, man habe ihren Vater und ihre Mutter mitgenommen, sie hatte niemanden mehr.

Neben mir telefoniert Françoise Bernheim die ganze Zeit mit Krankenhäusern, um sich nach Kindern zu erkundigen, deren Eltern und Geschwister verhaftet wurden.

Als ich die Rue de la Bienfaisance verliess, habe ich Mme Baur besucht, sie ist bezaubernd und sehr jugendlich.

Freitag, 24. Juli

Vormittag: Rue de la Bienfaisance. Viel gearbeitet, mit Françoise Bernheim. Dinge sortiert, die diese armen Kerle zurückgeschickt haben, Ringe, Schlüssel, Scheren; es waren sogar Schneiderscheren dabei – Schneider: vielleicht jemand, der aufgebrochen war in dem Glauben, man werde ihn in seinem Beruf arbeiten lassen. Inmitten all dieser mehr oder weniger gut zusammengeschnürten Pakete befand sich eine kleine, weisse, sehr saubere Schachtel; ich weiss nicht, warum ich die Eingebung hatte, das komme von Papa. Und tatsächlich war es sein Kneifer, den er zum Reparieren schickte.

Mile Detraux.

Bibliothek am Nachmittag. Das hat mich in die Normalität zurückversetzt. J.M. ist gekommen, Jean-Paul und auch Nicole. J.M. hat mir die *Brüder Karamasow* geschenkt, Ironie.

Ich bin um fünf gegangen, um Nicole zu besuchen, zu der die Pineaus kommen sollten. Ich habe J.M. für Sonntag eingeladen. Bis Sèvres-Babylone habe ich mich gefragt, ob ich es tun würde. Als ich schon entschlossen war, es nicht zu tun, sprudelte es trotzdem aus mir heraus, ich war in Fahrt. Ich war froh, dass das Unwiderrufliche geschehen war. Er hat sofort zugesagt.

Sonntag, 26. Juli, Abend

Das Leben ist fabelhaft. Das ist kein Aphorismus. Heute Abend fühle ich mich berauscht. Ich habe den Eindruck, in einer Romanatmosphäre zu leben, ich kann es nicht erklären. Es ist ein wenig, als ob ich Flügel hätte. Gestern waren wir bei J.M., Denise und ich, in Saint-Cloud. Wir hatten einen wundervollen Nachmittag mit Plattenhören verbracht, in der Bibliothek, die Fenster auf den von Sonne schwirrenden und doch unendlich stillen Garten geöffnet. Denise hat gespielt. Auch Molinié war da und noch ein anderer, sehr netter Junge.

Nach dem Abendessen, um neun Uhr, hat J.M. angerufen, um zu sagen, dass er heute nicht kommen könne, bestimmt haben ihm seine Eltern eine Szene gemacht, ich weiss nicht warum.

Ich war so enttäuscht, mehr als das, der Schmerz war grösser als je zuvor bei einer vergleichbaren Sache. Ich habe letzte Nacht nicht geschlafen. Mein Kummer kam plötzlich und war unwiderstehlich. Ich dachte, der ganze Tag wäre verdorben. Ich hatte beschlossen, traurig zu sein.

Aber dank Jean Pineau wurde er herrlich, ohne dass irgendetwas sich geändert hätte. Er holt mich aus mir heraus, so feinfühlig und ritterlich ist er. Nach dem Fünfuhrtee, auf den Stufen der Aussentreppe, hatten wir eine lange Unterhaltung. Ich habe mich gehen lassen, ohne auch nur zu fürchten, das könnte schlecht sein. Mit ihm ist alles normal und leicht. Und ich bin weder konfus noch gespalten. Ich bin verzaubert. Mein gegenwärtiges Leben hat etwas Verzaubertes. Ich bin dafür von ganzem Herzen dankbar.

Montag, 27. Juli

Heute Morgen in der Rue de la Bienfaisance gearbeitet.

Neuigkeiten von Papa. Er spricht von herzerreissenden und

grauenvollen Szenen. Seit dem 16. Ausgangsverbot. Paul spricht von der Hölle Dantes. Compiègne erscheint ihnen daneben als Paradies! An der ersten Schulung für Betreuer teilgenommen; ich führte von Anfang an einen stillen Kampf. Lefschetz hat eine Stunde über die jüdische Frage gehalten, die mich mit wachsendem Zorn erfüllte, weil er von der jüdischen Nation sprach, sagte, was stimmt, dass wir nicht wüssten, weswegen wir verfolgt werden, denn wir hätten unsere Traditionen verloren, und das Ghetto rühmte. Nein, ich gehöre nicht der jüdischen Rasse an. Wenn wir in der Zeit Christi leben könnten... Es gab nur die Juden und die Götzenanbeter, die Gläubigen und die Unwissenden. Von da muss jede Argumentation ausgehen. Diese Leute sind engstirnig und sektiererisch. Und was in diesem Augenblick besonders schlimm ist, sie rechtfertigen den Nazismus. Je mehr sie sich in Ghettos zurückziehen, desto mehr wird man sie verfolgen. Warum Staaten in den Staaten gründen? Er hat an den Grundsatz der Französischen Revolution erinnert, der den Juden nur als Individuum anerkannte und nicht das Judentum als Rasse. Das ist der einzige Grundsatz, der Bestand hat. Das Judentum ist eine *Religion*, keine Rasse. Übrigens sind sie, um die Juden zu unterscheiden, ja auch gezwungen, vom religiösen Prinzip zu reden.

Bei diesen ganzen Diskussionen dreht sich mir der Kopf. Mein Verstand ist nicht klar genug, dass ich sie weiterführen könnte. Ich spüre nur, ich bin nicht dieser Meinung und ihre Argumentation geht von falschen Voraussetzungen aus.

Im Anschluss daran sind wir in die Rue des Ursulines gegangen, zu den Léautés. Es ist hinreissend. So hübsch, dass ich mich richtig unwohl fühlte, bevor ich mich zu einer Wiederaanpassung an «die Léauté-Atmosphäre» verleiten liess, die mir vorkommt wie etwas aus einer längst vergangenen Zeit.

Karte erhalten von Odile, von Françoise Masse und von Gérard. Die Einzige, der ich antworten möchte, ist Françoise, sie ist die Einzige, die versteht.

Gérard ärgert mich mit seinem Spott. Ich spüre eine Art Feindschaft in ihm, und auch in mir. Das wird ein schlechtes Ende nehmen.

Dienstag, 28. Juli

Heute Morgen ging das Gerücht, die Männer und Väter von Frauen, die bei der UGIF arbeiten, würden freigelassen. Ich glaube, alle waren überrascht, dass ich keine Begeisterung zeigte, einschliesslich Mme Katz.

Rue Claude-Bernard, sympathisch, Spiele im Freien gelernt; auf dem Heimweg bei Mme Jourdan vorbeigeschaut, die gerade weggegangen war. Wieder hier zu Hause, habe ich versucht die *Brüder Karamasow* zu lesen. Ich war so müde, dass ich eingeschlafen bin. Hinterher war ich völlig durcheinander.

Nach dem Abendessen mit Denise die Zweite Sonate von Schumann vom Blatt gespielt.

Mittwoch, 14 Uhr, 29. Juli

Nach einem Vormittag in der Rue de la Bienfaisance, an dem ich nichts Bestimmtes getan hatte, bin ich von zwölf bis Viertel nach zwölf wie eine Verrückte herumgelaufen. Vier der Herren von der UGIF sind freigelassen worden, unter ihnen M. Rey, ich muss die Tatsachen anerkennen. Aber ich kann mich nicht von der Begeisterung dieser Damen anstecken lassen, weil ich denke, dass es eine Ungerechtigkeit ist, weil ich an die anderen denke, die genausoviel oder sogar mehr Recht auf Freiheit haben. Aber ich habe mich gezwungen, froh auszusehen, denn sie würden mich undankbar finden. Ich bin in die Rue de Téhéran, in die Rue de

Lisbonne gelaufen, um eine Bescheinigung ausstellen und von André Baur abzeichnen zu lassen. Mir war entsetzlich heiss; ich rannte durch die Strassen. Das alles konnte von Mme Katz und Mme Franck für Begeisterung gehalten werden.

Wieder hier zu Hause, fand ich Mama vor, deren Vormittag entsetzlich gewesen war. Sie hatte gerade Besuch gehabt von einer armen Frau, um die Papa sich zu kümmern pflegte und die von M. Lemaire wie ein Hund empfangen worden war. Mama hat geschluchzt bei dem Gedanken an Papas ganzes Werk, das sich jetzt auflöst.

Aus Pflichtgefühl bin ich zu Mme Lévy gegangen, um ihr die wenigen Nachrichten zu überbringen, die ich von Mme Rey erhalten hatte. Ihre Reaktion war so wie erwartet, noch bitterer, als ich glaubte; ich gab ihr innerlich recht und fand, dass es fast ein persönlicher Vorwurf war.

Donnerstag, 30. Juli

Heute Vormittag Rue Claude-Bernard.

Mathey, Grossmama.

Am Nachmittag mit Job musiziert.

Freitag, 31. Juli

Am Vormittag Rue de la Bienfaisance.

Nachmittag Bibliothek.

J.M. ist gekommen. Er hat auch für Sonntag zugesagt. Sofort. Ganz am Anfang wagte ich nicht, ihn einzuladen. Dann, plötzlich, habe ich mich überwunden, es ist mir ungewollt herausgerutscht, ich sagte: «Sagen Sie, wollen Sie nicht am Sonntag kommen?» Er hat sofort geantwortet: «Gern.» Er hat mich bis Sèvres-Babylone zurückbegleitet.

Samstag, 1. August

Nachmittag bei den Jobs, ungeheure Hitze. Ich wartete nur auf den nächsten Tag.

Bei der Heimkehr, Rohrpost von Jean-Paul, der nicht kommt. Ich war sehr betrübt. Alles lief schlecht. Das Barometer fiel, die Maschine nähte schlecht, mein Rock wurde nicht fertig. Ich war überzeugt, dass alles schiefgehen würde.

Montagabend, 3. August

Ich weiss wirklich nicht, was mit mir ist, aber ich bin von Grund auf verändert. Ich lebe in einer seltsamen Mischung aus Erinnerungen von gestern und heute. Seit Freitag hat es weder Tage noch Nächte gegeben, nachts habe ich nicht geschlafen; oder vielmehr wache ich seit drei Nächten nach dem ersten Schlaf auf, ich denke an ihn, und ich kann nicht mehr einschlafen. Ich bin nicht müde, ich bin sogar sehr glücklich in diesen seltsamen Nächten.

Als ich ihn heute Nachmittag wiedergesehen habe, hat er mich gefragt, ob ich gut geschlafen hätte; ich antwortete: «Nein, sehr schlecht, und Sie?» – ich wusste im Voraus, dass es ihm genauso ergangen war. Mir schien, als seien wir gar nicht auseinandergegangen und als wüsste er das auch. Alles wirkte ganz natürlich. Er sagte, er habe von mir als Eustacia geträumt. Eustacia, Egdon Heath, die windige Anhöhe gestern in Aubergenville, der schwarze Himmel heute über der Kuppel des Instituts, die nassen und glänzenden Strassen, und die ganze Zeit mein Glück, sicher, beständig, wundervoll; ich habe fast das Gefühl, Flügel zu besitzen. Ich denke nicht einmal an ihn als eine ganz bestimmte Person. Er ist eine verschwommene Idee, der Grund für mein Glück.

Gestern, in Aubergenville, war der schönste Tag meines Lebens. Er verging wie ein Traum. Aber ein Traum, der so glücklich

war, so kristallklar, so rein, so *unmixed*, dass ich kein Bedauern spürte, nicht einmal Furcht, er könnte entfliehen.

*

Mittwochabend, 5. August

Ich habe soeben an Gérard geschrieben. Als Antwort auf seine beiden Karten von Montag. Es war furchtbar hart. Ich habe diese Karte von einem Tag auf den anderen und von einer Stunde auf die andere verschoben. Vor allem, weil ich nicht hellichtig genug war. Gestern Abend hat mich die Schlafkrankheit gepackt, ich bin um halb neun zu Bett gegangen und sofort eingeschlafen. Der andere Grund ist viel schwerwiegender: Ich wich dieser Antwort aus, weil ich nicht *wusste*, was ich antworten sollte. Weil ich nicht nachgedacht hatte und weil ich weiss, dass ich vor einer sehr, sehr ernsten Sache stehe. Ich weiss nicht, was ich antworten soll: 1. weil es mir nicht gelingt zu begreifen, dass alles so weit gekommen ist; 2. weil ich Angst habe, wegen der anderen Sache zu heucheln – und doch gelingt es mir heute Abend, diese zweite Sache völlig beiseite zu schieben. Ich *sehe* mich überhaupt nicht als falsche und heuchlerische Person, weil es mir gelungen ist, für einen Augenblick die andere Sache zu vergessen.

Manchmal, wenn ich daran denke, dass es ein Bruch ist, merke ich, dass ich trotz allem sehr an ihm hänge.

Dann wieder, als anderes Extrem, sehe ich ihn wie einen Fremden, sehe die ganze Sache wie etwas, über das ich keine Gewalt habe, und ich merke fast mit Schrecken, dass die letzte Entscheidung ausserhalb von mir gefallen ist.

Und dann ver falle ich wieder in meine gewohnte Unüberlegtheit.

Donnerstagmorgen

Heute Morgen waren zwei Briefe in der Post: ein Brief von der Bank und ein etwas dickerer Brief für mich. Ich war sicher, dass es das war.

Ein bezaubernder Brief, halb Englisch, halb Französisch, witzig, der mit einem Gedicht von Meredith endet. Aber nachdem ich ihn gelesen hatte, zitterte ich am ganzen Körper. Ich hatte eine kurze Aussprache mit Mama, bevor ich in die Rue Claude-Bernard gegangen bin, und noch eine kleine nach dem Mittagessen. Sie sagt mir immer wieder, dass ich mich ins Unglück stürze, dass sie es spürt, dass ich mir etwas vormache. Ich fürchtete mich, nach Hause zu kommen. Doch am Abend, in meinem Bett, haben wir sehr ruhig miteinander gesprochen; alles endete mit *giggles*, ich habe ihr seinen Brief gezeigt und meine Antwort, und plötzlich ist die Stimmung leicht geworden, liebevoll und ermutigend; seither habe ich nur noch Auseinandersetzungen mit mir selbst. Ich kann das vollkommene Glück von Sonntag nicht wiederfinden; ich habe keine Erinnerungen an diesen Tag, denn ich habe nicht an ihn zurückgedacht. Aber ich habe Angst, dass sie am Sonntag auf mich einstürmen.

Freitag, 7. August

Letzte Schulung in der Rue Claude-Bernard.

Fünfuhrtee bei Nicole mit den Jobs.

Brief von Papa heute Morgen, ich fand ihn furchtbar traurig. Ich wollte einige Passagen abschreiben, aber Mama hat ihn wieder an sich genommen. Seine Gedanken sind ständig in Aubergenville, da er es liebt, weiss er, von welchem Baum jedes Stück Obst kommt, das wir ihm schicken. Am Ende seiner Karte quält ihn die Frage, ob er gut daran getan hat zu bleiben. Nun wird er seinerseits von diesen ausweglosen Problemen bedrängt, bei denen man irgendwann die Gültigkeit moralischer Grundsätze in

Zweifel zieht, den zu bleiben zum Beispiel. Die Leute werden nicht verstehen, warum wir geblieben sind. Wir haben nicht das Recht, nicht fliehen zu wollen. Aber ist es Fliehen, wenn man sich dem unausweichlichen Schicksal entzieht? Ja, ich bin noch davon überzeugt. Bloss hat man nur sein Gewissen, das einem zustimmt.

Samstag, 8. August

Leerer Nachmittag, dieses eine Mal. Ich habe *Der ewige Gatte* gelesen und bin danach zu Gilberte gegangen.

Die vier sind entlassen worden, aber nicht Papa, wie ich dachte. Ich hatte mich nicht sehr gefreut. Aber für ihn muss es eine furchtbare Enttäuschung gewesen sein.

Dienstag, 11. August

Gestern Morgen war ich wirklich nicht darauf gefasst, noch ein Brief; diesmal ganz auf Englisch, es war auch ein Edelweiss darin.

Den ganzen Vormittag habe ich an den Nachmittag gedacht, ohne auch nur im Geringsten zu überlegen, was ich sagen würde, noch was geschehen würde.

Und es ist fast sofort geschehen, trotz manchen Schweigens; von der Rue de l'École-de-Médecine sind wir Richtung École de pharmacie hochgegangen, dann wieder hinunter, durch ich weiss nicht welche Strassen, und zu Fuss hierher. Ich war ruhig und fast gedankenlos. Aber es ist furchtbar schwer, miteinander zu reden, ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Das Wunderbare ist, dass es keine Verlegenheit gibt, ausser der Schwierigkeit, sich auszudrücken. Hier haben wir am kleinen Tisch Tee getrunken und dazu die Kreuzersonate gehört. Es ist seltsam, aber ich hatte nichts mehr zu sagen. Es gelang mir nicht zu verarbeiten, was zwischen uns geschehen war. Wenn ich daran dachte, überkamen mich Wellen von Freude und Stolz. Er hat

sich ans Klavier gesetzt, ohne sich bitten zu lassen, und hat Chopin gespielt. Danach habe ich Geige gespielt. Alles war sehr einfach und sehr leicht. Ich habe ihn bis zum Pont de FAhna begleitet, in einem goldenen Abendlicht. Als ich zurückkam, hat Mama mir deswegen einen Rüffel erteilt. Doch am Abend, nachdem Mile Mon-saingeon weg war, und Pérez, der bis elf geblieben ist, hat sie so sanft und so freundlich mit mir gesprochen, dass ich völlig getröstet war.

Natürlich habe ich kaum geschlafen. Aber das macht nichts.

*

Bei Grossmama gewesen. Thérèse gesehen.

Wieder hier zu Hause, meinen Brief zu Ende geschrieben.

*

Mittwoch, 12. August

Die Léautés zum Fünfuhrtee (Gilberte, Annie).

M. Périlhou.

M. Simon.

Donnerstag, 13. August

Nicht in der Rue de la Bienfaisance gewesen, hiergeblieben, um Briefe zu schreiben und zu lesen.

Job und Breynaert; auf gehört mit dem Ersten Streichtrio von Beethoven. Sehr hübsch.

Freitag, 14. August

Er hat für morgen zugesagt.

Bei Grossmama gewesen. Marie-Louise Thyll gesehen, die Freundin von Nicole.

Freitag, 14. August

Ich habe meinen Brief bekommen.

Ein herzerreissender Brief von Papa. Er endet mit: «Ich habe wirklich geglaubt, die schlaue Lenlen würde mich aus meinem Loch herausholen.» Also hat er Zuversicht gehabt. Aber ich hatte keine. Er hat auf mich gezählt.

Er spricht von den Szenen, die er sieht, Trennungen, Abtransporte, zurückgelassenes Gepäck. Abscheulicher Gestank.

Wir *müssen* ihn da herausholen. Er ist keiner von denen, die so etwas aushalten.

Samstag, 15. August

Zweiter Tag in Aubergenville.

Ich hatte Angst, durch die Wiederholung könnte alles verdorben werden, ich hatte auch Angst, dass nach dem, was geschehen war, erst am vergangenen Montag, das Wunder vom letzten Mal sich nicht wiederholen würde.

Wir sind bei strahlendem Wetter mit Mme Lévy aufgebrochen. Bis zum Bahnhof hatte ich *Angst*. Eine Furcht, die mir plötzlich die Kehle zuschnürte und mein Herz pochen liess.

Wir haben während der ganzen Fahrt gestanden. Allmählich verschwand diese entsetzliche Schüchternheit.

Nach der Ankunft haben wir zuerst die Kartoffeln geschält, dann bin ich mit J.M. hinauf in den Obstgarten gegangen, Früchte einsammeln. Wenn ich daran zurückdenke, kommt mir alles wie ein Zauber vor. Das Gras voller Tau, der blaue Himmel und die Sonne, in der die Tautropfen glitzerten, und die Freude, die mich durchströmte. Der Obstgarten hat immer diese Wirkung auf mich gehabt. Aber an diesem Morgen war ich vollkommen glücklich.

Nach dem Mittagessen sind wir auf der Anhöhe spazierengegangen, Richtung Bazemont.

Aber den ganzen Nachmittag war ich besessen von der Uhrzeit, von dem Gefühl, es würde ein Ende nehmen. Kurz vor dem Aufbruch habe ich ihn durch das Haus geführt.

Die Rückfahrt war wundervoll. Am Bahnhof hat er sehr schnell gefragt, ob er mich am Montag wiedersehen würde; überumpelt, habe ich ja gesagt. Ausserdem verschaffte mir das einen ganz nahen Lichtpunkt, übermorgen.

Sonntag, 16. August

Unser erster Ausflug mit den Kindern. Wir sind nach Robinson gefahren.

Anstrengender Tag, die Kinder entzückend und sehr lieb.

Montag, 17. August

Halb vier, am Institut. Er war ganz in Weiss. Wir sind den Boulevard Henri-IV entlangspaziert und über die Quais hierher gekommen.

Als er fort war, bekam ich Angst, weil es zu schön und zu unwirklich war.

Dienstag, 18. August

Bei Grossmama gewesen.

Mittwoch, 19. August

Ich bin den ganzen Nachmittag allein zu Hause geblieben, was seit zwei Monaten nicht vorgekommen ist.

Sengende Hitze.

Ich habe ein bisschen an meinem Arbeitskittel genäht. Aber meine Gedanken liessen mich nicht los, so dass ich es mit Lesen versucht habe, *Die Brüder Karamasow*, dann Meredith. Zum Schluss habe ich Geige gespielt.

Donnerstag, 20. August

Brief von Papa. Er ist vollkommen demoralisiert.

Was tun?

Cécile Lehmann und die Pineaus sind gekommen. Als Jean Pineau gegangen ist, dachte ich schon, ich würde ihn bei seiner Rückkehr nicht wiedersehen. Aber die Zeit ist doch verstrichen.

Freitag, 21. August

Rue de la Bienfaisance. Ich habe Suzanne geholfen, die Leute zu empfangen. Es ist ein Jammer, fast alle sind an der Linie geschnappt worden. Das führt unverzüglich zur Deportation. Was für eine Menge Leid für jeden dieser Menschen. Und wenn wir die zurückgeschickten Pakete auspackten und sie die Ringe oder die Uhren ihrer Mütter oder Väter sahen, war das herzerreisend.

Alle Kinder aus Beaune sind zurück nach Drancy gebracht worden, wahrscheinlich um deportiert zu werden. Sie spielen im Hof, abstossend, voller Wunden und Läuse. Die armen Kleinen.

Samstag, 22. August

Wir haben von der schäbigen Erpressung wegen Papa erfahren.

Bei den Breynaerts gewesen.

Sonntag, 23. August

Ausflug, La Varenne.

Der Ausflug ist misslungen. Es war unmöglich, die Knirpse wollten einfach nicht gehorchen.

Nach dem Mittagessen habe ich ihnen *Rikki-Tikki-Tavi* erzählt. Es war ein kleiner Kreis. Meine Lieblinge. Herbert hörte auch zu. Ich war sehr *nervous* am Anfang. Doch am Ende war ich sehr

glücklich, weil einer der Kleinen, noch mit ganz verschwommenem Blick, immer nur wiederholte: Noch eine, Madame, noch eine!»

*

Montag, 24. August

Nicole hatte gesagt, ich solle Jean M. zu ihr mitbringen. Sie hatte die Pineaus und Job eingeladen. Als ich von hier aufbrach, wusste ich noch nicht, was ich tun würde. Ich traf ihn in der Bibliothek. Ich habe auch Sparkenbroke gesehen. Es war ein komisches Gefühl, als er so daherkam. Er war sehr schön. Aber mir schien es Jahrhunderte her, dass ich ihn gekannt hatte. Als ich ihn fragte, was aus ihm geworden sei, sagte er: «Ich werde Vater.» Es herrschte eine seltsame Verlegenheit, und ich war erleichtert, als ich gehen konnte.

Wir sind zu Fuss zu Nicole gegangen. Es war sehr sympathisch. Aber ich war über diesen Tag nicht glücklich.

Dienstag, 25. August

In der Rue Raynouard gewesen.

Donnerstag, 27. August

Job, Musik; Breynaert ist auch gekommen. M. Périlhou ist am späten Abend gekommen.

Freitag, 28. August

Rue Raynouard, wo ich mit Grossmama allein war.

Anschliessend bei Cécile Valensi. Die Stimmung von einst wiedergefunden, während wir über Englisch und Musik plauderten. Aber ich habe dabei ein fast schmerzliches Gefühl, weil mir jetzt scheint, das ist eine ferne Vergangenheit. Und doch war es erst im Juni.

Samstag, 29. August

Das Paket zu Mme Schwartz gebracht. Rue de La Tour-d'Auvergne, eine hübsche alte Strasse, freundlich und gastlich.

Am Nachmittag sind wir bei schwüler und drückender Hitze zu den S. gegangen, fast eine Stimmung wie in Aubergenville, weil Auntie Ger und Onkel Jules da waren. Wir haben gespielt, Denise und ich. Es war ein seltsamer, aber angenehmer Samstag.

Am Abend ist M. Olléon bis acht Uhr geblieben. Er hat mir von der Verhaftung der Rosovskys erzählt, diese Szene ist mir nicht aus dem Kopf gegangen, die Erinnerung daran ist mir nicht aus dem Kopf gegangen. Ich sah diesen Abend vor mir, mit diesem Mann und dieser Frau, Weissrussen, *die sich damit abgefunden hatten, verhaftet zu werden*, und Olléon einen kleinen Jungen anvertraut hatten; die Frau, eine hinreissende Blondine, aber krank und entkräftet, auf dem Diwan ausgestreckt, mit abwesendem Blick; der Mann, dem man zu trinken gab, um ihn umzustimmen; und danach... Drancy, die Deportation, diese Frau, wahrscheinlich unterwegs gestorben.

Mama ist überreizt nach Hause gekommen, weil sie erfahren hatte, dass die «Nicht-Deportierbaren» nach Pithiviers gebracht werden sollen.

Seit einer Woche hat sie sich noch mehr verändert. Abgemagert, nervös und wie ein Kind.

Nosley ist nach dem Abendessen gekommen. Die Stimmung hatte sich ein wenig beruhigt.

Sonntag, 30. August

Mein schöner Sonntag. Das erinnert mich an *Mein Sonntag daheim* von Kipling.

Ich sehnte mich seit vierzehn Tagen nach diesem Tag in Aubergenville.

Jean Pineau, Job und Lancelot of the Lake waren da. Das Wunder hat sich wiederholt. Warum sollte es aufhören? Oben, im leuchtenden Obstgarten, nach dem Mittagessen auf der Anhöhe im Wind, und die Rückfahrt im Zug.

*

Doch als ich nach Hause kam, Kampf zwischen den zauberhaften Erinnerungen, von denen ich erfüllt war, und der Traurigkeit des Briefes von Papa, der wieder vollkommen demoralisiert ist.

Montag, 31. August

M. André May und seine Frau sind wieder gefasst worden. Wahrscheinlich denunziert. Als sie am Bahnhof waren.

Die Zahl der Leute, die in Drancy sind, weil sie versucht haben, die Linie zu überschreiten. Papa hat die Thévinis ankommen sehen, Cousins der Familie Schwartz, die nach Auber gekommen waren, zur Hochzeit. Es war das zweite Mal, dass Papa sie sah. Tragisch. Die Generalin Lévy.

Lind die unzähligen Polen und Polinnen, deren Familien in die Rue de la Bienfaisance kommen. Heute Morgen war ein Mann da, der kaum gesprochen hat, mich aber fragte, ob man nicht «die Sachen des Kleinen zurückgeschickt» habe. Es handelte sich um ein vierjähriges Kind das im Lager Pithiviers gestorben war.

Dienstag, 1. September

Ich hatte gesagt, dass ich J.M. heute sehen wolle, damit die Woche weniger lang wird. Der Nachmittag war wundervoll. Wir haben eine grosse Paris-Runde gemacht über das Carrousel, die Champs-Élysées und die Avenue Marceau. Es hat mir ungeheures Vergnügen bereitet, mit ihm über die Avenue des Champs-Élysées zu spazieren. Wir sind wieder hierhergekommen, um

Himbeersaft zu trinken und den Schlusssatz der Fünften zu hören.

Ich hatte am Morgen einen Brief von Jean Pineau erhalten, den zu verstehen mir ein wenig Angst macht.

Mittwoch, 2. September

Der Ausflug mit der Claude-Bernard-Gruppe, vor dem ich mich fürchtete, ist gut verlaufen. Wir waren zu siebt, unter Führung von Casoar, sympathisch. Ich war sehr zufrieden. Ich habe eine Turnhose von Casoar angezogen. Ich war ein bisschen durcheinander, aber Nicole meinte, sie stehe mir sehr gut. Wir haben den Tag in Montmorency verbracht, Turnen, Erste Hilfe, Spiele und Pantomime.

Donnerstag, 3. September

Job ist gekommen. Wir haben das Tripelkonzert geübt.

Freitag, 4. September

Ich bin nicht in die Rue de la Bienfaisance gegangen. Das hatte ich vorher beschlossen, um das *Wolfsbuch* zu lesen. Aber ich habe den halben Vormittag damit verbracht, auf den Brief von J.M. zu antworten.

Samstag, 5. September

Ausflug mit den 8 Sizeniers. Robinson.

Angenehm, aber ich war erledigt.

Der kleine Bernard hat mir seine Geschichte erzählt, stotternd, mit seiner kindlichen Stimme. Seine Mutter und seine Schwester sind deportiert worden, und er hat diesen Satz von sich gegeben, der so alt klang in seinem Baby-Mund: «Ich bin sicher, dass sie nicht lebend zurückkommen.» Er sieht aus wie ein Engel.

Sonntag, 6. September

Aubergenville.

Job, Brombeeren gepflückt.

Ein Mann hat sich umgebracht im Nebenzimmer von Papa.

Montag, 7. September

Ich habe von Mme Rhey Näheres erfahren. Es handelt sich um einen Mann namens Metzger, Franzose. Zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter festgenommen, weil sie La Baule nicht verlassen hatten. Frau und Tochter wurden deportiert; er ist in Drancy zurückgeblieben (63 Jahre), von Schuldgefühlen geplagt, und hat sich die Halsschlagader aufgeschnitten.

Wir haben heute Vormittag eine ganz junge Frau dagehabt, deren Vater vor sechs Monaten deportiert wurde, die Mutter vor vier Wochen, und ihr 7 Monate altes Baby ist soeben gestorben. Sie hat sich geweigert, für die Deutschen zu arbeiten, obwohl sie dadurch die Freilassung ihrer Mutter erwirkt hätte. Ich habe das bewundert, und doch zweifle ich in manchen Augenblicken beinahe am absoluten Wert moralischer Grundsätze, denn alle verbiegen sie oder bezahlen dafür mit dem Tod.

*

Ich war mit J.M. in der Bibliothek verabredet, um drei Uhr. Es war voll. Er sass ganz hinten, gegenüber von Mondoloni. Ich hatte das Gefühl, aus einer anderen Welt zu kommen. André Bouteilleau gesehen, Eileen Griffin, Jenny. Wir beide sind gegangen, in die Rue de POdéon, dann zu Klincksieck, zu Budé; und schliesslich hierher, wo wir mit Denise Tee getrunken und dabei das Konzert von Schumann und die Symphonie von Mozart gehört haben. Aber die Stunden vergehen zu schnell. Ich habe mich

über den Balkon gelehnt; seit zwei Tagen herrscht ein hinreissendes Herbstwetter. Der Himmel strahlt in einem so sanften Licht, dass es einen mit Sehnsucht erfüllt. Ich hatte Lust, nach dem Ungreifbaren zu greifen. Alles ist so unwirklich, und wir sprechen so wenig vom Wirklichen, dass ich manchmal glaube, da ist gar nichts.

Ich habe ihn bis zur Metro begleitet. Aber irgendetwas stimmte heute nicht, nicht so wie am Dienstag, es ist unerklärlich.

M. Olléon ist gekommen.

Dienstag, 8. September

Ich wurde plötzlich von Zweifeln und Angst befallen, aber es ging besser, nachdem ich bei Nicole war. Und gut, als ich von Josette zurückkam, wo ich ein bisschen von der Sorbonne-Atmosphäre wiedergefunden habe, mit ihr und einer ihrer Freundinnen, die bei Gallimard arbeitet, Madeleine Boudot-Lamotte, und die Chardonne und André Boutelleau kennt. Josette hilft mir übrigens immer wieder auf die Füße.

Ich habe *Daphne Adeane* zu Ende gelesen. Dieses Buch hat ein seltsames Unbehagen in mir hervorgerufen, weil ich Angst habe, darin meine Geschichte zu finden; ich *glaube zu sehr an Bücher*. Übrigens ist es ein schönes Buch, aber nicht genug entwickelt.

Mittwoch, 9. September

Als ich von meinem Tag in Clamart nach Hause kam, hat Denise mir die Tür geöffnet und die Geburt von Yves verkündet. Ich habe die Neuigkeit nicht *begriffen*. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es einen kleinen Menschen mehr auf der Welt gibt, einen Sohn Yvannes. Das alles geschieht so weit von uns entfernt. Ich kann es mir nicht vergegenwärtigen.

Donnerstag, 10. September

Ich erinnere mich an die Geburt von Maxime in Blois. Ich habe geweint, als ich ihn eine Viertelstunde danach sah. Wenn ich in meinem Tagebuch suchte, würde ich die Seite finden. Das ist schon zwei Jahre her, unglaublich.

Ich habe keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Ich denke nicht mehr, es gibt die Tage, und es gibt die Nächte, mit den Träumen, die nur eine Fortsetzung der Wirklichkeit sind.

Ich führe nicht einmal mehr dieses Tagebuch, ich habe keinen Willen mehr, ich schreibe nur mehr die hervorstechendsten Ereignisse hinein, um mich zu erinnern.

Der junge Pironneau, Mama hat Einzelheiten über seine Hinrichtung erfahren. Es war am Tag der grossen Parade, man hat ihn um sieben Uhr hingebracht, mit einem anderen, im Polizeiwagen mit ihren Särgen. Es war niemand da, um sie zu erschiessen; sie haben bis um drei Uhr nachmittags gewartet, bis ein «Freiwilliger» sie erschossen kam, und einer war gezwungen, dem Tod des anderen beizuwohnen.

*

Freitagmorgen

11. September

Ich habe heute Nacht von Yvonne geträumt, als ich aufstand, hatte ich das Gefühl, sie gesehen zu haben, als hätte ich plötzlich einen Tag mit ihr verbracht. Jetzt ist sie wieder fort, aber das Gefühl ist geblieben.

Ich erwartete keine Post, die Vernunft sagte mir, es sei unmöglich. Und doch, als die Klingel schellte, spürte ich *a wild flame of joy* in mir. Ich sagte mir: «Nein, ich hoffe nicht», und ich hoffte. Ich sagte mir: «Ich muss daran denken, dass ich nicht gehofft habe»; aber in meinem Innersten hatte ich doch ein wenig Hoffnung. Und alles erstrahlte, als ich den Umschlag sah.

Es war der Brief, den er am letzten Samstag geschrieben hat und den er nicht schicken wollte, weil er zu lang war.

Gleich nach dem Lesen werde ich von Flügeln emporgehoben, alle meine Fähigkeiten zu fühlen und zu lieben sind verzehnfacht.

Hinterher bleibt eine zärtliche und zugleich aufregende Erinnerung, die mich wieder zu der Überzeugung bringt, dass ich anders bin, dass ich mich nicht anrühren will, so als würde etwas Unbekanntes in mir brennen.

Und anschliessend ver falle ich wieder, wie die ganze Woche, in Zweifel und Misstrauen gegen mich.

*

Nachdem ich den ganzen Nachmittag herumgelaufen war (Boulevard Saint-Germain, an der Sorbonne, Cité Condorcet), ging ich in den Tempel wegen Rosch Ha-Schana. Die Feier fand im Betsaal und im Hochzeitssaal statt, weil der Tempel von den Doriotisten zerstört worden ist. Es war jämmerlich. Kein einziger junger Mensch. Nur Alte, der einzige Vertreter von «früher» war Mme Baur.

Samstag, 12. September
Nicole und ich sind mit Jean-Paul und J.M. nach Aubergenville gefahren. Unmittelbar vor dem Aufbruch wäre meine Freude fast durch Mamas Besorgnis verdorben worden.

Wir haben auf der ganzen Fahrt gestanden. Das Wetter war herrlich. Wären wir gleich nach unserer Ankunft spazierengegangen, hätten wir gesehen, wie der Dunst von der Erde aufsteigt.

Wir sind nach dem Mittagessen spazierengegangen (ein Mittagessen mit Foie gras und Chartreuse und amerikanischen Zigaretten).

Es hat ein wundervolles Gewitter gegeben, und ich bin völlig durchnässt nach Hause gekommen.

Ich kann dieses Tagebuch nicht mehr schreiben, weil ich mir nicht mehr ganz gehöre. Deshalb notiere ich bloss die äusseren Ereignisse, nur um mich zu erinnern.

Sonntag, 13. September

Mit fünfunddreissig Kindern nach Saint-Cucufa, heisser und anstrengender Tag. Laure war nicht da.

Jean-Paul hat Wort gehalten, und völlig verblüfft sahen wir ihn gegen vier auf unserer Lichtung auftauchen.

Montag, 14. September

Wenn ich die Dinge nicht plane, sind sie am schönsten. Mein ganzes Leben werde ich mich an diesen so erfüllten Nachmittag erinnern. Ich bin mit ihm zur Kirche Saint-Séverin gegangen, dann sind wir über die Quais geschlendert, haben uns in den kleinen Park hinter Notre-Dame gesetzt. Es herrschte ein unendlicher Frieden.

Aber wir sind vom Parkwächter vertrieben worden, wegen meinem Stern. Da ich mit ihm zusammen war, habe ich diese Kränkung gar nicht begriffen, und wir sind weiter über die Quais spaziert.

Am Ende ist das drohende Gewitter losgebrochen. An dieses Gewitter werde ich mich immer erinnern, an das Rauschen der Regenmassen, die von den Stufen der Tuileries herunterströmten, an den dunklen Himmel und an die rosafarbenen Blitze, ich hätte jahrhundertlang so bleiben können.

Dienstag, 15. September

Auntie Ger hat sich das Bein gebrochen. Ich habe es erfahren, als ich in die Rue Raynouard kam, man wartete auf Redon. Heute Abend wurde sie in die Rue de la Chaise gebracht.

Mittwoch, 16. September

Tag in Robinson mit Casoar, ohne Nicole.

Viel geturnt.

José, eines der Mädchen, die mit uns kommt, hatte Angst, sie könnte verhaftet werden, weil es heisst, die Belgier sollen verhaftet werden.

Wir waren uns auch nicht ganz sicher, ob wir das Recht hatten, ins Departement Seine-et-Oise zu fahren, seit den Verhaftungen von neulich.

Papa hatte einen verzweifelten Brief geschrieben. Er spricht davon, dass er uns nie wiedersieht. Mama hatte ihm von J.M. erzählt. Er erhebt keinen Einwand, doch er tut, als wäre das alles vorbei und weit von ihm entfernt.

Donnerstag, 17. September

Rue de la Bienfaisance.

Wieder ein bisschen Deutsch geübt, und mit Job und Brey-naert musiziert.

Das Kärtchen von J.M. erhalten.

Freitag, 18. September

Als ich von der Rue de la Bienfaisance nach Hause kam, heute Vormittag (Roger war da), hatte Mama geweint. Papa hat am Vormittag eine Rohrpost geschickt mit den Worten: «Schritte dringend zum Abschluss bringen. Die Élyane Héberts gehen auf die Reise.» Ich hatte den ganzen Vormittag dumpfe Befürchtungen, dort sagten sie, es sei falsch gewesen, in Drancy zu bleiben, man würde sie hernehmen, um die Deportationszüge zu füllen.

Man hat die Belgier und die Holländer verhaftet – José? Ich glaube, alles wird wieder so losgehen wie im Juni.

Dr. Charles Mayer ist verhaftet worden, weil er seinen Stern zu hoch trug... Eine dieser Damen hat ausgerufen:

«Das beweist ihre Unehrllichkeit!!!» Zu glauben, sie würden die Gesetze achten, die sie eingeführt haben, wo diese Gesetze doch von Anfang bis Ende rechtswidrig sind und das Werk ihrer Launen; diese Gesetze sind einfach nur ein Vorwand für Verhaftungen, das ist ihr einziges Ziel, ihr Ziel ist nicht Gesetzgebung oder Reglementierung.

Sonntag, 20. September

Bisher hatte ich noch nie Vorahnungen gehabt. Die ganze Woche schwebten sie dunkel über mir. Gestern wusste ich warum. Gestern Vormittag, in der Rue de la Bienfaisance, herrschte eine aufgeregte Stimmung. Es gab viel zu tun. Ich sollte um halb zwölf losgehen, um den Brief aus der Avenue de la R. zu holen. Als ich von Papas Rohrpost sprach, sagten alle: «Ja, wir wissen es (dass man anfängt, die Franzosen aus Drancy zu deportieren).» Es gab nur Anfragen, die dringlichst entweder um eine Bescheinigung oder um warme Kleidung baten. Um Viertel vor zwölf war ich immer noch da. M. Katz ist gekommen. Ich musste ihn etwas fragen. Er sprach mit seiner Frau. Er drehte sich um und sagte: «Benachrichtigen Sie alle Leute, die jemanden in Pithiviers haben, morgen früh bis zehn warme Kleidung usw. zu bringen.» Voller Grauen habe ich verstanden, das bedeutete «Massendeportation aus Pithiviers».

Heute Morgen, als ich wegging, hatte mir der Concierge mitgeteilt, nach einem «Anschlag» würde die ganze Bevölkerung bestraft und dürfe heute von drei Uhr bis Einbruch der Nacht nicht aus den Häusern, hundertsechzehn Geiseln seien erschossen worden und es würde «Massendeportationen» geben.

Das war es also.

6 Uhr abends

Ich ertappe mich dabei, dass ich mir wünsche, dieser Tag möge endlich vorbei sein und die Zeit vergehen; und plötzlich merke ich, dass es *nichts* zu erhoffen gibt und alles zu befürchten von der Zukunft, vom nächsten Tag.

In manchen Augenblicken lässt mein Bewusstsein vom drohenden Unglück nach. In anderen spitzt es sich zu.

M. R. hat Denise beschrieben, wie eine Deportation abläuft. Alle werden kahlgeschoren, man treibt sie zwischen Stacheldraht zusammen, man pfercht sie in Viehwaggons, ohne Stroh, plombiert.

*

Alles bereitet sich vor und alles wartet, wie auf den letzten Akt eines Stückes. Pierre Masse ist am Freitag von der Santé nach Drancy verlegt worden. Er soll gesagt haben, er wisse, was das bedeutet. Alle sind also versammelt, vorbereitet für diese grauenvolle Sache, dieses Ereignis, das beklemmende Stille, fernes Exil und von dem Augenblick, da es geschehen ist, in jeder Stunde Leiden zur Folge haben wird.

*

Seltsamer Tag. Alle haben sich zu Hause eingeschlossen. Oben bei den Dienstbotenzimmern schauen die Leute aus den Fenstern. Es bläst ein stürmischer Wind, der die Wolken über den blauen Himmel fegt.

*

Während des Mittagessens ist eine Dame gekommen; sie hat Drancy gestern verlassen, sie wollte Nachrichten von M. Lévy überbringen, der bewundernswert ist in seiner Aufopferung. Er hat sich um die Kinder gekümmert, die im Lager waren, und ging

mit ihnen spazieren. Am Mittwoch soll das Lager leer sein. Womit wird man es jetzt füllen?

Acht Tage lang hat diese Frau, die nichts gegessen und auf Stroh geschlafen hat, entsetzliche Dinge gesehen. Abtransporte, zwei junge Mädchen, gleichzeitig mit ihr verhaftet, deportiert, am vergangenen Mittwoch, in bunten Sommerkleidern und Leinenschuhen.

*

Heute Morgen habe ich um halb zehn Françoise Pineau abgeholt, um mit ihr zu Mme Cohn zu gehen, den Brief holen. Wir sind durch die Rue de Sèvres gelaufen.

Ich bin hierher zurückgekommen, dann wieder hinunter, um eine Karte von Mama an Jacques auf die Post zu bringen. Dort habe ich Denise getroffen, ich sah, dass sie geweint hatte, weil sie Papas Nachricht gelesen hatte (den Brief von Mme R.). M. Geissman hat gesagt, *alle* würden abtransportiert.

Ich konnte die Nachricht von Papa nicht richtig lesen, denn Mama schluchzte so heftig, dass ich mich nicht konzentrieren konnte. Ich kann momentan nicht weinen. Aber sollte das Unglück geschehen, werde ich genug Kummer haben, andauernden Kummer.

Es war ein Abschied, es ist ein Bruch mit allem, was unser Leben glücklich gemacht hat.

Gestern Früh beim Aufstehen hatte ich festgestellt, dass ich mich noch nie so wohl gefühlt habe, dieses Gefühl überraschte mich.

Doch alles hat sich plötzlich geändert. Es konnte nur eine Täuschung sein. J.M. sollte am Nachmittag kommen – auf diesem Nachmittag lastete eine unsagbare Bedrückung. Aber ich hätte es mir übelgenommen, wenn ich glücklich gewesen wäre. Die Minuten vergingen, und ich sah, wie sie entflohen.

M. Olléon ist gekommen und eine Dreiviertelstunde geblieben. Ausserdem war eine Art Schranke zwischen uns, die sich nicht einmal beim Fünfuhrtee zu zweit am Tisch mit der blauen Decke auflöste. Es war nichts zu machen. Aber das ist nicht wichtig, ich habe kein Recht darauf, froh zu sein.

*

Morgen ist Jom Kippur. Heute sind wir so ausgelaugt, als hätten wir gefastet.

21. September

Montagabend, 11 Uhr Papa kommt morgen zu Mittag nach Hause.

Heute Abend um neun sind M. und Mme Duchemin gekommen, ich trat in den Salon, und sie umarmten mich und sagten: «Morgen Mittag ist es soweit.»

Ich steckte so tief in dem ganzen Elend, war so beherrscht von dem Gedanken an das, was in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch geschehen würde, von ihrem grässlichen Warten, dass ich keinen Funken Freude verspürte. Ich habe nur an die anderen gedacht. Ich hatte das Gefühl, dass eine Ungerechtigkeit geschieht. Und ich werde das niemals Freude nennen können.

Dienstagmorgen

22. September

In der Nacht habe ich mich wahrscheinlich an den Gedanken gewöhnt. Jetzt denke ich daran, was Papas Heimkehr alles bedeutet, was es wohl für Mama heisst, was wird er sagen, wenn er davon erfährt? Noch heute Nacht wusste er nichts, bestimmt hat er noch Stunden in Angst und letzter Verzweiflung zugebracht.

Als ich gestern Abend um sechs nach Hause kam, war auch

ich verzweifelt. Ich hatte keine Gefühle mehr, sondern nur die umrisslose Erinnerung an diese zwei düsteren Tage. Ich habe nicht gefastet. Ich hatte beschlossen zu fasten, doch beim Aufstehen hat mich ich weiss nicht was dazu getrieben, dieses Vorhaben aufzugeben, in die Rue de la Bienfaisance zu gehen und zu helfen, das war innerhalb einer Sekunde beschlossen. Ich erinnere mich nicht mehr an meine Geistesverfassung in diesem Moment; aber in der Metro, das weiss ich, hätte ich mehrere Male fast geweint bei dem Gedanken an dieses ganze Elend. Den ganzen Tag haben wir gearbeitet, als wäre es *nach* dem Jüngsten Gericht, man spürte, dass etwas Unwiderrufliches geschehen war. Mme Schwartz war da, sie fastete, Mme Katz und Mme Horwilleur. Ansonsten war das Haus leer und verlassen; zu Mittag bin ich mit Mme Horwilleur in der Metro nach Hause gefahren. Mama war da, in diesem Augenblick habe ich von der letzten und sehr schönen Geste M. Duchemins erfahren. Mme Lévy ass mit uns.

Dienstagabend, 22. September
Papa ist da, im Haus. Seit sechs Stunden ist er da, er wird hier schlafen. Wir werden den Abend mit ihm verbringen. Er ist da, er geht im Salon auf und ab, mit geistesabwesender Miene. Aber körperlich hat er sich so wenig verändert, dass es ein Trost ist, ihn anzusehen.

Als er angekommen ist, hatte ich das Gefühl, nun würden die beiden Bruchstücke des Lebens zusammengefügt, plötzlich, genau, und alles Übrige existiere nicht. Gott sei Dank hat dieses Gefühl nicht angehalten, denn es erfüllte mich mit einem seltsamen Unbehagen, denn ich will nicht vergessen. Es hat nicht angehalten, weil ich weiss, was Papa gesehen hat, weil ich dem Leiden der anderen nahe bin, weil niemand vergessen kann, was geschehen ist und was heute Nacht und morgen geschehen wird.

Vorhin war Mme Bloch da: Wir wollten ihr nichts sagen, ihr Mann und M. Basch und die dreihundert, die am Sonntag nicht aus Pithiviers abgeholt wurden, sind heute Früh nach Drancy gekommen, um mit dem morgigen Transport weitergeschickt zu werden, sie waren heute Früh zwischen Stacheldraht. Sie wird verrückt werden. Sie spricht mit mechanischer, monotoner Stimme. Ich weiss aus Erfahrung (ich schreibe das hier, keiner wird es sehen), wie ihr nervlicher Zustand aussieht, bloss wird es bei ihr in den Wahnsinn führen. Wenn man ihr zuhört, spürt man das ausweglose, bodenlose, namenlose, trostlose Unglück. Ich fühle, dass wir für sie nicht mehr leben, nur noch Gespenster sind in ihrer Welt, dass wir durch eine riesige Schranke getrennt sind. Als sie wieder ging, wusste ich, sie ging mit ihrer Bürde von eisigem, ödem Schmerz, einer Verzweiflung, in der kein Schimmer, keine Spur von Kampf mehr ist.

*

Wenn ich die Ereignisse dieses Tages rekapituliere, ist mein Bewusstsein trotzdem völlig klar und scharf; im Traum ist es oft geschehen, dass ich mir sagte, ich sei bei klarem Bewusstsein. Und trotzdem bin ich aus diesem Traum erwacht. Genauso ist es jetzt. Noch heute Morgen hatte ich mein wirkliches, normales Bewusstsein, als ich zuerst zu den Francks gelaufen bin, danach für Mme Cahen zu K., Wollsachen holen für ihre Neffen, die vielleicht morgen früh abtransportiert werden, sie in die Rue de Chaumont bringen, zurück in die UGIF arbeiten. Doch seit Papas Heimkehr, seit all diesen Besuchen, M. Maire, Duchemin, L., Chevy, Frossard, Nicole, Job, seit ich zur UGIF gelaufen bin, habe ich nur noch dieses Überbewusstsein, das anomal ist.

*

Als ich hierher zurückkam, waren Teerosen von Jean da. In meinen Gedanken ist er zu Jean geworden, als ich diese Blumen bekam. Meine erste Regung war: «Woher wusste er?» Dann habe ich überlegt, dass er nichts wusste. Und dass diese Blumen eine Übereinstimmung der Gedanken waren. Und ich war bis in mein Innerstes gerührt. Sooft ich daran denke, werde ich von Zärtlichkeit erfüllt, es ist das einzig Zärtliche in dieser Atmosphäre. Und was seltsam ist, eine Zärtlichkeit, die mir nicht widerrechtlich erscheint, sie scheint der ganzen Tragik dieses Tages kein Unrecht zu tun.

*

Mittwochabend
23. September

Uns allen geht der Transport von heute Morgen nicht aus dem Sinn. Basch und Jean Bloch sind fort, es ist vorbei.

Diese Deportation hat etwas viel Grauenvolleres als die erste, sie ist das Ende einer Welt. Wie viele Lücken um uns herum!

Heute hätte ich fast mein Gleichgewicht verloren, ich spürte, dass ich wegsackte, dass der Augenblick nahe war, da ich mich nicht mehr unter Kontrolle habe; allmählich kenne ich dieses Gefühl. Aber jetzt ist nicht der Augenblick, dem nachzugeben. Es überkam mich auf dem Rückweg von André Baur, zu dem wir Papa gebracht hatten. Er ist sehr pessimistisch. Ich bin hinterher zu Mme Favart gegangen und in die Maison du prisonnier. Wieder hier, fand ich den Abgesandten von Decourt vor, der mich fast verrückt gemacht hat; er wollte sich mit mir über die Zukunft unterhalten, während ich in einem anomalen Zustand war. Alles, wovon er sprach, was er mich fragte, schien aus einer anderen Welt zu kommen, in die ich nicht wieder zurückkehren werde. In

mir läutet eine Art Totenglocke, wenn ich von Büchern und Professoren an der Sorbonne reden höre.

*

Den ganzen Tag über habe ich auch versucht, den Brief von J.M. zu *lesen*, wie in einem Traum, in dem der Brief, den man liest, einem immer entgleitet. Ich habe ihn noch nicht richtig erfasst.

*

Heute Abend, in der Küche, haben wir einen Kuchen für Yvonne gebacken. Vor so kurzer Zeit erst war es für Papa. Papa, der hier ist. Das Leben ist so sehr das gleiche geblieben wie *vor* seiner Verhaftung, dass ich nicht glauben kann, dass drei Monate vergangen sind.

Ich bin zu müde zum Schreiben heute Abend.

Ich höre auf.

Donnerstag, 24. September

Endlich das Ziel erreicht, das sich immer wieder zu entfernen schien. Wir haben uns am Institut getroffen. Der ganze Albtraum ist verfliegen, ich habe die Stimmung der vergangenen Tage nicht wiederfinden können.

Hierhergekommen, wir haben mit Job und Denise in unserem Zimmer Tee getrunken. Die Besuche vertrieben uns überall.

Samstag, 26. September

Er hat mich hier abgeholt. Wir haben eine Platte gehört, Tee getrunken und sind in der Avenue Henri-Martin spazierengegangen. Es war schon kalt.

Sonntag, 27. September

La Varenne mit den Wölflingen. Es hat den ganzen Tag geregnet und war grau.

Montag, 28. September

Simon ist zum Fünfuhrtee gekommen. Wir haben zusammen musiziert.

Dienstag, 29. September

Madeleine Blaess und Josette.

Mittwoch, 30. September

Mme Jourdan.

Fünfuhrtee bei Nicole mit den Jobs. Sie haben *Véronique* gesungen.

Donnerstag, 1. Oktober

Wir sind zwei Stunden herumgelaufen; angefangen hat es mit einer Diskussion in der Rue Guynemer und aufgehört an der Metrostation Alma. Vom Invalidendom an redete ich wie in einem Traum. Ich sah niemanden auf der Strasse, obwohl sie belebt war.

Freitag, 2. Oktober

Bei Redon gewesen, um mir einen eitringen Finger aufschneiden zu lassen.

Job hier, ich habe nicht Geige gespielt und den ganzen Nachmittag damit vertrödelt, den morgigen Spaziergang durch Paris vorzubereiten.

Samstag, 3. Oktober

Nicole und ich hatten jede vier Kinder, die wir von neun bis elf durch Paris führen sollten. Meine Route war Palais Royal – Rue

Claude-Bernard. Ich habe ihnen den Louvre von allen Seiten gezeigt. Ich geriet selbst in Begeisterung. Vom Pont des Arts beobachtete ich, wie die Sonne durch den grauen Dunst brach, ein Versprechen von Freude.

Der Nachmittag im Lokal hat ziemlich lange gedauert. Ich bin vor dem Ende gegangen, um Jean Vigué zu hören, der bereits gegangen war, als ich kam.

Sonntag, 4.

Wundervoll.

Ich habe den Vormittag damit verbracht, meinen Brief zu schreiben.

Am Nachmittag, nach einer merkwürdigen Versammlung in der Rue Vauquelin, bin ich mit Nicole hierhergekommen. Wir haben uns das Quartett angehört, und ich habe in meinem Stefan George geblättert. Ich habe Nicole zurückbegleitet, die fast genauso begeistert war wie ich.

Montag, 5. Oktober

Ich habe meinen Bibliotheksdienst wiederaufgenommen. Ich glaubte schon, ich würde es niemals tun. Das hat mir mein Gleichgewicht zurückgegeben.

Genau wie vor drei Monaten begann ich zu hoffen, J.M. würde kommen. Ich wusste nicht einmal mehr, was zwischen uns geschehen war. Als es mir wieder einfiel, verspürte ich eine Art von Triumph. Ab drei Uhr fing ich an, Angst zu haben und sehr enttäuscht zu sein. Aber um Viertel vor vier kam er herein, und Freude und Ruhe erfüllten mich. Ich beobachtete all die anderen Studenten, um zu sehen, ob sie etwas wussten. Aber niemand weiss etwas, und das ist wundervoll.

Hinterher habe ich ihn bis zur Gare Saint-Lazare begleitet, über die grossen Boulevards. Es war trüb, und die Strassen waren

voller Menschen. Dichter Nebel umhüllte uns. Als die Sonne unterging, schimmerten gelbe und aschfahle Lichter. Seltsame Erinnerung: diese überfüllten Boulevards, der so verhangene und graue Himmel.

Er hat mir die Platten von *Frauenliebe und -leben* gegeben.

Dienstag, 6. Oktober

Um drei Uhr bei Delattre gewesen.

Er hat mir von allem abgeraten, und seit meinem Besuch beginne ich zu verstehen, dass er mich enttäuscht hat.

Danach bei den Léautés mit Nicole und Job. Job hatte seine Noten vergessen. Anstatt zu musizieren haben wir Pingpong gespielt.

Am Abend habe ich eine Armee von Katzenköpfen für Denise gebastelt. Ich habe ohne ihr Wissen eine *tea-party* für ihren Geburtstag organisiert. Die Léautés, die Pineaus, Job, die Vigués eingeladen.

Mittwoch, 7. Oktober

Den Vormittag mit Einkäufen im Viertel zugebracht, für Denise. Aber mein Herz *sang within*. Nie zuvor war ich so vergnügt bei dem Gedanken, ihn so schnell wiederzusehen, ich habe Empfindungen von früher wiedergespürt, Gefühle fast «wie vor einem Ball». Aber dazu noch mit einer geläuterten und unbeschreiblichen Freude.

Nachdem ich hier alles vorbereitet hatte, bin ich zur Sorbonne gefahren. Als ich die Stufen von der Metro hochkam, habe ich mich umgedreht und ihn gesehen. Wir sind in die Rue de POdéon gegangen, dann zum Comité du livre, wo ich mich ganz *hot and bothered* fühlte.

Job war bereits da, als wir heimkamen.

Als Denise heimkam, hatten sich alle hinter den Vorhängen

und Möbeln versteckt, ausser Annick, und sie sind zusammen hervorgesprungen und haben «Alles Gute zum Geburtstag» gerufen.

Donnerstag, 8. Oktober
Rue Raynouard, Simone zum Fünfuhrtee. Ich wartete auf den nächsten Tag.

Freitag, 9. Oktober
Wir waren an der Metrostation Palais-Royal verabredet. Ich war viel zu früh da.

Wir sind zu Dalloz gegangen, seine Bücher kaufen, dann bis zur Gare Montparnasse gelaufen und von dort nach Hause. Ich war müde vom Laufen. Zu Hause wollte er die *Lieder* von Schumann hören. Aber die Musik spielte fast umsonst. Er hörte nicht zu.

Samstag, 10.
Ich war den ganzen Tag wie verloren; ich bin heute Morgen nicht in die Rue de la Bienfaisance gegangen, das wirkte auf mich wie eine Profanierung. Ich habe den ganzen Vormittag herumgetrödel. Am Nachmittag ist Job gekommen, um Trio zu spielen.

Sonntag, 11.
Versammlung in der Lamblardie. Wir werden eine neue Meute bilden mit Berthe, Nicole und mir. Aber zu Mittag haben wir sie verlassen. Die armen Knirpse waren furchtbar traurig.

Die Sonne schien, als wir das Waisenhaus verliessen; plötzlich kam mir eine Idee, die mich mit Freude erfüllte, ich würde ihn anrufen und sagen, dass ich heute Nachmittag freihatte.

Aber beim Nachdenken erlosch meine Freude. Als ich fast zu Hause war, begann es zu regnen. Ich verfiel in eine Art von Erstarrung, deren Grund mir völlig unbekannt war. Ich habe zwei Zigaretten geraucht, das Konzert von Beethoven geübt, dann bin ich in die Rue Raynouard gegangen, wo ich in Nicoles Zimmer fror, trotz der Erinnerungen, die es heraufbeschwor.

Donnerstag, 15. Oktober

Es gelingt mir nicht, den Anfang dieser Woche zu rekapitulieren. Die Tage wurden mir nicht richtig bewusst. Es war immer nur ein Warten nach dem anderen. Sonntagabend dachte ich, ich müsste noch zwei lange Tage warten. Am Mittwoch wollten wir nach Aubergenville fahren. Nur wir zwei, allein. Mama hatte keine Einwände gemacht, so dass ich glaubte, sie habe nicht ganz begriffen.

Doch am Montagnachmittag, als mir mein Bibliotheksdienst plötzlich flau, langweilig und endlos schien, ist er gekommen. Er sollte eigentlich nicht kommen, weil er am nächsten Tag seine Prüfung in Rechtswissenschaft hatte. Ich war überwältigt vor Freude. Eine ganze Weile konnten wir nicht miteinander sprechen. Einmal, während ich in der Bibliothek war, ist er ganz leise hinaufgegangen. Später hat er sich vor meinen Tisch gesetzt. Dann hat er mir am Ende geholfen, die Bücher wegzuräumen. Noch nie hat die Bibliothek so spät zugemacht. Ich hatte jedes Zeitgefühl verloren, zwischen den dunklen Regalreihen der Bibliothek.

Als ich heimkam, sagte mir Louise, dass M. Lévy heimgekommen war. Zum ersten Mal habe ich für ein paar Augenblicke vollkommene und reine Freude empfunden.

Dienstag habe ich ihn nach seiner Prüfung abgeholt; eine Stunde lang sass ich im Institutshof, um mir die Zeit zu vertreiben. Er war verlassen und traurig. Zum Glück habe ich gegen fünf

eine Kameradin getroffen. Das hat mir wieder Mut gemacht. Ich habe ihn in der Rue de POdéon getroffen. Auch er verträdelte seit einer Stunde seine Zeit! Wir sind losmarschiert, die untergehende Sonne tauchte das ganze alte Paris in Gold. Es war ein sehr schöner Oktoberabend. Wir haben uns beim Pont des Arts auf die Quaimauern gelehnt. Alles bebte, die Blätter der Pappeln und sogar die Luft. Als ich allein nach Hause ging, lag der Cours la Reine im Dunkeln, die Nacht hatte sich hier bereits eingeschlichen, während der Himmel noch ganz rosarot war.

Die Nacht von Dienstag auf Mittwoch war endlos.

Der Mittwoch war wundervoll. Heute Abend erkenne ich mich nicht wieder, heute Morgen war ich noch etwas Neues, und ich hoffte, ich würde es bleiben. Aber ich bin wieder die alte Hélène geworden. Für mich ist die Abwesenheit ein Fluch.

Donnerstag

Beim Aufwachen habe ich die Wirklichkeit wieder so schön gefunden wie gestern. Der ganze Vormittag war seltsam und wundervoll, ich konnte nicht in der UGIF bleiben. Um elf Uhr dreissig bin ich entwischt, als wäre der Teufel hinter mir her, und nach Hause gelaufen, um ihm zu schreiben.

Am Nachmittag in der Bibliothek gewesen, um Cazamian zu sehen, Dissertation über Keats vorgeschlagen.

Freitag, 16. Oktober

Mit Nicole Schuhe und einen Schal kaufen gegangen, danach Besuch in der Rue Raynouard.

Samstag, 17. Oktober

J.M. ist gegen halb vier hierhergekommen. Wir haben mit Papa und Mama und Job Tee getrunken, es war leicht enervierend.

Hinterher ist er in dieses Zimmer gekommen, ich habe ihn bis zur Metro begleitet.

Sonntag, 18. Oktober

Versammlung in der Rue Vauquelin mit Berthe und den anderen, mit der Zeit langweilte es mich zutiefst.

Am Nachmittag haben wir mit Job bei den S. musiziert. Auch die Zwillinge waren da.

Montag, 19. Oktober

Die Bibliothek war trübsinnig und kalt. Gefühl von Einsamkeit. Er ist nicht gekommen, und das hat mir einen Vorgesmack darauf gegeben, was sein wird, wenn er nicht mehr da ist. Ich habe einen kurzen Besuch von André Boutelleau erhalten, und einen von Nicole und Jean-Paul. Ich bin hierher zurückgekommen, so ausgelaugt und erledigt, dass ich vor dem Abendessen fast eingeschlafen wäre.

Dienstag, 20. Oktober

Wir waren an der juristischen Fakultät verabredet, um nach seinem Ergebnis zu schauen. Aber er hatte sich im Tag geirrt. Das hat ihn geärgert, und es war etwas in *his mind*, was den Tag verdorben hat. Wir sind zum Uferweg an der Seine gegangen, beim Pont des Arts, in die Nähe von zwei Anglern. Danach habe ich ihn in die Avenue de l'Opéra begleitet, zu seinem Schneider, und anschliessend zum Bahnhof. In der Menge am Bahnhof hatte ich plötzlich Angst, ihn zu verlieren. In diesem Augenblick fasste er mich am Arm. Ich konnte ihm nicht erklären, warum ich so dankbar war für diese einfache Geste.

Mittwoch, 21. Oktober

Er hat sein Ergebnis am Telefon durchgegeben, während ich in der Rue Raynouard war, ich habe nach dem Abendessen zurückgerufen.

Donnerstag, 22. Oktober

Aufreibender Fünfuhrtee. Es waren gleichzeitig da Simon, die Lévy's, Mme Roger Lévy, die kleine Biéder, die Rehs, ich wusste nicht mehr, wo mir der Kopf steht.

Freitag, 23. Oktober

Wood und Day zum Fünfuhrtee, englischer Fünfuhrtee mit dem letzten Glas *Dundee marmalade*. Es war sehr nett.

Samstag, 24. Oktober

Heute Morgen von der Sorbonne in die Rue de Téhéran gelaufen, wo ich auf Nicole, dann auf Berthe gewartet habe.

Ich habe J.M. um drei Uhr vom Bahnhof abgeholt. Irgendetwas stimmte nicht. Lag es an dem grauen und verhangenen Himmel? Lag es an mir? Lag es an dieser Art von trübseliger Depriermiertheit, die mich überkommt und von der Aussenwelt abschneidet? Lag es an der Enttäuschung, ihn nicht allein sehen zu können, weil Job da war? Wir haben musiziert, ich hatte das Gefühl, ihn gar nicht gesehen zu haben, und als wären wir tausend Meilen voneinander entfernt. Vor dem Abendessen hatte ich einen richtigen Anfall.

Sonntag, 25. Oktober

Verpatzter Ausflug mit den Knirpsen. Rue Vauquelin. Ich dachte nicht, dass ich am Nachmittag zu tun haben würde. Als ich die Kinder zu Mittag verlassen musste, war ich sicher, der Tag würde schlecht zu Ende gehen. Rechtsmann trieb sich auf den Gängen herum, nach der Szene vom Vormittag.

Ich bin sehr entmutigt nach Hause gekommen. Die Ponceys waren zum Mittagessen da. Job und Breynaert sind zum Musizieren gekommen. Mile Herbault ist zum Bridge gekommen.

Montag, 26. Oktober

Bibliothek. Ich wusste, dass er nicht kommen würde, und dennoch hoffte ich. Diese Hoffnung kam vom Himmel, denn er ist tatsächlich gekommen. Um halb fünf trat er herein, und alles hellte sich auf; da noch eine andere Bibliothekarin da war, bin ich um fünf gegangen. Er hatte seine mündliche Prüfung am nächsten Tag. Wir sind im Regen durch die Rue de Rennes gelaufen, und ich habe ihn bis zur Metrostation Invalides begleitet; es wurde Nacht, ich dachte an den nächsten Tag, wir waren an der juristischen Fakultät verabredet.

Dienstag, 27. Oktober

Ich hatte unrecht, mich so sehr zu freuen, denn es hat mich für ihn geschmerzt, er ist durchgefallen. Obwohl er nicht darauf gefasst war. Als ich um halb elf ein erstes Mal an der Fakultät war, sagte er mir, ich solle in einer Dreiviertelstunde wiederkommen. Ich bin zum Registrieren gegangen und wieder zurückgekommen. Wir haben auf das Ergebnis gewartet; ich konnte es nicht glauben, ich will nicht mehr daran denken. Weil ich seinen Schmerz fühle, wenn ich ihn wieder aus seinem Hörsaal kommen sehe.

Wir sind schweigend zurückgegangen, im Regen, Hand in Hand, das ist das Einzige, was ich für ihn tun konnte. Um ein Uhr waren die Strassen leer im Regen. Paris gehörte uns.

Und trotz unserer Traurigkeit ist dieses schweigsame Gehen im Regen eine wundervolle Erinnerung.

Den ganzen Tag habe ich herumgetrödelt, auf den nächsten

Tag gewartet. Ich wollte nichts tun, was mich von ihm trennen würde, ich bin zum Friseur gegangen, zu Grossmama und am Ende des Tages mit Denise zu Josette.

Mittwoch, 28. Oktober

Wir sind von der Sorbonne hierher zurückgekommen, in dieses Zimmer. Wir haben die Platten von Schumann gehört, genau wie ich wollte.

Donnerstag, 29. Oktober

Und plötzlich ist alles zerrissen. Er spricht so viel von seiner Abreise, dass ich mich davor zu fürchten beginne. Solange ich mit ihm zusammen war, und weil er daran glaubte, glaubte ich auch daran. Er hat gesagt: «Vielleicht ist es das letzte Mal, dass wir uns sehen.» Und obwohl ich überzeugt war, ich würde, sobald ich allein wäre, nicht mehr verstehen, glaubte ich daran. Es regnete in Strömen, und wir haben eine Stunde auf einem Flur der Sorbonne verbracht. Er war schlechter Laune und redete kaum. Wir haben uns in der Metro verabschiedet, in der Station Ségur. Ich bin hierher zurückgekommen, wo ich mit Simon ein Puzzle gelegt habe.

Donnerstag, 5. November

Den ganzen Rest der Woche habe ich auf einen Anruf gewartet. Von Samstagabend an habe ich aufgehört, mich davor zu fürchten. Aber ich war sehr schlechter Laune.

Wir sollten uns am Dienstag wiedersehen, wenn alles normal lief.

Montag, Allerseelen, bin ich dennoch in die Bibliothek gegangen. Niemand ist gekommen. Es war ein Jammer. Eiseskälte. Die hereinbrechende Dunkelheit, und er kam nicht.

Und dann war es Dienstag. Dienstagmorgen habe ich einen Brief erhalten, den, auf den ich all diese Tage gewartet hatte, und

dieses Warten hatte grossenteils meine schlechte Laune hervorgerufen, er war kurz, und wenn ich ihn nicht am Nachmittag gesehen hätte, *there would have been room for deception*.

Am Mittwoch habe ich einen Brief geschrieben.

Donnerstag

In der Rue de la Banque gewesen.

Donnerstag und Freitag hat mich die Sache mit dem Anruf gequält, den Andrée nicht verstanden hatte.

Sonntag, 8. November

Seltsamer Tag, ich verstehe nichts.

Gestern war es wundervoll. Selbst der Gedanke an seine Abreise, die für Donnerstag festgesetzt ist, konnte den Tag nicht verdüstern. Ich war zum Bahnhof gegangen, um ihn abzuholen, und wir sind zu Fuss über die Champs-Élysées zurückgekommen. Ich hatte zum ersten Mal meinen Pelzmantel angezogen.

Job ist gegen fünf gekommen, er hatte zuviel getrunken und war sonderbar. Heute Nacht habe ich die ganze Zeit von J.M. geträumt. Der Gedanke an seine Abreise hat mich am Ende völlig wach werden lassen.

Ich bin bei strahlendem Wetter in die Rue Vauquelin gegangen, unter einer zarten, goldenen Sonne, einem tiefblauen Himmel und in kristallklarer Luft. Diese Sonne, die jetzt, da ich schreibe, herunterbrennt, trägt zur Seltsamkeit dieses Tages bei.

Darüber hinaus sind auch die Neuigkeiten dafür verantwortlich. Alle scheinen in Aufruhr zu sein. Mama und Papa sind sehr aufgeregt. Ich *sollte* es auch sein, aber es gelingt mir nicht. Mein Mangel an Begeisterung kommt nicht von übertriebener Skepsis, sondern eher von einer Unfähigkeit, mich diesem plötzlichen

Trommelwirbel von Neuigkeiten anzupassen. Ich bin schon zu lange nicht mehr daran gewöhnt. Aber vielleicht ist es der Anfang vom Ende.

Montag, 9. November

Die Bibliothek schloss gerade, als Jean in der Tür auftauchte, es war wie ein Traum. Ich hatte mir das so sehr gewünscht, dass ich es nicht mehr erwartete; dann sind wir wie in einem Traum bei Einbruch der Nacht über das Carrousel, die Avenue de l'Opéra bis zum Bahnhof gegangen. Der Louvre lag da wie ein grosses, dunkles Schiff vor dem helleren Himmel. Wir werden uns drei Tage hintereinander sehen.

Dienstag, 10. November

Die Eltern sind nach Auber gefahren. Denise ist geblieben. Um zwei Uhr fünfunddreissig habe ich ihn am Bahnhof getroffen. Wir sind zu Fuss über den Cours la Reine nach Hause gegangen. Es war sehr schön, aber sehr kalt. Es war das letzte Mal, dass wir uns allein sehen sollten. Am nächsten Tag wollten wir zu Molinié gehen.

Er hatte das Konzert in D von Beethoven mitgebracht, die Konzertante Symphonie. Wir haben im Zimmer Tee getrunken, auf dem Bett.

Mittwoch, 11. November

Er ist schliesslich doch nicht abgereist. Die Ereignisse liessen das vorhersehen. Er verkündete es, als wir uns an der Gare du Nord trafen, Molinié, Geneviève Loch und ich.

Der Tag bei Molinié in Enghien war sehr *cosy*, Bach gehört.

Donnerstag, 12. November

Erste Vorlesung an der Sorbonne.

Cazamian, elf Uhr. Hörsaal i, stickig, ich war verloren und verirrt, mich hier wiederzufinden, nach so vielen *äusseren und inneren* Ereignissen.

Delattre um zwei. Volles Auditorium.

Samstag, 14. November

Wir hatten vor, zusammen in ein Konzert in der Madeleine zu gehen. Im letzten Augenblick wollte Papa nicht. Ich habe ihn dennoch um zwei Uhr fünfundzwanzig vom Bahnhof abgeholt. Wir sind nach einem langen Spaziergang hierher zurückgekommen. Das Konzert in D gehört. Job war da, Fünfuhrtee im kleinen Salon, danach sind wir ins Arbeitszimmer gegangen.

Sonntag, 15. November

Am Vormittag Rue Vauquelin.

Job und Annick Bouteville.

Montag, 16. November

Bibliothek.

Dienstag, 17. November

Um drei Uhr Mme Jourdan, der Unterricht hat eineinhalb Stunden gedauert. Wir haben die Erste Sonate von Bach und einen Teil des Dreizehnten Quartetts vom Blatt gespielt.

Mittwoch, 18. November

Rue de la Bienfaisance am Vormittag.

Nachmittag in Saint-Cloud. Ich war furchtbar *excited*, dorthin zu fahren. Er hatte um halb zwei angerufen, dass der Zug früher

gehe. M. Lévy ist heraufgekommen, um es mir zu sagen, und ich habe gelacht.

Nicole, Denise, Molinié, Savarit, Jacques Besse und Max Gaetti (zwei Komponisten) waren da.

Er reist am Montag ab. Er hat es vor allen gesagt; in meinem Innersten wurde ich von Angst gepackt.

Donnerstag, 20. November

Umsonst an der Sorbonne gewesen. Cazamian hielt seine Vorlesung nicht. Ich habe J.M. um drei Uhr am Bahnhof abgeholt. Wir sind zu seinem Schneider gegangen. An der Station Saint-Augustin haben wir wieder die Metro genommen, es war schon nach vier.

Es war das vorletzte Mal.

Er hatte das Fünfzehnte Quartett mitgebracht.

Er hat zugesagt, am Samstag zum Mittagessen zu kommen.

Freitag, 21. November

In die Rue de Buzenval gelaufen. Anschliessend zu Galignani, um ein Buch für J. zu kaufen.

In der Rue de la Tour gewesen. Sie üben das Trio von Ravel.

Samstag, 22. November

Letzter Tag.

Der Vormittag ist wie im Flug vergangen, ich war in der Rue de Téhéran, um M. Katz wegen Cécile Lehmann zu sehen und ihm ein Paket zu bringen. Wieder hier zu Hause, habe ich den Brief begonnen, den ich Jean heute Abend geben werde. Ich glaubte nicht an das, was ich schrieb, weil ich wusste, dass er bald hier sein würde. Zu Mittag war ich nicht angezogen.

Und alles Übrige ist abgelaufen wie ein Traum. Die Eltern hatten ein wundervolles Mittagessen und einen wundervollen Empfang vorbereitet. Nachher sind wir Platten hören gegangen. Er hat auf einen Sprung in der Rue Montessuy vorbeigeschaut, er hat sich in der Uhrzeit geirrt. Ich glaubte, es sei Viertel vor drei, aber es war vier Uhr, eine Stunde wurde uns gestohlen. Und als Jean-Paul und Nicole in den Raum gestürmt kamen, Louise hatte sie hereingelassen, war plötzlich alles zu Ende, denn für nachher hatte ich Leute eingeladen: die Pineaus, Françoise, die Digeons, Jean Rogès, Job, das war «nach» dem Ende. Ich war *reckless* (wegen des Ausgehverbots), ich bin mitgegangen, um ihn zur Metro zu begleiten. Die Gäste waren noch da, als ich zurückkam. Das hat mich vom Denken abgehalten.

Sonntag, 23. November

Am Vormittag Rue Vauquelin.

Job und Breynaert.

Montag, 24. November

Bibliothek.

Savarit gesehen.

Françoise de Brunhoff.

Dienstag, 25. November

Pot black Tuesday, den ganzen Nachmittag hiergeblieben und mich herumgeplagt mit J.M. Murry, untergegangen.

Mittwoch, 26. November

Brief von Jean. Er ist erst heute Morgen abgereist. Er hätte am Montag zu mir kommen können.

Als ich von der UGIF nach Hause kam, habe ich einen herrlichen Strauss Nelken von ihm vorgefunden. Sie kamen aus unse-

rem Laden in der Rue Saint-Augustin. Die Sonne schien. Ich war erfüllt von Freude, und Gestern erschien mir wie ein Albtraum.

An der Sorbonne gewesen, um mich einschreiben zu lassen.

Donnerstag, 27. November

Bei Nicoles Prüfung zugehört.

Simon zum Mittagessen. Er ist bis halb sechs geblieben; als ich von Mme Jourdan nach Hause kam, war er noch da.

Freitag, 27. November

Als ich von Nadine D. zurückkam, fand ich eine Karte von Jean vor, die er am Mittwoch im Zug geschrieben hat.

Samstag, 28. November

Nachmittag in der Bibliothek der Sorbonne, um einen Artikel für Jacques abzuschreiben. Allein hierher zurück, ich habe ein wenig gearbeitet.



Hélène Berr



Antoinette Berr



Raymond Berr



Andrée Bardiau



Jean Morawiecki



Jean Morawiecki, François Job, Hélène Berr, Jean Pineau
in Aubergenville, Sommer 1942



Hélène, Antoinette und Denise Berr, Jean Morawiecki, Jacqueline Job
in Aubergenville, Sommer 1942



Hélène Berr und Jean Morawiecki in Aubergenville,
Sommer 1942



Héléne Berr mit unbekanntem Kindern, 1942-1943



Hochzeit von Denise Berr und François Job am 12. August 1943

1943

Mittwoch, 25. August 1943

Vor zehn Monaten habe ich dieses Tagebuch abgebrochen, heute Abend hole ich es aus meiner Schublade, damit Mama es an einen sicheren Ort bringt. Wieder hat man mir ausrichten lassen, ich solle am Ende der Woche nicht zu Hause bleiben.

Fast ein Jahr ist vergangen, Drancy, die Deportationen, das Leid gibt es immer noch. Viel hat sich ereignet: Denise hat geheiratet; Jean ist nach Spanien gefahren, ohne dass ich ihn noch einmal sehen konnte; alle meine Freundinnen aus dem Büro sind verhaftet worden, und nur durch einen aussergewöhnlichen Zufall war ich an jenem Tag nicht dort; Nicole ist mit Jean-Paul verlobt; Odile ist gekommen; schon ein Jahr! Es gibt unendlich viele Gründe zu hoffen. Aber ich bin sehr ernst geworden, ich kann das Leid nicht vergessen. Was wird geschehen sein, wenn ich dieses Tagebuch wiederaufnehme?

*

10. Oktober

Ich beginne heute Abend wieder mit diesem Tagebuch, nach einem Jahr Unterbrechung. Warum?

Heute, als ich von Georges und Robert zurückkam, wurde ich plötzlich von einem Gefühl überwältigt: dass ich die Wirklichkeit aufschreiben muss. Allein schon dieser Heimweg von der Rue

Margueritte war eine Welt aus Tatsachen und Gedanken, aus Bildern und Überlegungen. Daraus könnte man ein Buch machen. Und plötzlich habe ich verstanden, wie banal ein Buch im Grunde ist, ich meine damit: Was steckt in einem Buch anderes als die Wirklichkeit? Was den Menschen zum Schreibenkönnen fehlt, ist Beobachtungssinn und Weitblick. Wenn das nicht so wäre, könnte jeder Bücher schreiben; ich finde, oder vielmehr ich suche heute Abend folgendes Zitat von Keats, vom Anfang des *Hyperion*:

*Since every man whose soul is not a clod
Hath visions, and would speak, if he had loved
And been well nurtured in his mother tongue.*

Und doch gibt es tausend Gründe, die mich am Schreiben hindern und die mich auch zu dieser Stunde schwanken lassen und die mich auch morgen und an den anderen Tagen davon abhalten werden.

Zunächst eine Art Faulheit, die schwer zu besiegen sein wird. Schreiben, und zwar schreiben, wie ich es will – das heisst mit vollkommener Aufrichtigkeit, indem man *nie daran denkt*, dass andere es lesen werden, um die eigene Haltung nicht zu verfälschen –, die ganze Wirklichkeit aufschreiben und die tragischen Dinge, die wir erleben, indem man ihnen ihren ganzen nackten Ernst gibt, ohne etwas durch Worte zu verzerren, das ist eine sehr schwierige Aufgabe, die eine beharrliche Anstrengung erfordert.

Dann gibt es noch einen sehr grossen Widerwillen dagegen, sich als «jemand, der schreibt» zu begreifen, weil für mich, vielleicht zu Unrecht, schreiben eine Verdoppelung der Persönlichkeit bedeutet, wahrscheinlich einen Verlust an Unbefangenheit, einen Verzicht (aber diese Dinge sind vielleicht Vorurteile).

Schliesslich ist da auch noch der Stolz. Und davon will ich nichts wissen. Die Vorstellung, man könne für die anderen schreiben, um von den anderen gelobt zu werden, ist mir verhasst.

Vielleicht ist da auch das Gefühl, «die anderen» verstehen einen nicht richtig, beschmutzen einen, verstümmeln einen, und man lasse sich als Ware entwürdigen.

Sinnlosigkeit?

Und manchmal lähmt mich auch das Wissen um die Sinnlosigkeit von all dem. Zuweilen zweifle ich und sage mir, dieses Wissen um die Sinnlosigkeit ist nur eine Form von Trägheit und Faulheit, denn all diesen Argumenten stellt sich ein wichtiger Grund entgegen, der, wenn ich mich von seiner Stichhaltigkeit überzeuge, entscheidend sein wird: Ich habe eine Pflicht zu erfüllen beim Schreiben, denn die anderen müssen Bescheid wissen. In jeder Stunde des Tages wiederholt sich die schmerzliche Erfahrung zu merken, dass *die anderen* nichts wissen, dass sie nicht einmal etwas ahnen von dem Leiden anderer Menschen und dem Bösen, das manche Menschen anderen zufügen. Und immer wieder versuche ich, die mühselige Anstrengung zu unternehmen, nämlich zu *erzählen*. Weil es eine Pflicht ist, vielleicht die einzige, die ich erfüllen kann. Es gibt Menschen, die Bescheid wissen und die Augen verschliessen, die werde ich nicht überzeugen können, weil sie hart sind und egoistisch, und ich habe kein Gewicht. Aber die anderen, die nichts wissen und die vielleicht Herz genug haben, um zu verstehen, auf die muss ich einwirken.

Denn wie soll man die Menschheit anders heilen, als indem man ihr zuerst ihre ganze Fäulnis zeigt, wie soll man die Welt anders läutern, als indem man ihr das Ausmass des Bösen, das sie begeht, begreiflich macht? Alles ist eine Frage des Begreifens. Diese Wahrheit ist es, was mich ängstigt und quält. Nicht durch

den Krieg wird man das Leid rächen: Blut schreit nach Blut, die Menschen verwurzeln sich in ihrer Bösartigkeit und in ihrer Blindheit. Könnte man den schlechten Menschen das Böse, das sie tun, *begreiflich* machen, könnte man ihnen ein unparteiisches und vollständiges Bild dessen geben, was den Ruhm des Menschen ausmachen sollte! Ich habe mich darüber zu oft gezankt mit denen, die um mich sind, mit meinen Eltern, die sicher mehr Erfahrung besitzen als ich. Nur Françoise teilte meine Vorstellungen. Allein der Gedanke an Françoise erfüllt mein Herz mit Kummer. Heute Abend, als ich nach Hause kam, dachte ich an sie, an die Art, wie wir uns verstanden. Mit ihr spürte ich, dass ich lebe, eine Welt voll wunderbarer Möglichkeiten eröffnete sich mir, und in dem Augenblick wurde sie mir entrissen. Bis jetzt ist es immer so gewesen: diejenigen, die mir Welten zu sein schienen, die einzige Welt, in der ich mich hätte entwickeln können, wurden mir genommen, bevor ich mich ihrer erfreuen konnte. Seither habe ich mir Vorwürfe gemacht; ich habe nachgedacht und mir gesagt, vielleicht liegt es daran, dass ich diejenigen, die in meiner Nähe sind, nicht zu erkennen vermag und dass ich sie vermisse, sobald sie fort sind. Seit diesem letzten Kummer habe ich mich mehr meinen Eltern zugewandt und spreche mehr mit ihnen, und ich glaube, auch da tut sich etwas Schönes auf. Heute Abend, als ich nach Hause kam, hörte ich im Treppenhaus Klaviertöne; ich glaubte, die Dame aus dem Erdgeschoss spiele. Doch je höher ich stieg, desto lauter wurde der Klang. Im zweiten Stock kam mir der Gedanke: Mama spielt, vielleicht mit Auntie Ger. Und da spürte ich ein Lächeln auf meinem Gesicht. Und als ich auf unserem Treppenabsatz ankam und *sicher* wusste, dass es Mama war, spürte ich, wie mein Lächeln *selig* wurde, wider Willen. Wenn Mama mich so gesehen hätte,

sie hätte geglaubt, ich sei *beaming over*, wie damals, als ich klein war und wir es zusammen mit Jacques geschafft hatten, *a glorious mess* zu machen. Vollkommenste, unverhoffteste und reinste Freude überkam mich, als mir klar wurde, dass Mama sich wieder ans Klavier gesetzt hatte, für mich, um mit mir zu spielen und um dieses Haus aus seiner Stille zu erwecken. Einen Augenblick lang hatte ich Mitleid, weil ich dachte, sie habe mir eine Überraschung bereiten wollen, und wenn ich klingelte, würde sie wissen, dass ich sie gehört habe. Ich mag anderen nicht die Freude verderben. Aber solches Mitleid ist kein gutes Gefühl. Ich will mit Mama nicht Mitleid haben. Übrigens weiss ich jetzt, dass es kein Mitleid war, sondern Zärtlichkeit, und dass eine freudige und überschäumende Woge der Dankbarkeit mich laut klingeln und Mama begrüßen liess, und dabei alles fortschwemmte, was nicht mein Vergnügen war.

Aber das alles ändert nichts daran, dass Françoise und Jean mir sehr fehlen.

Ich lasse mich mitreissen, darüber wollte ich gar nicht sprechen.

Ich müsste also schreiben, um später den Menschen zeigen zu können, was diese Zeit gewesen ist. Ich weiss, dass manch einer gewichtigere Lehren zu erteilen und schrecklichere Dinge zu enthüllen haben wird. Ich denke an all die Deportierten, an alle, die im Gefängnis sitzen, an alle, die den grossen Versuch des Fortgehens gewagt haben. Aber das darf mich keine Feigheit begehen lassen, jeder kann in seinem kleinen Bereich etwas tun. Und wenn er es kann, dann *muss* er es auch.

Bloss habe ich keine Zeit, ein Buch zu schreiben. Ich habe nicht die Zeit, ich habe nicht die nötige geistige Ruhe. Und ich habe wahrscheinlich auch nicht den Abstand, den man braucht. Alles, was ich tun kann, ist, hier die Tatsachen aufzuschreiben,

die meinem Gedächtnis später helfen werden, wenn ich erzählen oder wenn ich schreiben will.

Ausserdem merke ich, dass ich nun schon seit einer Stunde schreibe und dass es eine Erleichterung ist, und ich bin entschlossen, auf diesen Seiten alles festzuhalten, was in meinem Kopf und in meinem Herzen ist. Jetzt höre ich auf, um den Abend mit Mama zu beschliessen.

Sonntag, 10. Oktober, 21 Uhr
Spaziergang. Wölf und Frauen Stern. Jean O., Edmond B., *Thiebaults*.

Montagsmorgen 11. Oktober
Heute Morgen schrilles Läuten um sieben. Ich dachte mir schon, dass es eine Rohrpost war, und von Mme M. Hélène hat sie mir gebracht und das Licht angezündet, um sie mir zu geben. Sie hatte Anna nicht erreichen können, aber ihr Brief enthielt noch etwas anderes, eine Nachricht, die einer Flut von Gedanken die Zügel schiessen liess, Gedanken, die so dringlich sind, dass ich schreiben muss, um mich zu beruhigen: Der Mann und die Tochter von Mme Löb sind im Süden verhaftet worden. Sie war so beruhigt über ihr Schicksal, es war ihr so schmerzlich, sich von ihrer Tochter zu trennen. Jetzt muss sie den Qualen der beiden ohnmächtig zusehen.

Und wieder bin ich eingetaucht in die bitteren Fluten, die mir so vertraut geworden sind. Fast eine Stunde lang bin ich in meinem Bett geblieben und habe immer die gleichen beängstigenden Fragen hin und her gewendet. Ich habe an Jacques gedacht, an Yvonne und Daniel, an Denise und auch an Papa, denn ich fürchte auch um Papa, und langsam brach mir der Angstschweiss aus allen Poren.

Warum? Und die Sinnlosigkeit von all dem: Wozu soll es gut sein, Frauen und Kinder zu verhaften? Ist es nicht eine ungeheuerliche Dummheit für ein Land, das sich im Krieg befindet, so etwas zu tun? Aber jetzt sind alle zu verblendet, um selbst den so einfachen Punkt zu erkennen, an dem sich diese Frage stellt. Es ist ein entsetzliches Räderwerk; und jetzt sehen wir nur noch die Ergebnisse: auf der einen Seite eine durchdachte, organisierte, rationale Bösartigkeit (ich würde gern wissen, wie fanatisiert B. ist, oder ob er kalt und bewusst handelt), auf der anderen furchtbares Leid. Niemand denkt mehr an die ungeheuerliche Sinnlosigkeit, niemand sieht mehr den Ausgangspunkt, die erste Schraube in einem teuflischen Räderwerk.

Mamas Zorn hatte sich gegen Mme Agache gewandt. Und hinter Mme Agache, gegen die Trägheit der Katholiken. Sie hatte vollkommen recht. Die Katholiken haben nicht mehr die freie Urteilskraft ihres Gewissens; sie tun, was ihre Pfarrer ihnen sagen. Und die sind nur schwache und oft feige oder engstirnige Menschen. Und wenn sich die christliche Welt massenhaft erhoben hätte gegen die Verfolgungen, hätte sie dann nicht Erfolg gehabt? Ich bin davon überzeugt. Aber sie hätte sich bereits dem Krieg widersetzen müssen, und sie hat es nicht vermocht. Ist der Papst würdig, Gottes Stellvertreter auf Erden zu sein, er, der ohnmächtig ist angesichts der schreiendsten Verletzung der Gesetze Christi?

Verdienen die Katholiken die Bezeichnung Christen, wo es doch, würden sie Christi Wort anwenden, so etwas wie Religions- oder sogar Rassenunterschied nicht geben dürfte?

Und wenn sie sagen: Der Unterschied zwischen euch und uns ist, dass wir an die Ankunft des Messias glauben und ihr immer noch darauf wartet. Aber sie, was haben sie mit dem Messias gemacht? Sie sind genauso schlecht wie vor seiner Ankunft. Sie

kreuzigen Christus jeden Tag. Und wenn Christus wiederkäme, müsste er nicht die gleichen Antworten geben? Wer weiss, ob er nicht das gleiche Schicksal erleiden würde?

Ich habe am Samstag das Kapitel über den Grossinquisitor in *Die Brüder Karamasow* gelesen. Nein, man würde Christus nicht mehr haben wollen, denn er würde den Menschen die Gewissensfreiheit zurückgeben, und das ist ihnen zu beschwerlich. «Morgen werde ich dich verbrennen», hat der Grossinquisitor geantwortet.

Am Samstag habe ich auch das Matthäus-Evangelium gelesen; ich will hier die ganze Wahrheit sagen, warum sollte ich etwas verbergen? Ich habe in Christi Worten nichts anderes gefunden, als die Gewissensregeln, denen ich instinktiv zu gehorchen versuche. Mir schien, dass Christus viel stärker mir gehörte als manchen guten Katholiken. Hin und wieder hatte ich schon gedacht, dass ich Christus näher sei als viele Christen, aber diesmal fand ich den Beweis.

Und was ist verwunderlich daran? Müssten nicht alle einfach nur Jünger Christi sein? Die ganze Welt muss christlich sein, ja, wenn man schon unbedingt Etiketten vergeben will. Aber nicht katholisch, nicht das, was die Menschen daraus gemacht haben. Es hat seit dem Ursprung nur ein einziges stetiges Dahinströmen gegeben. Doch leider gab es auf beiden Seiten eine unverständliche geistige Enge, die verhindert hat, dass die Menschen das sehen. Einesteils jene, die Christus abgelehnt haben, obwohl dieser für alle gekommen war, und das waren nicht die «Juden», denn damals waren alle Juden, sondern die Dummen und die Bösen (heute könnte man sie genauso gut «Katholiken» nennen). Und die Nachfahren davon sind auf ihrem engen Weg weitergegangen und waren stolz auf ihre Beharrlichkeit: Sie sind das geworden, was man heute «die Juden» nennt. Andernteils gibt es jene, die

sich Christi bemächtigt haben, zu Beginn überzeugte, geläuterte Menschen, und später solche, die ihn zu ihrem persönlichen Besitz gemacht haben, obwohl sie wieder genauso schlecht geworden waren wie vorher.

Also, alles war nur Einheit und stetiges Dahinströmen, Evolution.

Beim Lesen des Evangeliums hat mich das Wort «bekehren» überrascht. Wir haben ihm einen genauen Sinn gegeben, den es nicht hatte. Im Evangelium heisst es: «Der Böse hat sich bekehrt», das heisst, hat sich geändert, ist gut geworden, als er das Wort Christi hörte. Für uns bedeutet sich bekehren heute, zu einer anderen Religion, einer anderen Kirche übertreten. Gab es zur Zeit Christi verschiedene Religionen? Gab es etwas anderes als die Verehrung Gottes?

Wie kleinlich sind die Menschen geworden, während sie glaubten intelligent zu werden!

Montagabend

Ich bin heute Morgen nach Neuilly gefahren, und am Nachmittag habe ich in der Bibliothek Bücher eingeräumt.

Mme Crémieux ist zum Abendessen gekommen. Was für eine Beklommenheit, wenn ich an sie denke! Was für eine Welt von individuellem Leid bedeutet die Anwendung dieser allgemeinen Massnahmen! Sie ist ganz jung, allein in ihrer Wohnung, ohne Kinder. Schon seit achtzehn Monaten.

Dienstag

Ich habe fünf Kleine in die Lamarck gebracht, die allerhübschesten und nettesten. Wenn die Leute, die mir in der Metro helfen, wüssten, was für Kinder das sind, die Kleinen, deren Zugerinnerungen sich immer auf die Reise beziehen, die sie aus dem Lager hergebracht oder zurückgebracht hat, und die mir einen Gendar-

men auf der Strasse zeigen und sagen: «So einer hat mich aus Poitiers hergebracht.» «Lasset die Kinder zu mir kommen», hat Christus gesagt.

Um Viertel nach zwei Begräbnis von Robert auf dem Friedhof Montparnasse. Es ist das zweite Mal innerhalb kurzer Zeit, dass ich hier einem Begräbnis beiwohne. Die rote Robe lag über dem Sarg. Julien Weill las vorne das Gebet. Das letzte Mal habe ich ihn bei der Hochzeit von Denise gesehen. Was für ein Gespinst aus Freude und Unglück ist das Leben geworden – ich sage «ist geworden», weil ich glaube, das Erwachen des Denkens in meinem Alter besteht fast zur Gänze darin, diese Unauflösbarkeit zu entdecken, ich denke an die «Häuser von Keats».

Keats ist der Dichter, der Schriftsteller und der Mensch, mit dem ich am unmittelbarsten und am vollkommensten verbunden bin. Ich bin sicher, dass es mir gelingen wird, ihn sehr gut zu verstehen.

Heute Morgen (Mittwoch) habe ich Sätze von Keats abgeschrieben, die als Thema dienen könnten für Essays, für Seiten, in die ich alles von mir hineinlegen würde.

Gestern Abend habe ich *Die Thibaults* fast ausgelesen. Jacques geht mir nicht aus dem Sinn, sein Ende ist so traurig und doch so unausweichlich. Dieses Buch ist schön, denn es besitzt die Schönheit der Wirklichkeit, wie Shakespeare; in diesem Zusammenhang möchte ich über den Satz von Keats schreiben: «Das Hervorragende jeder Kunst ist ihre Intensität».

Donnerstag, 14. Oktober

Die Kleinen und Anna zur Mandeloperation ins Hôpital Rothschild gebracht. Ich bin um zwei zum Mittagessen nach Hause gekommen, nachdem ich François verpasst hatte. Um halb drei wieder los, da ich einen Brief von Sparkenbroke erhalten hatte,

der mir eine Verabredung am Institut vorschlug, um mir *Peacock Pie* zurückzugeben.

Noch einmal beginnt die Sorbonne. Aber dieses Jahr fällt es mir schwerer, das freudige Gefühl wiederzufinden, das ich immer verspürte, wenn die Studenten zurückkamen, wenn die Ferienzeit zu Ende ging, in der seit zwei Sommern das Leben um mich herum aufzuhören scheint. Jetzt gehöre ich nicht mehr zu den Studenten, die lernen.

Ich habe mit einer frischen Agrégée gesprochen, während ich auf Spark wartete, der bei Cazamian war. Für einen Augenblick bin ich wieder in dieses Zauberreich eingetaucht. Aber ich bin nicht mehr mein vollständiges «Ich» in diesem Reich. Mir scheint, ich verrate das andere, das neue.

Donnerstag, 14., Fortsetzung

Die Léautés sind zum Fünfuhrtee gekommen.

Freitag

Deutschstunde.

Hospiz. Englischstunde für Simon.

Samstag

Am Vormittag Hôpital Saint-Louis. Behandlung gegen Krätze durchgeführt und dabei geholfen. Eine Kleine, Dreijährige. Sie weinte, weil sie wollte, dass ich sie trage. Aber ich wurde belohnt durch ihr engelhaftes Lächeln, das sie mir schenkte, sooft ich in der Metro mit ihr sprach.

Die Blonds zum Fünfuhrtee, mir sehr fern; bei ihr hat man das Gefühl, in einem Milieu von Kleinbürgern à la Balzac oder à la Flaubert zu sein. Auf den ersten Blick war das ziemlich reizvoll, aber danach allzu seicht.

Sonntag, 17. Oktober

Georges zum Mittagessen.

Rue Raynouard. Zum Musizieren bei Denise gewesen. Breynaert begleitet mich bis zur Metro. Wie fern uns der ist! Er kommt aus den Ferien zurück, vom Lac d'Annecy. Ich beneide niemanden mehr, ich bin sogar zu stolz, sie ihre Gefühllosigkeit spüren lassen zu wollen (was übrigens keine leichte Aufgabe wäre), denn ich will ihr Mitleid nicht. Aber es schmerzt zu sehen, wie fern sie uns sind. Auf dem Pont Mirabeau sagte er zu mir: «Es fehlt Ihnen also nicht, dass Sie abends nicht ausgehen können?» Mein Gott! er glaubt, wir stünden noch auf dieser Stufe! Die habe ich schon sehr lange hinter mir gelassen. Ja, für mich ist es nie in Frage gekommen, da stehenzubleiben, vielleicht weil mir das gesellschaftliche Leben nie wichtig war, aber vor allem, weil ich wusste, dass es schrecklichere Dinge gab.

Ich bin empört über sein Unverständnis. Doch manchmal versuche ich, in die Haut eines Aussenstehenden zu schlüpfen. Wie sieht er die Sache? Für einen Breynaert ist das alles bloss ein Verlust gesellschaftlicher Vergnügungen. Und seit zwei Jahren sieht er uns jede Woche! Ich glaube, damit habe ich den Beweis, dass er unzugänglich, unempfindlich, egoistisch ist.

Dienstagmorgen, 19. Oktober

Als ich aufwachte, machte mich dieses Problem des Unverständnisses der anderen beklommen. Ich habe mich schliesslich gefragt, ob das, was ich will, nicht unmöglich ist. Gestern, an der Sorbonne, habe ich mit einer meiner Kameradinnen gesprochen, die sehr nett ist, Mme Gibelin. Trotzdem bestand zwischen uns die Kluft der Unwissenheit. Und doch glaube ich, wenn sie Bescheid wüsste, wäre sie genauso beklommen wie ich. Deshalb war es tausendmal falsch von mir, nicht die so harte Anstrengung

zu unternehmen, alles zu erzählen, sie aufzurütteln, ihr die Dinge begreiflich zu machen.

Aber in mir gibt es so viele Hindernisse, die sich dieser Anstrengung in den Weg stellen: als Erstes die Abneigung, bei den anderen Mitleid zu erregen (und doch versuche ich immer, ihnen *Verständnis* abzurufen und sie ein wenig zu beschämen). Bloss stösst man dabei auf ein schwieriges Problem: Die menschliche Natur ist so beschaffen, dass dein Gesprächspartner dich nur verstehen wird, wenn du ihm unmittelbare Beweise lieferst, Beweise, deren Mittelpunkt *du* bist; er wird sich nicht erschüttern lassen von Erzählungen, die andere betreffen, sondern nur von *deinem* eigenen Schicksal. Nur wenn du ihm von dem Unglück erzählst, das dich trifft, wirst du ihm ein wenig Verständnis abringen. Und dann? Ich merke angeekelt, dass ich auf dem Holzweg bin: dass ich zum Mittelpunkt des Interesses geworden bin, während das Einzige, was zählt, die Qual der anderen ist, die Grundsatzfrage, die Tausende von Einzelfällen, aus denen diese Frage besteht; ich merke entsetzt, dass der andere mir sein Mitleid schenkt (das viel leichter zu bekommen ist als sein Verständnis, denn dieses setzt voraus, dass er aus tiefster Seele zustimmt, dass er sich selbst in Frage stellt).

Wie soll man aus diesem Dilemma herauskommen?

Es gibt sehr wenig Menschen, die hochherzig und edel genug sind, dass sie die Sache an sich ins Auge fassen, dass sie aus dem, der erzählt, keinen individuellen Fall machen, sondern durch ihn das ganze Leid der anderen sehen.

Diese Menschen müssen eine sehr grosse Intelligenz besitzen und auch eine grosse Empfindsamkeit, es genügt nicht, sehen zu können, man muss fühlen können, man muss die Angst der Mutter, der man die Kinder weggenommen hat, fühlen können, die Qual der Frau, die von ihrem Mann getrennt ist; die ungeheure

Menge an Mut, die jeder Deportierte bestimmt jeden Tag braucht, das körperliche Leid und Elend, das ihn überfällt.

Ich frage mich zuletzt, ob ich mich nicht einfach entschliessen sollte, die Welt in zwei Hälften zu teilen: die mit den Leuten, die es nicht verstehen können (selbst wenn sie es wissen, selbst wenn ich es ihnen erzähle; und doch glaube ich oft noch, die Schuld liegt bei mir, weil ich sie nicht zu überzeugen weiss), und die anderen, die es verstehen können. Mich entschliessen, von nun an meine Zuneigung und meine Vorlieben dieser zweiten Hälfte zuzuwenden. Kurzum, auf einen Teil der Menschheit verzichten, darauf verzichten zu glauben, jeder Mensch sei vervollkommnungsfähig.

Und in dieser bevorzugten Kategorie wird es viele einfache Leute geben und Leute aus dem Volk, und sehr wenige von denen, die wir «unsere Freunde» nannten.

Die grosse Entdeckung, die ich dieses Jahr gemacht habe, ist die Vereinsamung. Das grosse Problem: die Kluft zu überwinden, die mich jetzt von jedem, den ich sehe, trennt.

*

Je mehr Bindungen man hat, Personen, die von einem abhängen, weil man sie liebt oder bloss weil man sie kennt, desto grösser wird das Leid. Für sich selbst leiden ist nichts, nie würde ich eine Klage mich betreffend von mir geben, denn jedes eigene Leiden ist für den Augenblick ein Sieg, den ich über mich selbst erringe. Aber welche Furcht um die anderen, um die Nächsten und um die anderen.

Ich verstehe Mamas Qual, ihr Leiden vervielfacht sich, vergrössert sich um die Anzahl der Leben, die von ihr abhängen.

«Gesundheit und Frohsinn können ungetrübt nur die Sache eines Egoisten sein. Der Mensch, der viel an seinesgleichen denkt, kann niemals fröhlich sein.»

Keats, Brief an Bailey.

Montag, 25. Oktober 1943

Gestern Abend im *Epilog* der *Thibaults* gelesen:

«[...] er hob an zu einer glänzenden Schilderung der verschiedenen Phasen des Krieges seit dem Einmarsch in Belgien. So abgeklärt, auf ganz saubere Hauptlinien reduziert, folgten die Ereignisse mit beeindruckender Logik aufeinander. Man hätte meinen können, er beschreibe eine Schachpartie. Dieser Krieg – den Antoine Tag für Tag mitgemacht hatte – zeigte sich ihm plötzlich mit dem Abstand der Zeit und unter einem historischen Blickwinkel. Im wortgewandten Mund des Diplomaten wurden die Marne, die Somme, Verdun – diese Namen, die bisher für Antoine mit konkreten, persönlichen und tragischen Erinnerungen verbunden waren –, nun ihrer Wirklichkeit beraubt, zu genauen Markierungspunkten in einem technischen Bericht, zu Kapitelüberschriften in einem Lehrbuch für künftige Generationen.»

Das ist eine Frage, die mich immer geängstigt hat, dieser Unterschied zwischen dem Gegenwärtigen und dem Vergangenen, der Übergang von der Gegenwart zur Vergangenheit, der Tod so vieler lebendiger Dinge. In diesem Augenblick erleben wir Geschichte. Diejenigen, die sie auf Worte reduzieren wie Rumelles, können sich leicht aufspielen. Wissen sie, wieviel individuelles Leid sich in einer Zeile ihrer Darlegungen verbirgt? Wieviel pulsierendes Leben darunter lag, wie viele Tränen, wieviel Blut, wieviel Angst?

An die Zukunft zu denken macht einen schwindlig. Seit ich

ganz klein bin, hat mich das Problem der Auslöschung der äusseren Welt mit dem Verlust des Ich gequält. Ich drücke mich schlecht aus. Es wäre klarer, wenn ich sagen würde (und das ist die einzige Form, in der ich meine damals so heftige Empfindung noch wiederfinden kann): «Und wenn ich stürbe, würde das alles weiterexistieren?» Diese Frage führt schnell zu einem entsetzlichen Gefühl von Vereinsamung. Als ich klein war, spürte ich es sehr stark. Jetzt, da ich mehr daran gewöhnt bin, mit den anderen zu leben, ist seine Intensität geschwunden.

Ich denke an die Geschichte, an die Zukunft. *An die Zeit, wenn wir alle tot sein werden.* Das Leben ist so kurz, und so kostbar. Und jetzt sehe ich, wie es um mich herum zu Unrecht, auf verbrecherische oder sinnlose Weise vergeudet wird, worauf soll man sich stützen? Alles verliert seinen Sinn, wenn man in jedem Augenblick mit dem Tod konfrontiert wird. Heute Abend dachte ich daran, als ich an dem besetzten Hotel in der Avenue de La Bourdonnais vorüberging. Ich sagte mir: «Es würde genügen, dass ein Mann eine Bombe da hineinwirft, damit zwanzig Menschen erschossen werden, zwanzig Unschuldige, denen man plötzlich das Leben nehmen würde, vielleicht wir, eine Razzia hier im Viertel, wie es in Neuilly geschehen ist...» Und dieser Mann hätte nicht daran gedacht, weil er nicht daran denken konnte, weil sein Verstand von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht war, weil man nicht an alles denken kann.

Ich habe Angst, nicht mehr da zu sein, wenn Jean zurückkommt. Das ist erst seit Kurzem so. Es kommt noch vor, dass ich mir seine Rückkehr vorstelle und an die Zukunft denke. Aber wenn ich mitten in der Wirklichkeit bin, wenn ich sie klar erfasse, dann überfällt mich Bangigkeit.

Es ist aber nicht *Angst*, denn ich habe keine Angst vor dem, was mir zustossen könnte; ich glaube, ich würde es annehmen,

denn ich nehme viele harte Dinge an, und ich habe keinen Charakter, der sich auflehnt angesichts der Prüfung. Aber ich fürchte, mein schöner Traum kann sich nicht vervollkommen, verwirklichen. Ich fürchte nicht um mich, sondern um das Schöne, das hätte sein können.

Und wenn ich darüber nachdenke, merke ich genau, dass es keine unbestimmte, blinde Angst ist, dass es kein «Getue» ist, keine Furcht, die gut in einen Roman passen würde. So viele Gefahren umlauern mich, seltsam ist, dass ich ihnen bisher entkommen bin. Ich denke an Françoise, und ich habe noch immer dieses quälende Gefühl, wie damals bei der Razzia: Warum nicht ich?

Es ist merkwürdig: diese Bestätigung meiner Furcht, die ihr eine Grundlage gibt, eine Ursache, eine Kraft, stabilisiert meine Bangigkeit, anstatt sie zu verstärken, nimmt ihr das Geheimnisvolle und Schreckliche und gibt ihr eine bittere und traurige Gewissheit.

Mittwoch, 27. Oktober

Montagmorgen sind fünfundzwanzig Familien am Boulevard Beaumarchais verhaftet worden, ohne den geringsten «Anlass». Die Wohnungen sind sofort versiegelt worden. Wenn das hier geschieht, würde ich gern meine Geige retten, die rote Schreibmappe, in die ich Jeans Briefe getan habe, und diese Seiten, und die wenigen Bücher, von denen ich mich nicht habe trennen können.

Manchmal sage ich mir, dass es dumm ist, sie hier zu behalten, aber dann protestiere ich gleich und sage: «Wenigstens die paar.» Aber die paar sind mir alle aus dem einen oder anderen Grund kostbar. Zum Beispiel *Die Brüder Karamasow*. Der Gedanke an die wenigen Zeilen auf den Vorsatzblättern ist ein unendlich kostbarer Schatz. Ich weiss, dass sie da sind, wie ein lebendiger Beweis, und dass ich sie anschauen kann. Manchmal fällt mir

plötzlich ein, dass sie da sind, im Bücherschrank, und sie sind eine warme und leuchtende kleine Feuerstelle in der Kälte, die mich umgibt.

An einigen Büchern hänge ich auch wegen ihrer Unentbehrlichkeit. Ich schaue sie mir in der mittleren Tür an, *Auferstehung*, der *Prometheus* von Shelley, *Juda der Unberühmte*, und darunter: *The Freeland*s von Galsworthy, *Island Magic* mit seinen so gut beschriebenen Kinderleben, *The Wind in the Willows*, die zwei Morgans, *A Farewell to Arms*, *Gone to Earth*, die Übersetzung von Pourtalès der drei Stücke von Shakespeare, die Prosaschriften von Hofmannsthal, die *Tales from Tchekhov*, *Der Jüngling* von Dostojewski, die Rilkes, meine Shakespeares, und auf dem Kamin *Alice in Wonderland* und die Sonette von Shakespeare, die Denise und François mir anlässlich ihrer Verlobung geschenkt haben.

Ich habe geschrieben: die zwei Morgans. Doch mit Schrecken ist mir eingefallen, dass *Sparkenbroke*, den ich Mme Schwartz geliehen hatte, in ihrem Büro geblieben war, in der unteren Lade. Es ist nicht der Verlust des Buches, was mir einen Stich ins Herz versetzt hat, es ist wieder die Erinnerung an Mme Schwartz. Die Erinnerung an dieses Büro und an meine Freundinnen verlässt mich nie. Doch es kommt vor, dass ein kleines Detail mich zusammenzucken und noch deutlicher oder vielmehr auf eine andere Art begreifen lässt, als würde ich plötzlich durch eine andere Öffnung auf diese Situation blicken. So habe ich neulich, als ich zugleich an seine Mutter und an den kleinen André Kahn dachte, den ich an der Hand hielt – einer von meinen Kleinen aus Neuilly, den ich liebe, er hat schwarze Augen und goldblondes Haar und rosa Wangen –, plötzlich begriffen, dass sich die kleinen Kinder von Mme Schwartz genau in derselben Lage befanden, dass ihr

Vater und ihre Mutter jetzt deportiert waren, Gleichmachung; es fiel mir schwer, sie in denselben Gedanken zu fassen.

Und wahrscheinlich wird die *Vergangenheit* auf diese Weise *entstehen*–. Das Unglück meiner Kleinen war eine *Tatsache*, eine als Realität akzeptierte, «realisierte», begriffene Sache, das von Pierre und Danielle war es noch nicht. Später werde ich wahrscheinlich keinen Unterschied mehr sehen, die beiden Dinge werden wie eine realisierte Tatsache wirken.

Auf der Strasse überfällt mich oft der Gedanke an Françoise, obwohl ich nicht aufhöre, an sie zu denken, und ein grosser Teil der Traurigkeit, die meinen Seelenzustand ausmacht, auf ihre Abwesenheit zurückzuführen ist. Sie, die darauf nicht vorbereitet war, die das nicht wollte, die so viele Bindungen hier hatte, die das Leben so sehr zu lieben schien; ich denke an sie unabhängig von mir, von meinem Kummer, und ich sage mir, dass sie unglücklich sein muss, dass sie unter dieser Trennung sehr leiden muss. Ich weiss nicht, warum ich überzeugt bin, dass sie weniger darauf gefasst war als ich und dass sie sich mehr dagegen auflehnen wird als ich.

Werde ich mich eines Tages gegen mein Schicksal auflehnen? Nicht Fatalismus lässt es mich ertragen, sondern vielmehr ein unbestimmtes Gefühl, dass jede neue Prüfung einen Sinn hat, dass sie für mich ausersehen ist und dass ich geläuterter sein werde, würdiger gegenüber meinem Gewissen und wahrscheinlich auch gegenüber Gott als vorher. Das ist ein Gefühl, das ich immer gehabt habe: Ich habe mich immer mit einer Art Verlegenheit von der Person abgewandt, die ich *früher* war, ein Jahr oder sechs Monate *früher*.

Es ist seltsam, der Gedanke an Françoise zerfällt in zwei Teile, die jeder abwechselnd dominieren: der Gedanke an ihr körperliches und seelisches Leiden, und *mein* eigener Kummer, das Gefühl, dass ich etwas sehr Kostbares verloren habe, denn ich habe

Françoise wirklich meine ganze Zuneigung geschenkt, und ich wusste, dass sie mich sehr mochte. Und dieser gegenseitige Austausch war etwas sehr Angenehmes und auch voller Licht und Leben.

Jetzt bin ich in der Wüste.

Niemand wird je erfahren, was dieser Sommer und dieser Herbst für mich gewesen sind. Niemand wird es erfahren, weil ich weitergelebt und weitergehandelt habe, aber kein einziger meiner tiefer gehenden Gedanken, kein einziger meiner Gedanken, in denen ich mich wirklich als ich selbst fühlte, ist frei von Leid gewesen. Ich habe noch nicht in meinem Körper gelitten, und Gott allein weiss, ob diese Prüfung auf mich wartet. Aber in meiner Seele, in meinen Zuneigungen und unter einem allgemeinen Gesichtspunkt lebe ich und habe ich in einem fortwährenden Schmerz gelebt.

Niemand wird es erfahren, nicht einmal die, die um mich sind, denn ich spreche nicht darüber, weder mit Denise noch mit Nicole und nicht einmal mit Mama.

Es gibt zu viele Dinge, über die man nicht sprechen *kann*, mein Leiden, in dessen Mittelpunkt Jean steht, nichts kann mich so weit bringen, dass ich darüber spreche, wahrscheinlich weil ich das für mich behalte und weil niemand das Recht hat, sich einzumischen, wahrscheinlich auch aus einer Art von Schüchternheit, die mich oft hindert, mit mir selbst darüber zu sprechen. Ich will versuchen, mein Gefühl zu erklären: Manchmal weigere ich mich, mich an diesen neuen Platz, auf diese neue Stufe meines Lebens zu stellen, aus Mangel an Selbstvertrauen, aus instinktiver Abneigung dagegen, *to show off*, mich zu *mehr* zu machen, als ich bin.

Und doch ist das nur ein Teil der Wahrheit. Die Wahrheit ist, dass ich seit einem Jahr unter Jeans Abwesenheit leide, mit einer Beständigkeit und einer Stärke, die mich nicht daran zweifeln

lassen, dass die Veränderung, die Jean in mir bewirkt hat, eine Tatsache ist und dass ich nicht dabei bin, mir etwas vorzumachen oder meine Gefühle zu verfälschen.

Ich habe kaum festen Halt. Draussen habe ich gar keinen. Wenn ich an die praktische Verwirklichung denke, wende ich mich instinktiv davon ab. Früher tat ich es, weil mir schien, alles Praktische müsse meinen Traum beschädigen. Jetzt tue ich es, weil ich *weiss*, weil ich eine genaue und lebendige Erinnerung an die vorletzte Unterhaltung mit seiner Mutter habe, bei der, neben der religiösen Diskussion, auf die ich gefasst war und die mir keine Angst macht, sie mir so weh tat, dass ich es niemals vergessen werde, nämlich als sie mir verriet, dass ich zwei Tage zuvor vertrauensvoll nach Saint-Cloud gefahren war, während ihr Mann nichts wusste und mich als einen «Flirt» von Jean betrachtete. Wie sehr dieses Wort schmerzt! Es hat in mir nicht meinen Stolz verletzt, sondern alles, was ich von mir kannte und von dem ich wusste, dass es vielleicht das Wertvollste in mir ist, meine Reinheit, die ich mir dank eines ständigen Bemühens um Strenge mir selbst gegenüber erhalten habe. Vielleicht, ich bin mir dessen sogar sicher, hat sie es nicht bewusst getan, vor allem da sie bis dahin auf eine Art mit mir gesprochen hatte, die mich glauben liess, sie betrachte mich nicht bloss als einen..., ich schreibe das Wort kein zweites Mal. Ich glaube, das ist ihr nur herausgerutscht, denn in diesem Augenblick hat sie es plötzlich «realisiert», begriffen, auch begriffen, welche Kämpfe sie gegen ihren Mann auszutragen haben würde. Aber dann muss ich, trotz meiner ganzen Unvoreingenommenheit, zugeben, dass es ihr an Feingefühl fehlt, an jenem Gespür, das einen erraten lässt, welche Wirkung in der Seele der anderen das, was man sagen wird, entfalten muss, am Gespür, «sich in andere hineinzusetzen». Da-

für ist sie zu impulsiv und vielleicht eigenwillig. Übrigens habe ich noch andere Beweise: Die Hartnäckigkeit, mit der sie mir, während Jeans Abwesenheit, die Zustimmung abringen will, dass die Kinder katholisch sein sollen (was ich unabhängig von allen meinen religiösen Überzeugungen unfair finde) – beweist sie etwas anderes, als dass die Individualität eines anderen sie wenig kümmert? Ich glaube nicht, dass sie böse ist, ich glaube sogar, dass sie mich in gewisser Weise mag, aber ich denke, es fehlt ihr an Gespür. Niemals könnte ich Proselytenmacherei betreiben, denn ich achte die Gesinnung eines anderen viel zu sehr.

Draussen habe ich also keinen Halt. Bei Mama, hier, ich weiss nicht. Wir sprechen nie darüber. Mama oder Papa sprechen nie von Jean, auch nicht von meiner Zukunft. Wahrscheinlich weil ich nicht davon spreche, wahrscheinlich weil sie nicht wissen, was ich denke, wahrscheinlich ist es besser so.

Drinnen (im inneren Tempel, den diese paar Monate, die er hier war, erschaffen haben) fehlen mir viele Dinge, ich kenne ihn nur sehr wenig. Und überdies wird es noch all das Neue geben, das sein Leben seither mit sich gebracht hat und das sicher beträchtlich und entscheidend sein wird. Doch es gibt einen magischen Bereich, wo ich, sobald ich ihn betrete, Sonne und Wärme wiederfinde, es ist der Gedanke an unsere tiefe Ähnlichkeit, unsere Verständigungsfähigkeit. Und in diesem Bereich finde ich alle Erinnerungen aus jenen drei Monaten des vergangenen Jahres wieder.

Über den anderen Teil meines Leids, dass Françoise fort ist, kann ich auch nicht sprechen, denn es ist etwas zu Ungewöhnliches, als dass ich es genau beschreiben könnte.

Und dann bleibt immer noch ein ungeheuer grosser Teil: das Leid der anderen Leute, jener, die um mich sind, jener, die ich nicht kenne, das Leid der Welt im Allgemeinen.

Darüber kann ich auch nicht sprechen, denn man *würde mir nicht glauben*. Man würde nicht glauben, dass es mich in jeder Stunde beherrscht hat und beherrscht, dass ich das Leid der anderen vor mein eigenes stelle. Und doch, was sonst reißt einen Graben auf zwischen meinen besten Freunden und mir? Was sonst ruft in mir dieses schreckliche Unbehagen hervor, diese schreckliche Abspaltung, wenn ich mit irgendjemand anderem spreche? Dieses Unbehagen, diese Unmöglichkeit, sich vollkommen zu verständigen, selbst mit meinen Kameraden, selbst mit meinen Freunden, ist es nicht der Preis für mein Wissen um das Unglück jener, die leiden?

Und Gott weiss, wie schwer mir dieser Preis fällt, denn in meinem Innersten habe ich mich immer danach gesehnt, mich den anderen Menschen – meinen Kameraden, meinen Freunden – vollkommen hinzugeben! Und jetzt muss ich erkennen, dass es unmöglich ist, weil das Leben zwischen uns eine Schranke errichtet hat.

Es gibt noch einen letzten Teil meines Leids, aber das ist keines, denn hier nehme ich das Opfer mit der Gewissheit an, dass ich es tun muss, obwohl mir völlig bewusst ist, wenn ich darüber nachdenken will, wieviel mir das, was ich verliere, bedeutet, nämlich der Verzicht darauf, einen ganzen Teil von mir selbst weiterzuentwickeln, der Verzicht darauf zu studieren, auf intensive Weise Musik zu machen. *But that is nothing*. Es fällt mir nicht schwer, das zu ertragen.

*

Ob es viele Leute geben wird, denen mit 22 Jahren bewusst geworden ist, dass sie mit einem Schlag all die Möglichkeiten, die sie in sich spürten, verlieren könnten – und ich sage völlig unbehagen, dass ich ungeheure Möglichkeiten in mir fühle, denn ich betrachte sie als Gabe, die ich erhalten habe, und nicht als Besitz

–, dass ihnen alles genommen werden könnte, und sie haben sich nicht dagegen aufgelehnt?

Seltsamer Widerspruch.

Wenn ich auf der Ebene der anderen Leute nachdenke, jener, die das Ende ab warten «können», der «normalen» Leute, dann glaube ich, dass der Krieg bald aufhören wird und dass vielleicht noch sechs Monate durchzuhalten sind. Sechs Monate, was ist das verglichen mit dem, was wir hinter uns haben?

Doch in meiner inneren Welt erscheint mir alles düster, und vor mir sehe ich nur Beklommenheit; ich habe ständig den Gedanken im Kopf, dass eine Prüfung auf mich wartet. Mir scheint, eine ungeheure schwarze Zeitspanne trennt mich von dem Augenblick, da ich wieder im Licht sein werde, da Jean zurück sein wird. Denn Jeans Rückkehr wird, ausser meiner eigenen Auferstehung, das Symbol der Wiedergeburt des Glücks sein, oder eines Glücks für alle. Für mich gibt es die Deportation, für Jean gibt es die Gefahren, die ihn umlauern.

Und wenn ich mich dabei überrasche, plötzlich alles wie die normalen Leute zu sehen (was mir jetzt selten passiert), habe ich das Gefühl, den Kopf zu heben und das Licht zu entdecken, ich wage nicht, daran zu glauben, und ich denke: «Diese Freude, ist das möglich?»

*

Vielleicht fühle ich mich seit Jeans endgültiger Abreise so hilflos. Mir scheint jetzt, dass mir alles zustossen kann.

*

Gestern bin ich bei den Léautés gewesen, ich habe mein altes Ich übergestreift, und in meinem Inneren war alles durcheinander, dieses Unbehagen!

Ich weiss, warum ich dieses Tagebuch schreibe, ich weiss, ich will, dass man es Jean gibt, falls ich nicht da bin, wenn er zurückkommt. Ich will nicht verschwinden, ohne dass er alles weiss, was ich während seiner Abwesenheit gedacht habe, oder wenigstens einen Teil. Denn ich «denke» ununterbrochen. Das ist sogar eine der Entdeckungen, die ich gemacht habe, diese ständige *Be-wusstheit*, in der ich bin.

Wenn ich «verschwinden» schreibe, denke ich nicht an meinen Tod, denn ich will leben; soweit es in meiner Macht steht. Selbst deportiert, werde ich ständig daran denken zurückzukommen. Wenn Gott mir nicht das Leben nimmt und wenn, was so böse wäre und Beweis eines nicht mehr göttlichen Willens, die Menschen es mir nicht rauben.

Wenn das geschieht, wenn diese Zeilen gelesen werden, wird man sehen, dass ich auf mein Schicksal gefasst war; nicht dass ich es im Voraus angenommen hätte, denn ich weiss nicht, wie weit mein körperlicher und geistiger Widerstand unter dem Druck der Wirklichkeit gehen kann, aber dass ich darauf gefasst war.

Und vielleicht wird derjenige, der diese Zeilen liest, genau in diesem Augenblick zusammensucken, so wie es mir immer ergeht, wenn ich bei einem seit Langem verstorbenen Autor eine Anspielung auf seinen Tod lese. Ich erinnere mich immer daran, dass ich, nachdem ich die Seiten gelesen habe, die Montaigne über den Tod schrieb, mit seltsamer «Aktualität» dachte: «Und auch er ist gestorben, es ist geschehen, er hat im Voraus daran gedacht, was nachher sein wird», und ich hatte irgendwie das Gefühl, dass er der Zeit ein Schnippchen geschlagen hatte.

Wie in diesen so ergreifenden Versen von Keats:

*This living hand, now warm and capable
Of earnest grasping, would, if it were cold
And in the icy silence of the tomb,
So haunt thy days and chill thy dreaming nights
That thou wouldst wish thine own heart dry of blood,
So in my veins red life might stream again,
And thou be conscience-calm'd – see, here it is –
I hold it towards you.*

Aber ich lasse mich mitreißen, denn ich bin nicht morbid wie diese Zeilen. Und ich will niemandem wehtun.

*

Ich werde diese Seiten Andrée geben. Und wenn ich sie ihr überlasse, muss ich die Tatsache, dass Jean sie lesen wird, als Realität in Betracht ziehen und als etwas, das eintreten kann. Und dann kann ich nicht anders als fühlen, dass ich mich an ihn wende, als aufhören in der dritten Person zu schreiben, als schreiben wie damals, als ich Ihnen Briefe schrieb, Jean. Und dann erscheinen mir das Sie und die anderen entsprechenden Formen als Lüge, sofort habe ich das Gefühl, Komödie zu spielen und etwas zu sein, was ich nicht bin, obwohl es mir, wenn er da wäre, ganz normal erscheinen würde, ihn zu siezen. Aber jetzt denke ich, oder vielmehr *spüre* ich, im Grunde meines Herzens, noch bevor ich die Worte formuliert habe, spüre ich meinen Jean, und ich sage Du zu ihm, und ich würde mich selbst belügen, wenn ich etwas anderes täte.

Jetzt, da ich es hingeschrieben habe, scheint es mir gleichermaßen von der Wahrheit entfernt. In Wirklichkeit, wenn ich an Jean denke, bin ich in einem Bereich, der dem Denken vorausgeht, und den Worten, ich weiss nicht, wie ich ihn nenne, oder wie ich ihn denke.

Wenn ich schreiben würde: «Geliebter Jean», hätte ich das Gefühl, eine Romanheldin zu spielen, ich würde an das «Geliebter Jim» von Miss Thriplow in *Marina di Vezza* denken, und ich würde mich auslachen. Lachen können! Jean lacht so gerne. Früher lachte ich auch. Jetzt erscheint mir der Sinn für Humor wie ein Frevel.

*

Ich notiere hier Stellen aus den *Thibaults (Epilog)*, die mich ergriffen haben, wie die Hand von Keats.

S. 221. Er spricht vom Krieg und den Dingen, die sich im Norden ereignen: «Werde ich noch da sein, um das zu erleben? Die entsetzliche Langsamkeit, in den Augen des Einzelnen, der Ereignisse, welche die Geschichte ausmachen, ist etwas, was mich seit vier Jahren oftmals erschauern liess.»

S. 239. 1918: «Die Zukunft der Welt, die sich am Ende dieses Krieges entscheiden wird. Alles ist gefährdet, und für wie lange, wenn der kommende Friede nicht Umgestaltung ist, Wiederaufbau, Einigung des ausgebluteten Europa. Ja: wenn die Waffengewalt weiterhin das wichtigste Instrument der Politik zwischen den Staaten ist; wenn jede Nation, hinter ihren Grenzen, weiterhin alleiniger Schiedsrichter ihres Verhaltens ist und ihren Eroberungsgelüsten ausgeliefert bleibt; wenn der europäische Staatenbund einen *wirtschaftlichen* Frieden nicht zulässt, wie Wilson ihn will [...]; wenn das Zeitalter der internationalen Anarchie nicht ein für allemal beendet wird; [...] dann müsste alles wieder von vorne begonnen werden, und all das vergossene Blut wäre umsonst geflossen.

Doch alle Hoffnungen sind erlaubt!!!»

Wenn diese Zeilen damals geschrieben worden sind (und selbst wenn sie es nicht sind, aber wenn sie das Denken jener Zeit

getreu widerspiegeln), dann hatte ich recht, als ich am Samstag zu Jean Pineau sagte, als er mir den *Epilog* gab: «Es ist zum Verzweifeln.» Doppelt zum Verzweifeln, für uns, und in diesem letzten Satz herrscht eine Verzweiflung, die nur von jenen gespürt wird, die sich hineinversetzen in den Menschen, der da schreibt, die sich ihm ausliefern (ist das naiv von mir?).

«(Ich schreibe das, als ob ich ‚mit dabeisein‘ könnte...)»

Ich weiss, das ist nur ein fiktionales Werk, der Autor sah sich nicht sterben wie Antoine, aber ich akzeptiere es als Bild vom Seelenzustand eines anderen Menschen. Ich glaube, dass Roger Martin du Gard hier etwas *Wahres* geschaffen hat, dass seine Begabung ihm ein schärferes Bewusstsein gegeben hat als uns und dass er nicht erfunden hat. Ich glaube an die psychologische Erkenntnis im «Roman».

S. 270. Für Jean-Paul: «Vor allem aber möchte ich, dass du dich selbst gegen dich wehrst. Sei besessen von der Furcht, dich über dich selbst zu täuschen und vom äusseren Schein betrogen zu werden. Übe deine Aufrichtigkeit zu deinem eigenen Schaden [...] Verstehe dies, suche zu verstehen: für Jungen deines Milieus – ich meine damit: die gebildet, belesen sind, im Kreise intelligenter und in ihren Äusserungen freier Menschen gelebt haben – geht das *Wissen* um gewisse Dinge, um gewisse Gefühle der *Erfahrung* voraus. Sie kennen im Geiste, durch die Vorstellungskraft, eine Menge von Empfindungen, die sie persönlich, direkt noch nicht erlebt haben. Sie merken es nicht: sie verwechseln *wissen* und *spüren*.» (Vgl. Keats, «*sensation with and without knowledge*».) «Sie glauben Gefühle, Bedürfnisse zu *spüren*, von denen sie nur *wissen*, dass man sie spürt...»

- 281: «Sich nicht allzusehr vor Widersprüchen fürchten. Sie sind unbequem, aber heilsam. Immer wenn sich mein Geist in unentwirrbaren Widersprüchen gefangen sah, habe ich mich zu-

gleich jener gross geschriebenen Wahrheit am nächsten gefühlt, die sich immer entzieht.

Sollte ich ‚noch einmal leben‘, möchte ich, dass es unter dem Zeichen des *Zweifels* geschieht.»

Shakespearesche Unvoreingenommenheit.

S. 293: «Sein Wesen schützen. *Nicht fürchten, sich zu irren*. Nicht fürchten, seine Ansichten ständig zu verleugnen. Seine Fehler erkennen, um voranzuschreiten im Aufklären seiner selbst und dem Entdecken der eigenen Pflicht.»

Dafür habe ich soeben einen schlagenden Beweis erhalten. Hélène stört mich vorhin, ich soll nach einer Mme Sarbor (?) sehen, die schon eine ganze Weile auf Papa wartet. Ich schimpfe innerlich, mein Groll gegen Hélène kristallisiert sich in der Erinnerung an Mamsell Agata bei Axel Munthe; ich weiss, dass ich unrecht habe, und dennoch kann ich meinen Ärger nicht leugnen. Es war Mme Sartory, jene gute Elsässerin, die Papa liebt. Sofort ist mein Ärger verflogen (ich ahnte es im Voraus), und ich schämte mich meiner «Voreingenommenheit». Ich habe mit ihr gesprochen. Ihre Schwester, die seit 40 mit ihren fünf Kindern im Elsass lebt und deren Mann in Savoyen ist, durfte nur für acht Tage nach Paris kommen, und ihre Kinder werden in dieser Zeit als Geiseln festgehalten.

Man müsste die Dinge immer vom Gesichtspunkt eines Richters sehen können, der über allem steht und der die beiden Seiten der Frage sieht.

S. 293: «Zeitungen. Die Engländer kommen nicht vorwärts. Wir auch nicht, trotz kleiner Vorstösse hier und da. (Ich schreibe «kleine Vorstösse», wie das Communiqué. Aber ich *sehe*, was das für diejenigen bedeutet, die «vorstossen»: Bombenkrater, Umherkriechen in den engen Verbindungsgräben, überfüllte Sanitätsstationen...»)»

S. 245: «Ich habe nie Zeit gehabt, auch nicht das (romantische)

Verlangen, ein Tagebuch zu führen. Das bedaure ich. Wenn ich heute schwarz auf weiss meine ganze Vergangenheit seit meinem fünfzehnten Lebensjahr hier in meinen Händen hielte, hätte ich stärker den Eindruck, existiert zu haben; mein Leben hätte ein Volumen, ein Gewicht, Umrisse, geschichtliche Konsistenz; *es wäre nicht dieses fliessende Etwas, formlos wie ein vergessener Traum, von dem man nichts zu fassen bekommt.*»

Und weiter oben: «Gefühl, in eine offene Fallgrube gestürzt zu sein... Ich hätte Besseres verdient. Ich hätte jene ‚schöne Zukunft? verdient (Hochmut?), die meine Lehrer, meine Kameraden mir voraussagten. Und dann plötzlich in diesem Schützengraben die Gaswolke...»

Und noch diese Stelle, wegen ihrer Schönheit:

«So warm, dass ich gegen ein Uhr aufstand, um die Jalousien hochzuziehen. Von meinem Bett blickte ich in diesen schönen Sommerhimmel. Nächtlich, tief [...] der Himmel [...]

Habe mir plötzlich gesagt (und ich bin sicher, es stimmt), dass es einem Sternforscher, der gewohnt ist, mit seinen Gedanken in den interplanetaren Räumen zu leben, viel leichter fallen muss zu sterben als jemand anderem.

Lange über all das nachgegrübelt. Die Blicke im Himmel verloren. In diesem grenzenlosen Himmel, der immer weiter zurückweicht, sobald wir unsere Teleskope ein wenig verbessern. Ein überaus beruhigendes. Grübeln. Diese endlosen Räume, in denen sich langsam unzählige Sterne drehen, die unserer Sonne gleichen, und wo diese Sonne – die uns riesengross erscheint, die, glaube ich, eine Million Mal grösser ist als die Erde – *nichts* ist, nichts als eine Einheit unter Myriaden anderer...

Die Milchstrasse, eine Staubwolke aus Sternen, aus Sonnen, um die Milliarden von Planeten kreisen, die Hunderte Millionen

von Kilometern voneinander entfernt sind! Und all die Nebel, aus denen Schwärme zukünftiger Sonnen hervorgehen werden! Und die Berechnungen der Sternforscher ergeben, dass dieses Gewimmel von Welten noch gar nichts ist, nur einen winzigen Platz einnimmt in der Unermesslichkeit des Raums, in diesem Äther, von dem man nur ahnt, dass er durchzogen und durchzuckt ist von Strahlungen und Anziehungskräften, über die wir nichts wissen.

Bloss, weil ich das aufschreibe, gerät meine Vorstellungskraft ins Schwanken. Wohltuendes Schwindelgefühl. Heute Nacht konnte ich zum ersten Mal, vielleicht auch zum letzten Mal, mit etwas wie Ruhe, wie transzendentaler Gleichgültigkeit an meinen Tod denken. Befreit von der Angst, meinem vergänglichen Organismus beinahe fremd geworden. [...]

Habe mir geschworen, den Himmel jede Nacht zu betrachten, um diese Heiterkeit wiederzufinden.»

*

Unendliche Kleinheit des Menschen in den Entdeckungen der modernen Wissenschaft, und dennoch gibt es das Gebet.

*

Er ist grossartig, dieser *Epilog* zu den *Thibaults*, in dem der Roman fast keinen Raum mehr hat, in dem jedoch die Seele eines Mannes (ob es nun Antoine ist oder irgendwer sonst, es zählt nur, dass es eine Seele ist) so ausschliesslich zum Mittelpunkt des Interesses wird, dass jeder Mensch, der das liest, sich getroffen fühlt, in seinem Inneren, weil *er das sein könnte*.

Im Zug, als ich neulich Charles abholen fuhr, habe ich noch zwei Gründe mehr entdeckt, warum ich so an diesem Buch hän-

ge. Zunächst einmal ist dieses trostlose Ende einer ganzen Epoche, dieses Bild der Lücken, die der Krieg in diese Familie und diese Gruppe von Menschen gerissen hat, wahrscheinlich genau das, was auch uns *danach* erwartet.

Und dann, die erschütternde Entdeckung, dass Antoine Jacques wahrscheinlich erst nach dessen Tod *verstanden hat*. Das so heftige Bedauern, das ich oft darüber empfinde, dass gerade in dem Augenblick, in dem unsere Nähe etwas Wundervolles hervorgebracht hätte, Yvonne, Jacques, Françoise, Jean mir genommen wurden.

*

Es gibt in diesem Tagebuch zwei Teile, das merke ich, wenn ich den Anfang wiederlese: es gibt den Teil, den ich aus Pflichtgefühl schreibe, um das in Erinnerung zu behalten, was später erzählt werden muss, und es gibt den Teil, der für Jean geschrieben ist, für mich und für ihn.

Es erfüllt mich mit Glück zu denken, dass, wenn ich verhaftet werde, Andrée diese Seiten aufbewahrt, etwas von mir, das, was mir am kostbarsten ist, denn sonst hänge ich jetzt an nichts Materiellem mehr; retten muss man seine Seele und sein Gedächtnis.

Denken, dass Jean sie vielleicht lesen wird. Aber ich will nicht, dass sie wie die Hand von Keats sind. Ich komme wieder, Jean, weisst Du, ich komme wieder.

Bei dem Gedanken, dass der Umschlag, in den ich diese Seiten lege, nur von Jean geöffnet werden wird, wenn er geöffnet wird, und in den so kurzen Augenblicken, in denen ich zu begreifen vermag, was ich hier schreibe, werde ich von einer Woge erfasst, ich möchte alles aufschreiben können, was sich in mir seit Monaten für ihn angesammelt hat.

Aber ich begreife es fast nicht, ich werde versuchen, genau den Augenblick festzuhalten, in dem das geschieht.

Donnerstagabend, 28. Oktober

Ich habe gerade einen wundervollen Nachmittag verbracht, denn ich hatte Freundinnen hier, die ich liebe: Mme Lavenu, M.-S. Mauduit, Jeanine Guillaume, und Catherine ist auch gekommen, um Englisch sprechen zu hören.

Heute konnte ich *catch a glimpse* von jener Atmosphäre, in der ich, das spüre ich, allen Möglichkeiten, die in mir stecken, freien Lauf lassen würde. M.-S. Mauduit – wie sehr sie mich an Katherine Mansfield erinnert! – hat mir die Reproduktion eines Stiches von Rockwell Kent für *Beowulf* mitgebracht. Mein Instinkt hatte mich nicht getäuscht, als ich von den Illustrationen zu *Moby Dick* in der American Library so gepackt war. Jetzt weiss ich besser, wer Rockwell Kent ist, denn sie hat mir einen von ihm geschriebenen und illustrierten Bericht einer Grönland-Reise geliehen.

Mme Lavenu, wirklich eine enge Freundin, eine, die versteht; meine Freundschaft für sie ist seit dem Tag besiegelt, an dem sie hierher kam, als ich so erschüttert war, am Tag nach der Razzia.

François ist auch gekommen. Mit Jeanine Guillaume begeistert geplaudert. Sie hat einen Teil meiner Diplomarbeit mitgenommen, *Die Jagd nach dem Schnark* und *The Wind in the Willows* – ich liebe solchen Austausch.

Und jetzt denke ich an Jean. Wie er mir fehlt, wie ich mich mit ihm entfalten würde.

*

Seltsamer Tag, der kennzeichnend für mein gegenwärtiges Leben ist. Heute Morgen um neun war ich bei den Enfants-Malades, um mich nach einem von meinen Kleinen zu erkundigen, ich bin durch den Saal mit seinen kleinen weissen Betten gegangen, und all diese kleinen Kinder hoben die Köpfe von ihren Kissens. Er, Doudou (Édouard Wajnryb), hat mich erkannt; ich habe ihn an

dem strahlenden Lächeln erkannt, das er mir schenkte, denn er war viel hübscher als zuvor, mit seinem lockigen roten Haar.

Dann bin ich nach Saint-Denis gefahren, um Keber zu sehen. Als ich die Pakete hintrug, mit einer Frau aus dem Volk gesprochen, das hat mir so wehgetan, denn sie *wusste* nichts. Sie fand, es gäbe viele Juden in Paris, natürlich, mit diesem Etikett fallen sie auf, und sie hat zu mir gesagt: «Aber die Franzosen lässt man in Ruhe, und ausserdem verhaftet man nur die, die etwas ange stellt haben.»

Die Art von Begegnung, die so sehr schmerzt. Und trotzdem bin ich ihr nicht böse, sie wusste nichts.

Nach dem Mittagessen in der Rue de la Bienfaisance gewesen, um mit Mme Stern zu sprechen; wie traurig es in unserem Büro ist, die Anwälte von der juristischen Abteilung sind hier eingezogen. Niemand kennt mich mehr. Und das ist mir gleichgültig. Sie kennen nicht, was ich gekannt habe, und ich habe die Erinnerung an meine Freundinnen unversehrt mitgenommen. Nur Mme Dreyfus gesehen, immer gleich, einziges Treibgut des Schiffbruchs. Sie hat mir von der Verhaftung Léas und ihrer ganzen Familie erzählt, sie war so vielen Gefahren entgangen, und auch der Razzia vom 30. Juli. Das hat mir einen Schlag versetzt.

Von Mme Samuel gesprochen. Sie ist schliesslich doch deportiert worden. Als Halbjüdin und Schwangere war sie zurückgeblieben. Aber man hat sie aus der Krankenabteilung geholt und in einem Sanitätswaggon deportiert; ich glaube, das ist eine Komödie, denn können Transporte mit Viehwaggons einen Sanitätswaggon haben? Aber könnte es einen schlagenderen Beweis für die ungeheuerliche Absurdität der Nazi-Politik geben, als Leute in Sanitätswaggons zu deportieren?

Wozu soll das gut sein? Ich fasse mir mit beiden Händen an

den Kopf. Antwort: Es ist ein entsetzliches Räderwerk, das sie in Gang halten, ohne nachzudenken.

Jedes Mal erfasst und verschlingt es bekanntere Leute. Zur Zeit geht Woche für Woche ein Transport ab.

Mme Samuel, mit der ich über die Zeit nach dem Krieg diskutiert hatte, die Einzige, der ich begegnet bin, die gesagt hat, man müsse den Deutschen diese Dinge vor allem *begreiflich machen* und ihnen den Verstand öffnen. Sie lässt dieses einjährige Kindchen zurück, das geboren wurde, während ihr Mann in Drancy war, und das sie kaum gekannt hat, weil sie sechs Monate im Krankenhaus war, und ihren jungen Mann, der durch ihre Hilfe freikam.

Ich habe in der Metro heute gedacht: Werden sich viele Leute vorstellen können, was es bedeutet hat, in diesem entsetzlichen Sturm zwanzig zu sein, ein Alter, in dem man bereit ist, die Schönheit des Lebens anzunehmen, in dem man ganz und gar bereit ist, den Menschen sein Vertrauen zu schenken? Werden sie sich das *Verdienst* vorstellen können (ich sage das ohne Scham, weil ich ganz genau weiss, was ich bin), das Verdienst, das es bedeutet hat, sich in diesem Altraum ein unvoreingenommenes Urteil und ein weiches Herz zu bewahren? Ich glaube, wir sind der Tugend ein bisschen näher als viele andere.

*

Samstag, 30. Oktober

Heute bin ich gegangen, den ganzen Tag gegangen. Ich bin zu Fuss über die Rue Saint-Lazare, die Rue La Boétie, Miro-mesnil, die Avenue Marigny und die Uferwege an der Seine von meiner Deutschstunde zurückgekommen.

Ich bin ganz nah am Wasser gegangen, das seine magische Wirkung auf mich ausübte, mich beruhigte, mich einlullte, ohne mich vergessen zu lassen, aber meinen oft überlasteten Kopf er-

frischte. Niemand war zu sehen. Zwei Schleppkähne fuhren langsam vorüber, lautlos, bis auf das leise Gluckern der langen Querwellen, die vom Kielwasser des Schiffes in Bewegung gesetzt wurden und am Ufer erstarben.

Ich dachte an Jean. Ich dachte, dass ich heute Nacht von ihm geträumt hatte. Das geschieht selten; und diese Träume sind mir sehr kostbar, denn sie sind wie Heimsuchungen. Mir scheint, wenn ich ihn wiedersehe und dann auf diese lange Abwesenheit zurückblicke, werde ich mich dunkel daran erinnern, so als handle es sich um eine Welt jenseits der alltäglichen Welt, ihn wiedergesehen zu haben.

Aber wären diese Träume richtige Erscheinungen, dann würden sie mir beim Erwachen eine furchtbare Enttäuschung bereiten. In meinem Traum ist noch ein vages Gefühl von Wirklichkeit vorhanden, denn *immer gibt es irgendetwas*, das mich daran hindert, ihn ganz und gar zu sehen; in der Tiefe meines Bewusstseins muss ich also eine Erinnerung an die Wirklichkeit haben. Heute Nacht, ich weiss nicht wie, bin ich weggegangen (wegen einer dringenden Sache), und Jean war allein zu Hause. Ich lief schnell zurück, ungeduldig, doch ich wusste, dass mich irgendetwas hindern würde, weil ich im Grunde wusste, *dass es nicht stimmte*. Und dann nahm der Traum einen Verlauf, der aus diesem Bewusstsein entsprang: Der Aufzug, in den ich stieg, fuhr bis in den sechsten Stock und wieder hinunter, ohne dass ich ihn anhalten konnte. Danach, als ich ankam, gingen meine Gäste mit mir zusammen hoch, und da wusste ich, dass ich ihn nicht mehr sehen würde. Ich betrat dieses Zimmer: Er stand vor dem Fenster. Er drehte sich um, und dann, während eines sehr kurzen Augenblicks, hatte ich ihn; ich erinnere mich noch an die Empfindung, die mich überkam, als er mich in den Armen hielt, seine breiten Schultern umfingen mich, und mir war warm. Und dann kommt eine Lücke, danach sass ich auf meinem Bett, und um den Spiel-

tisch, der in der Mitte des Zimmers aufgestellt war (wie gestern für die Stunde mit Simon), sassen meine Gäste (warum hatte ich Gäste? wie an jenem Tag, als er zum letzten Mal hierherkam und ich das Gefühl hatte, ich würde verzweifelt versuchen, die Minuten aufzuhalten). Nicole war da. Ich nahm sie am Arm, um sie hinauszuziehen und ihr begreiflich zu machen, dass ich mit Jean allein sein wollte. Aber Jean war nicht mehr da, der Traum war zu Ende.

Wahrscheinlich habe ich von ihm geträumt, weil seine Mutter gestern angerufen hat; ich wusste nicht, was ich am Telefon sagen sollte, und auch ihre Stimme war stockend. Sie hatte keine Neuigkeiten; am Anfang sagte sie mir, sie habe mich nicht vergessen. Ich habe die Fotos zu Unrecht verloren gegeben, denn sie hat sich darum gekümmert.

Als ich zum Pont de F Alma kam, schaute ich noch immer auf das Wasser. Und auf einmal, ganz plötzlich, dachte ich daran, wie das Leben zu zweit sein könnte, dass ich ihn glücklich machen könnte, ich hatte meine Gedanken noch nicht in diese Richtung gelenkt, es war etwas Neues. Aber der schwarze Abgrund, der vorher zu überwinden ist? Deshalb kann ich mich nie in diese Richtung treiben lassen, denn es scheint mir *a fallacy*.

Zum Mittagessen waren Mile Detraux, Denise und François da. Hinterher habe ich mich wieder aufgemacht, um bei Galignani ein Buch für die Hochzeit von Annie Digeon zu kaufen. Ich wollte noch länger gehen; und wieder hat mich die Seine angezogen. Ich bin nicht zum Uferweg hinuntergestiegen, sondern dem Cours la Reine gefolgt, am Geländer entlang und im Duft des trockenen Laubs. Die Sonne war durchgekommen und der Himmel blau. Es gab eine verschwenderische Fülle von Gold, die letzten Blätter der Kastanien waren kupferfarben, das Gras der Wie-

sen smaragd grün, der Himmel klar, leuchtend, leicht, die knitt-rigen Blätter rochen stark, und überall in der Luft die ein wenig beissende und so herbstliche Würzigkeit der Feuer aus trockenem Laub. Die lichtgesprenkelte Seine war von irrealer Schönheit, zerbrechlich, grandios.

Auf der Place de la Concorde bin ich so vielen Deutschen begegnet! mit Frauen, und trotz meines Willens, unvoreingenommen zu sein, trotz meines Ideals (das wirklich ist und tief verankert) erfasste mich eine Welle nicht von Hass, denn Hass kenne ich nicht, sondern von Empörung, Abscheu, Verachtung. Diese Männer haben, ohne es auch nur zu begreifen, ganz Europa die Lebensfreude geraubt. Sie passten so wenig zu dieser leuchtenden und zerbrechlichen Schönheit von Paris, diese Männer, die fähig sind, die Greuel zu begehen, von denen wir nur allzugut wissen, diese Männer, einer Rasse entsprungen, die Menschen wie die Nazi-Anführer hervorgebracht hat, die sich so weit abstumpfen, entgeistigen, verdummen liessen, dass sie nur mehr hirnlose Automaten sind, mit der Reaktionsfähigkeit von höchstens fünfjährigen Kindern, das ist es, was immer bewirken wird, dass sich etwas in mir auflehnt, wenn von einem Deutschen die Rede ist. Alles in mir stellt sich gegen den germanischen Charakter, sträubt sich bei einer Berührung mit ihm, vielleicht bin ich meinem Wesen nach romanisch veranlagt? Die Verherrlichung der Gewalt, der Stolz, die Sentimentalität, die Verherrlichung von Gemütsbewegungen aller Art, der Hang zu unbestimmter und grundloser Schwermut, lauter Elemente des germanischen Charakters, gegen die mein Temperament sich auflehnt. Ich kann nichts dafür.

Und bei meinem Ekel in diesem Augenblick spielte mein besonderer Fall überhaupt keine Rolle, ich dachte nicht an die Verfolgungen.

Doch als ich unter die Arkaden trat und spürte, welche engen

Bande, welche Wesensverwandtschaft, welches Verständnis und welche gegenseitige Liebe mich mit den Steinen, dem Himmel, der Geschichte von Paris vereinten, flammte Zorn in mir auf bei dem Gedanken daran, dass diese Männer, diese *Fremden*, die weder Paris noch Frankreich jemals verstehen werden, behaupten, ich sei keine Französin, und der Meinung sind, Paris stehe ihnen zu, diese Rue de Rivoli gehöre ihnen.

Ich habe bei Galignani eine schöne Ausgabe der *Sentimental Journey* gekauft, und *Lord Jim* (für mich). Ich würde dort stundenlang bleiben, wenn ich könnte.

Auf dem Rückweg habe ich den Pont de la Concorde überquert und bin hinauf zu Françoise, um Cécile zu sehen. Cécile sagte mir, wenn sie an einem schönen, sonnigen Vormittag die Schleppekähne auf der Seine sehe, müsse sie so sehr an Françoise denken! Und dieser Gedanke kam mir auf all diesen Spaziergängen nicht aus dem Sinn. Bei jedem Vergnügen, das ich verspüre – aber es ist kein Vergnügen mehr, sondern nur *das Wissen, dass ich Zeugin von etwas Schönem bin* (denn es ist kein Geniessen dabei) –, denke ich an Françoise, die das Leben so liebte, die Paris so liebte. Meine Gedanken sind in jedem Augenblick bei ihr.

*

Vielleicht bin ich geschaffen für die Unruhe? Stille Zufriedenheit, vollkommenes Behagen haben mich immer abgestossen; als ich klein war, bin ich immer *discontented* gewesen. Aber nach diesem Eintauchen ins Leid werde ich mich nicht mehr wohl fühlen, mich nicht mehr als mein *better self* fühlen bei einer egoistischen Freude.

Und doch gefalle ich mir nicht darin. Es ist keine morbide Neigung in mir, es ist nicht wie das Lied bei Keats:

Come then, Sorrow!
Sweetest Sorrow!

denn niemand kann bestreiten, dass es wirkliches Leid gewesen ist.

Was ich sagen will, ist, dass mir scheint, im Schmerz liegt mehr Aufrichtigkeit als in der Freude.

*

Wahrscheinlich mag ich Gide deshalb nicht, im Gegensatz zu Nicole. Nach *Die enge Pforte* lese ich *Der Immoralist*. So sehr mich *Die Thibaults* begeistert haben, so sehr missfällt mir die Philosophie vom Genuss des Lebens bei Gide.

*

Wie sehr mich all die Erinnerungen aus dem vergangenen Jahr beherrschen, die kleine Tür der Tuilerien, die Blätter auf dem Wasser! Ich lebe in diesen Erinnerungen, und jeder Winkel von Paris weckt eine neue.

*

Jean-Paul ist da. Er war gestern da, als ich in der Rue Ray-nouard gewesen bin. Ich war aufgeregt für Nicole.

Wahrscheinlich hat mich seine Rückkehr von Jeans Besuch träumen lassen.

*

Thibaults – Epilog, XVI.

S. 305: «Keine Sicherheit in Europa, solange der germanische Imperialismus nicht ausgerottet ist. Solange der österreichisch-deutsche Block keine demokratische Entwicklung durchgemacht hat. Solange dieser Herd falscher Ideen nicht zerstört ist (falsch, weil gegen die allgemeinen Interessen der Menschheit gerichtet):

die Reichsmystik, die zynische Verherrlichung der Gewalt, der Glaube an die Überlegenheit des Deutschen über alle anderen Völker und an das Recht, das er hat, sie zu beherrschen.»

S. 310, über eine Rede von Victor Hugo gegen die Despotien: «Ist es ein Grund, nur weil man schon vor fünfzig Jahren die Abschaffung der Despotien und Rüstungsbegrenzung predigte, jede Hoffnung aufzugeben, die Menschheit könne endlich die Sinnlosigkeit überwinden?»

Ja, ist es ein Grund? 1943 braucht es viel Mut und Vertrauen, um sich wie Antoine 1918 diese Frage zu stellen.

S. 313. Für Jean-Paul: «Es ist verlockend, sich von der schweren Bürde der eigenen Persönlichkeit zu befreien! Es ist verlockend, sich von einer grossen Bewegung kollektiver Begeisterung einverleiben zu lassen! Es ist verlockend zu glauben, weil es einfach ist und weil es höchst bequem ist! [...] Je verwischter ihm die Spuren scheinen, desto eher neigt der Mensch dazu, weil er um jeden Preis der Verwirrung entkommen will, eine fix und fertige Doktrin anzunehmen, die ihn beruhigt, die ihn führt. Jede halbwegs plausible Antwort auf die Fragen, die er sich stellt und die er allein nicht zu lösen vermag, bietet sich ihm als Zuflucht; vor allem, wenn sie ihm durch die Zustimmung vieler glaubwürdig erscheint! [...] Leiste Widerstand, verweigere dich den Parolen! Lass dich nicht anwerben! Lieber die Ängste der Ungewissheit als das träge geistige Wohlbehagen, das jedem ‚Anhänger‘ von den Doktrinären geboten wird! «

S. 347. Zum Pfarrer: «Worauf wartet die Kirche noch, um den Krieg zu verurteilen? Ihre Bischöfe in Frankreich und die in Deutschland segnen die Fahnen und singen *Tedeums*, um Gott für die Gemetzel zu danken [...]»

Sonntag, 31. Oktober

7 Uhr 30

Gerade haben wir ein Quartett vom Blatt gespielt, das Siebte von Beethoven. Annick war gekommen. Auch wenn wir gefuscht haben, die innere Melodie, das Andante bewegten mich zutiefst, vollständig. Jetzt scheint mir, dass meine Seele unermesslich geworden ist, in mir sind lauter Echos und auch ein seltsames Verlangen zu weinen. Ich hatte schon zu lange keines gehört. Ich rufe aus ganzem Herzen nach Jean. Mit ihm habe ich die Quartette kennengelernt, hören gelernt mit ihm.

Montag, 1. November

Gestern Abend habe ich *Der Immoralist* zu Ende gelesen, ich glaube, ich verstehe Gide nicht: Es gelingt mir nicht, den Sinn seiner Bücher zu erfassen, weil er nur flüchtig angedeutet ist, das Problem wird nicht klar dargestellt. Warum führt Michel den Tod seiner Frau herbei? Welchen Gewinn hat er davon? Was ist positiv an seiner Doktrin? Sie wird nicht einmal erläutert.

Andererseits steht Gides Philosophie im Gegensatz zu meiner; es ist etwas *Altes*, nicht Spontanes, zu Überlegtes, Egoistisches in seiner Gier, alles auszukosten.

Diese vorgefasste Überzeugung ist viel zu durchdacht, sie ist auf das Ich zentriert, ihr fehlt es an Demut und Grosszügigkeit. Nein, ich mag das nicht.

Und schliesslich erscheint mir der Stil geziert, geschraubt und veraltet. Es gibt ständig Formulierungen, die mich zusammenzucken lassen, weil es ihnen an Natürlichkeit fehlt.

Mein Denken kreist fortwährend um zwei Pole: das Leiden der Welt, das sich auf konkrete und lebendige Weise verdichtet im Faktum der Deportation und der Verhaftungen, und Jeans Abwe-

senheit. Die zwei Leiden sind nun zu einem einzigen verschmolzen und werden miteinander verbunden bleiben.

Es ist, als würde ich mich auf einem Bett unaufhörlich hin und her wälzen und die immer gleichen Qualen leiden.

*

Heute Morgen habe ich einen Brief von Mme Crémieux erhalten, der folgender Satz entschlüpft: Ich bin mit meinem Mut am Ende. Mein Gott, was kann ich für sie tun? Jetzt spüre ich ungefähr, welche Verheerungen achtzehn Monate der Angst und des Schweigens in ihr angerichtet haben.

Françoise sagte eines Tages über sie, man möchte sie gerne umarmen. Sie sagte: «Wissen Sie, Hélène, sie ist so unglücklich, sie leidet so sehr.» Die Stimme von Françoise, in der ich, hinter dem stets heiteren Lächeln, Aufrichtigkeit und Rührung zu erkennen gelernt habe, klingt mir noch in den Ohren. Wir diskutierten über die Kraftreserven, die manche dieser Frauen bei dieser unbeschreiblichen Prüfung in sich fanden. Sie sprach von Mme Crémieux wie über ein Kind, dem man alles genommen hätte – es stimmt, inzwischen habe ich auch diesen Eindruck. Und jetzt, auch Françoise. Die so heitere Stimme, mit ihren hohen Tönen und ihrem fröhlichen Lachen, ist ebenfalls verstummt, sie erklingt nur noch in meinem Gedächtnis. Sie hat auch die Erinnerung an Mme Schwartz heraufbeschworen, die wir mit Mme Crémieux verglichen. Welche Leere um mich herum! Noch lange Zeit nach der Razzia vom 30. Juli hatte ich das beklemmende Gefühl, nach einem Schiffbruch allein übriggeblieben zu sein; ein Satz tanzte, pochte in meinem Kopf. Er hatte sich mir aufgedrängt, ohne dass ich nach ihm gesucht hätte, er liess mich nicht mehr los, es ist der Satz aus Hiob, auf den *Moby-Dick* endet:

And I alone am escaped to tell thee.

Nie wird irgendwer wissen, welch verheerende Erfahrung ich in diesem Sommer durchgemacht habe.

Von dem Transport am 27. März 42 (der mit dem Mann von Mme Schwartz) hat man nie etwas erfahren. Man hat von den vordersten Linien an der russischen Front gesprochen, wo Deportierte eingesetzt worden sein sollen, um die Minen hochgehen zu lassen?

Man hat auch von Giftgas gesprochen, in das an der polnischen Grenze die Züge gefahren sein sollen. Solche Gerüchte müssen einen wahren Ursprung haben.

Und denken, dass jede neue Person, die verhaftet wird, gestern, heute, in genau dieser Stunde, wahrscheinlich dazu bestimmt ist, dieses grauenvolle Schicksal zu erleiden. Denken, dass es noch nicht *zu Ende* ist, dass es die ganze Zeit weitergeht mit teuflischer Regelmässigkeit. Denken, dass ich, wenn ich heute Abend verhaftet werde (womit ich seit Langem rechne), in acht Tagen in Oberschlesien bin, vielleicht tot, dass mein ganzes Leben plötzlich erlischt, mit all dem Unendlichen, das ich in mir fühle.

Und dass jeden Menschen, der diese Prüfung bereits durchgemacht hat und der auch eine Welt ist, genau das erwartet.

Verstehen Sie, warum mich das Tagebuch von Antoine Thibault so erschüttert hat?

Ich habe keine Angst vor dem Tod, in diesem Augenblick, weil ich denke, wenn ich davorstehe, *werde ich nicht mehr denken*. Es wird mir gelingen, den Gedanken an das, was ich verliere, aus meinem Geist zu verdrängen, so wie es mir bestens gelingt zu vergessen, was ich *will*.

Und ausserdem opfern so viele jeden Tag ihr Leben. Die Menschen haben den Tod plötzlich näher an uns herangerückt, seinen

Aktionsradius vergrößert, seine Macht beträchtlich gesteigert.

Ich will nicht an den Tod als eine Personifikation denken, wie der Tod bei jemandem wie Dürer und bei den Menschen des Mittelalters, wie der Tod auch bei Axel Munthe. Man muss an ihn nicht als eine bestimmte Wesenheit, sondern als Ausdruck der göttlichen Macht denken.

Bloss, wenn ich sehe, dass so viele Tode von Menschen zugefügt werden, fällt mir das schwer. Alles geschieht so, als gäbe es zwei Tode! den Tod, den Gott verhängt, den «natürlichen» Tod, und den Tod, den die Menschen geschaffen haben.

Allein den ersten dürfte es geben. Der Mensch hat nicht das Recht, dem Menschen das Leben zu nehmen.

Der Tod stürzt hernieder auf die Welt. Von denen, die im Krieg getötet werden, heisst es, sie seien Helden. Wozu sind sie gestorben? Diejenigen, die auf der anderen Seite standen, bildeten sich ein, für die gleiche Sache zu sterben. Wo doch jedes Leben für sich genommen so viel wert ist.

The pity of it, Iago! O Iago, the pity of it, Iago!

Was ich schreibe, würde viele Leute empören. Und doch, würden sie nachdenken, würden sie auf dem Grunde ihres Herzens suchen, was könnten sie anderes finden? Ich glaube nicht, dass ich feige bin, deshalb erlaube ich mir, solche Dinge zu schreiben. All jene, die im Namen von «Tapferkeit», «Mut», «Patriotismus» laut aufschreien würden, wenn sie mich hörten, stehen im Grunde genommen nur unter dem Einfluss falscher Leidenschaften. Sie irren sich, sie sind blind.

Übrigens, haben nicht jene, die im letzten Krieg an der Front kämpften, nach zwei Jahren etwas erlebt, was sie eine «Desillu-

sion» nannten und was im Grunde nur das Verschwinden jener falschen Leidenschaften war? Wenn sie gestehen, sie würden nicht einmal mehr Hass gegen die Boches empfinden, sie wüsten nicht mehr, wo er geblieben sei. Im *Leben der Märtyrer 1914-1916* von Duhamel, im *Epilog der Thibaults*, in *Der wunderbare Fischzug* von Pourtalès.

Bloss fühlten sie sich damals überwältigt von einem Schicksal, das zu schwer wog, als dass sie sich dagegen hätten auflehnen können. Obwohl dieses «Schicksal» ursprünglich von Menschen in Bewegung gesetzt worden war, obwohl es Menschenwerk war.

Ich habe das *Leben der Märtyrer* erwähnt, das Geburtstagsgeschenk von Mme Schwartz. Mein Geburtstag, er war bereits unvollständig ohne Jean, aber dennoch hatte er Angenehmes, meine Freundinnen, und auch seine Briefe. Jetzt habe ich das Gefühl, von allem beraubt zu sein, nackt, *naked to the awaited stroke*.

Ja, das *Leben der Märtyrer* ist ein Buch, das mich zur Verzweiflung gebracht hat, denn es erreicht jene Unvoreingenommenheit, die ich mehr als alles schätze, aber von dieser Höhe aus sieht man nur Trostlosigkeit. Wo ist die Lösung? Vielleicht sind diejenigen, die voreingenommen sind, glücklicher, weil sie eine Lösung finden, so falsch sie auch sein mag, sie haben ein Ziel: einen Gegenstand für ihren Hass, *das ist viel weniger beklemmend, als keinen Hass zu haben*.

Ich glaube jetzt, dass die höchste Stufe der Vollkommenheit, nach der die Menschheit zu streben vermag, diese Unvoreingenommenheit ist. Danach... ich weiss noch nicht; ich sehe keine Lösung: ich kann nicht darüber sprechen, es ist wie mit dem zukünftigen Leben. Ich ahne nur irgendwie, dass auf diesem Weg, wenn dieses Stadium einmal erreicht ist, *die Lösung liegt*.

Aus diesem Grund bleibt das *Leben der Märtyrer* trotz allem,

auch wenn darin kein Urteil gefällt wird, eine wunderbare Lehre. Duhamel bezieht nicht Stellung: er nennt die Tatsachen, unvoreingenommen, die Folgen dieser tollwütigen, verrückten, blinden Sache, nämlich des Krieges, und auf jeden Fall zeigt er, und zwar in seiner ganzen Nacktheit, den schrecklichen Irrtum, der dieser Sache zugrunde liegt.

Ich erinnere mich, dass ich überrascht, beinahe verärgert war über dieses Fehlen von Leidenschaft. «Worauf will er hinaus?» beschreibt ungefähr meinen Geisteszustand. Hinterher, mit der Zeit, verstand ich, was für eine ungeheure Lehre implizit in diesen Seiten enthalten war, und sie kam für mich ans Licht.

«Nichts wird jemals wirklich, bevor man es nicht erfahren hat; selbst ein Sprichwort ist kein Sprichwort, bevor das eigene Leben nicht ein Beispiel dafür geliefert hat.»

Keats

Ich schreibe diesen Satz auf, der in keinem Zusammenhang steht zu dem, was vorausgeht, weil er mich heute Morgen verblüfft hat, er fasst das Hauptproblem zusammen, das sich mir stellt: das Problem des menschlichen Verständnisses und der Sympathie. Mir scheint, *alles* rührt da her.

Denn heute Morgen habe ich Keats studiert und mich begeistern lassen wie früher.

Was für eine Welt kann unser Denken in wenigen Stunden durchwandern!

*

Zwei Stunden mit Nicole verbracht.

Françoise Woog, immer die gleichen Leute. Pérez, Éliane Roux.

Dienstag, 2. November

Heute Morgen habe ich Mama nach Neuilly begleitet.

Sie wollten alle mit mir kommen. In seiner Begeisterung hat Dédé Kahn zu mir gesagt – ich sehe noch sein flehendes Gesicht, seine schwarzen Augen, so schwarz mit seinem goldblonden Haar, die fast funkeln vor Lachen: «Ich möcht so gern, dass du bei mir schläfst!» Das war der höchste Ausdruck seiner Liebe.

Mittwoch, 3. November

Wieder ein so reicher Vormittag, ich kann es kaum glauben. Ich hatte heute Vormittag frei. Ich habe mich endlich an ein unregelmässiges Leben gewöhnt: Ich bin bereit, die Stunden der Freiheit wahrzunehmen, wie sie kommen, und nichts mehr nach feststehendem Plan zu machen. Es hat diese furchtbare Erschütterung gebraucht, diesen Widerstand der Ereignisse in meinem Leben, die mich seit einem Jahr daran hindern, ein normales Leben zu führen, damit ich zu diesem Ergebnis komme, damit ich *nachgebe* – ich sage nachgeben, denn niemand war Veränderungen mehr feind als ich. Und zwar so sehr, dass ich Freuden, neue Erfahrungen fürchtete, so verheissungsvoll sie auch sein mochten (eine Reise zum Beispiel oder ein unvorhergesehenes Ereignis), wegen der Unordnung, die sie in mein Leben bringen würden, und auch weil sie *mir Furcht einflössten*.

Heute Morgen also habe ich in meinem alten Zimmer gearbeitet. Mir Notizen gemacht über die *Oden* von Keats.

Nach zwei Stunden wurde mir die Wahrheit dieses Satzes von Wolff klar: Das eigentliche Wesen der Kunst von Keats ist ihre Suggestionskraft. Die Ode *An den Herbst* zum Beispiel hat in mir nachgeklungen, *lingered deliciously* in mir, lange nachdem ich sie wiedergelesen hatte.

Ich will, dass Jean auch mein Notizheft bekommt, vor allem

das grosse im braunen Pappeinband, denn es enthält genausoviel von mir wie diese Seiten. Ich hatte noch nicht die Zeit aufzuschreiben, was ich über Keats denke, aber die Auswahl der Kritiken zeigt ganz genau, was ich an seinem Werk mag oder nicht mag.

*

Donnerstag, 4. November
Heute Morgen, erstes Treffen der Studenten in der Vorlesung von Cazamian, ich war dabei.

Mein Gefühl vorher: das dritte Jahr, in dem ich «wieder beginne», als «Amateurin», ohne mich unter die Agrégatifs mischen zu können. Wird der Vorlesungsbeginn dieses Jahr noch einmal den Reiz des Neuen haben?

Werde ich mich nach einer solchen Erschütterung, nach meinem einsamen Sommer wieder an dieses normale Element meines Lebens gewöhnen können?

Wird mich die Erinnerung an das letzte Jahr überfallen, als ich in die erste Vorlesung gegangen bin und gelitten habe, weil Jean nicht gekommen ist (er war noch in Paris)?

Jetzt, mein Eindruck: ich bin voller Pläne, erfüllt von einem begeisterten Verlangen zu arbeiten, Aufsätze zu schreiben, Referate zu halten. Ich fühlte mich überhaupt nicht fremd, viel weniger als letztes Jahr. Vielleicht gehört die Sorbonne jetzt allzu sehr zu meinem Leben?

Und, o Ironie! ich habe so wenig Zeit. Wie soll ich Neuilly damit in Einklang bringen, und alles Übrige, das bisher meine ganze Zeit ausfüllte? Wie soll ich das schaffen?

Vorläufig setze ich mich über die Hindernisse hinweg. Ich habe mich für ein Referat im dritten Trimester über Shelley gemeldet. Aber mir ist bewusst, das ist jetzt Geplapper, ich lächle über mich selbst, aber es amüsiert mich, es ist ein Anhaltspunkt in der so düsteren Zukunft.

Savarit wiedergesehen. Erinnerung an das letzte Jahr zur gleichen Zeit. Aber ich mag ihn wirklich nicht.

Freitag, 5. November

Vorlesung von Mme Huchon.

Erste Stunde bei Nadine. Schon ein Jahr vergangen. Nichts ist hilfreicher beim Abschätzen der Zeit als die regelmässige Wiederkehr solcher Dinge.

Ein Jahr, und nichts hat sich verändert.

Samstag

Mme De la V. zum Abendessen. Nadine Henriot, Musik bei den Jobs.

Das englische Radio hat offenbar wieder grauenvolle Einzelheiten über das Leben in den polnischen Lagern gemeldet.

Sonntag, 7. November

Charles und Simon.

Am Sonntagabend hat Charles zu mir gesagt, während wir im kleinen Salon allein waren und er mir Einzelheiten erzählte über ihre Verhaftung, als man ihn von seinen Eltern getrennt hatte: «Ich konnte nicht mehr weinen, so grossen Kummer hatte ich.»

Er sagte das jetzt ohne Rührung, in einem Tonfall *matter of fact*. Aber er hat sich das nicht ausgedacht, es ist die Erinnerung an etwas, das *gewesen ist*.

Montag, 8. November

Bibliothek, Besuch eines Deutschen, der altenglische Bücher wollte. Wenn er gewusst hätte, an wen er sich da wandte! Seltsam auch, dass die einzige Sprache, die uns miteinander verbinden konnte, das Englische war, die Situation hatte etwas Komisches.

Marie-Louise Reuge kehrt aus der Creuse zurück, wo die Deutschen offenbar *mit Maschinengewehren* eingetroffen sind, um jüdische Flüchtlinge zu jagen. Alle Departements werden der Reihe nach drankommen.

Anna, die ich ins Rothschild gebracht habe, erzählte mir von einer ihrer Cousinen, einer gebürtigen Polin, die ihre vier Söhne in diesem Krieg verloren hat. Ihr Mann war an den Folgen einer Gasvergiftung aus dem anderen Krieg gestorben. Ihr Leben ist ruiniert, und alles ist hingegeben worden für Frankreich: Jetzt lebt sie versteckt, gejagt, wie eine Irre.

Als ich nach Hause kam, war wieder eine Karte da von dem unglücklichen Kriegsgefangenen, der mich gefragt hat, ob meine Nachforschungen zu seinem kleinen zwölfjährigen Jungen, von dem er seit über einem Jahr nichts mehr weiss, etwas ergeben haben. Gibt es viele Situationen, die so grauenhaft sind wie die jener Kriegsgefangenen, die zurückkommen und weder Frauen noch Kinder vorfinden?

Dienstag, 9.

Heute Morgen habe ich eine kleine Zweieinhalb jährige zu den Enfants-Malades begleitet, sie sieht wie eine kleine Araberin aus. Sie weinte im Krankenhaus die ganze Zeit und rief instinktiv, mechanisch «Mama». Mama, der Schrei, der einem spontan über die Lippen kommt, wenn man leidet oder Kummer hat. Als ich aus ihren Schluchzern diese beiden Silben heraushörte, bin ich zusammengesuckt.

Ihre Mutter und ihr Vater sind deportiert worden, sie war in Pflege, man hat sie verhaftet! Sie hat einen Monat im Lager von Poitiers verbracht.

Die Gendarmen gehorchten Befehlen, die sie hiessen, ein zweijähriges Pflegekindchen zu verhaften, um es zu internieren. Das ist doch der allertraurigste Beweis für den Zustand von Ab-

stumpfung, von völligem Verlust jedes sittlichen Gewissens, in den wir verfallen sind. Und genau das ist zum Verzweifeln.

Ist es nicht zum Verzweifeln, wenn man sieht, dass ich, mit meiner Auflehnung dagegen, eine Ausnahme bin, während doch jene, die solche Dinge tun *können*, die anomalen Menschen sein sollten?

Es ist immer die gleiche Geschichte von dem Polizeiinspektor, der Mme Cohen antwortete, als er in der Nacht vom 10. Februar ins Waisenhaus kam, um dreizehn Kinder zu verhaften, von denen der Älteste 13 war und die Jüngste 5 (Kinder, deren Eltern deportiert oder verschwunden waren, aber man brauchte «welche», um den Transport von einem Tausend am nächsten Tag vollzählig zu machen): «Was wollen Sie, Madame, ich tu nur meine Pflicht!»

Dass man so weit gekommen ist, die Pflicht als etwas vom Gewissen Unabhängiges, von Gerechtigkeit, Güte, Nächstenliebe Unabhängiges zu betrachten, ist der Beweis für die Absurdität unserer sogenannten Zivilisation.

Bei den Deutschen wird seit einer Generation daran gearbeitet, sie von neuem abzustumpfen (das kehrt periodisch wieder). Jede Intelligenz in ihnen ist abgestorben. Aber man konnte hoffen, dass es bei uns anders wäre.

*

Das Schreckliche ist, bei all dem sieht man nur ganz wenig Leute *in Aktion*. Denn das System ist so gut organisiert, dass die Verantwortlichen kaum in Erscheinung treten. Das ist sehr schade, denn sonst wäre die Auflehnung verbreiteter.

Oder ist das so, weil ich die Dinge von aussen sehe? Fest steht, dass eine Mindestzahl an Menschen erforderlich war, um diese Verfolgungen zu organisieren und auszuführen.

*

Neulich auf der Strasse gedacht: «Nein, die Deutschen sind kein Volk von Künstlern, wenn sie einen Menuhin, einen Bruno Walter des Landes verweisen können, wenn sie sich weigern können, einem Geiger zu lauschen, nur weil er anderer Religion ist oder auch anderer Rasse, wie sie behaupten. Sich weigern, Heine zu lesen... unmöglich, diese beiden Dinge miteinander in Einklang zu bringen.»

Mittwoch, 10. November

Ich mache mir furchtbare Sorgen um die anderen. Ich kam von meiner Verabredung mit Mme Morawiecki nach Hause, erledigt von meinem Tag, aber zugleich drückte ich die Seife ans Herz, die Jean mir über sie geschickt hat; sie riecht nach Lavendel, dem Duft an seinen Händen, nachdem er mich verlassen hatte, und inwendig war ein Papier: die Erinnerung an eine andere Seife (die ich ihm letztes Jahr geschickt hatte). Nichts konnte mich mehr davon überzeugen, dass er an mich gedacht hatte trotz des Schweigens, das uns trennt.

Papa hat mir den sibyllinischen Brief von Yvonne vorgelesen. Sie sprechen von Umzügen. Ich habe sofort verstanden. Das Gespräch mit Marie-Louise Reuge hat mich viel zu hellichtig gemacht, als dass ich nicht augenblicklich begreifen würde. Die Methoden sollen von einem Departement auf das andere ausgedehnt werden. Ich habe Angst, auch diese Sicherheit wird in die Brüche gehen.

Wir hier, die so daran gewöhnt sind, wir möchten die anderen gern beschützen, bestimmt sind sie plötzlich ganz hilflos. Was tun, wenn alle Sicherheiten nacheinander einstürzen?

Den kleinen Zufluchtsort des Trostes, wo mir das Paket und das Photo von Jean für einen Augenblick, wie kurz auch immer, hätten Schutz bieten können, wird es nicht geben. Ich mache mir

zu grosse Sorgen um die anderen. Ich beklage mich nicht; ich bereue nichts. Die Prüfung ist gewiss besser, weil sie härter ist.

Was für ein Tag! Ich war auf der Hochzeit von Annie Digeon, in Saint-Germain-des-Prés, und anschliessend bei dem Empfang. Die Pineaus waren da (und viele Kameraden). Wie immer, wenn ich die Pineaus gesehen habe, war ich bedrückt. Und Hochzeiten sind immer deprimierend und anstrengend.

Freitag, 12. November

Nach dem Mittagessen ist Mme Agache wie eine Verrückte hier angekommen, weil sie gerade erfahren hatte, dass die junge Mme Bokanowski, die mit ihren zwei Kindchen ins Hôpital Rothschild gekommen war, während ihr Mann nach Drancy deportiert wurde, nach Drancy zurückgebracht worden war. Sie fragte Mama: «Was, man deportiert Kinder?» Sie war völlig durcheinander.

Den Schmerz zu beschreiben, den ich empfand, als ich sah, dass sie erst jetzt *verstanden* hatte, weil es jemand war, den sie kannte, ist unmöglich. Mama hat ihr geantwortet, sicher von der gleichen leidenschaftlichen Aufwallung mitgerissen wie ich: «Seit einem Jahr sagen wir es Ihnen nun schon, und Sie wollten es nicht glauben.»

Nicht wissen, nicht verstehen, selbst wenn man Bescheid weiss, weil eine Tür in einem selbst geschlossen bleibt, jene Tür, die, wenn sie aufgeht, endlich den Teil *begreifen* lässt, den man bloss wusste. Das ist das ungeheure Drama dieser Epoche. Niemand weiss etwas von den Leuten, die leiden.

Und ich dachte: Können sie von christlicher Nächstenliebe reden, diese Leute, die keine Ahnung davon haben, was Brüderlichkeit und menschliche Sympathie ist? Haben sie das Recht zu behaupten, dass sie die Erben Christi sind, jenes Christus, der der grösste Sozialist auf der Welt war und dessen Lehre auf der

Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen beruhte? Sie wissen nicht einmal, was Brüderlichkeit ist. Mitleid, ja, das bringen sie auf, als Pharisäer, denn Mitleid enthält fast immer eine Vorstellung von Überlegenheit und Gönnerhaftigkeit. Nicht Mitleid sollen sie aufbringen, sondern *Verständnis*, das Verständnis, das sie die ganze Tiefe, die Nichtreduzierbarkeit des Schmerzes der anderen, das ungeheuerliche Unrecht dieser Behandlung spüren lässt und sie empört.

In Gedanken sagte ich zu Mme Agache: «Verstehen Sie jetzt, warum wir so verängstigt sind, warum wir Kummer haben? Wir leiden unter dem Leid der anderen, wir leiden für die Menschheit, während Sie bloss ein bisschen Mitleid aufbrachten, wenn Sie davon reden hörten.»

Aber hat sie jemals in mein Herz hineingesehen? Sie sieht mich immer normal, immer beschäftigt mit tausend Dingen. Es ist auch meine Schuld. Mein Äusseres täuscht die Leute. Ich sollte bereit sein, mich so zu zeigen, wie ich in meinem Inneren bin, diese Scham oder diesen Stolz opfern, der mich zwingen will, noch immer so zu sein wie die anderen Leute und auch ihr Mitleid auszu-schlagen, meine Angst zeigen, um der Sache zu dienen, die mein Ziel ist: Das menschliche Leid in all seinen Erscheinungsformen sichtbar machen.

Oft habe ich das Gefühl, ich spiele Komödie, meine Pflicht wäre es, nicht normal zu wirken, die tatsächliche Kluft, die uns von den anderen Leuten trennt, sichtbar zu machen, zu vertiefen, anstatt zu versuchen, sie nicht zu beachten, oder mich sogar, was ich oft tue, von ihr abzuwenden aus Rücksicht auf die anderen, damit sie meinen Vorwurf nicht spüren.

Und wenn die Leute wüssten, welche Verheerungen es in meinem Herzen gibt!

*

Im Spital haben sie gestern vierundvierzig Kranke wieder abgeholt, unter ihnen ein Tuberkulosekranker im letzten Stadium, zwei Frauen, die noch Drainagen im Bauch hatten, eine mit Zungenlähmung, eine junge Frau kurz vor der Entbindung und Mme Bokanowski.

Und warum? Warum diese Deportationen? Das ist völlig sinnlos. Sollen diese Menschen arbeiten? Sie werden unterwegs sterben.

O Gott, o Gott, was für eine Ungeheuerlichkeit! Wie düster heute Abend alles ist, ich sehe keinen Ausweg. Ich bin offen für alle Schreckensgeschichten, ich sammle alle Traurigkeiten, aber ich sehe keine Lösung mehr, es ist zuviel.

*

Jetzt finde ich dieses Gefühl nicht mehr wieder, weil ich es unterdrückt habe, denn ich spreche ihm die Daseinsberechtigung ab. Doch vor dem Abendessen habe ich mir gesagt, ist es denn schlimm, wenn man sich wünscht, endlich an einem Zufluchtsort der Zärtlichkeit und der Liebe zu sein? Umhegt zu werden, gehätschelt zu werden, diesen Panzer schmelzen zu lassen, den die Einsamkeit im Angesicht des Sturms geschaffen hat. Nein, da muss nichts schmelzen, aber unermessliche Tiefen könnten wieder belebt werden. Vielleicht ist es mir eines Tages vergönnt, nicht allein zu sein, *captain of my souf* und ein Anrecht auf jene mütterliche Zärtlichkeit zu haben, um die ich Jean bitten würde, so paradox das klingen mag? Ich möchte gewiegt werden wie ein Kind. Ich, die ich mich um die anderen kleinen Kinder kümmere. Ich möchte so unendlich viel Zärtlichkeit, später. Denn jetzt habe ich wohl kein Anrecht darauf.

Darum kann ich Mama nicht bitten, denn ihre Seele ist ebenso sehr wie meine ein Bett aus glühenden Kohlen. In ihr finde ich meine eigenen Qualen und Ängste wieder, so dass sie mehr mei-

nesgleichen ist als meine Mutter, das Leid macht gleich. Wenn sie mich auf den Schoss nimmt und ganz liebevoll küsst, bringt mich das nur zum Weinen. Aber es besänftigt mich nicht, denn ich fühle, dass sie mich nicht mehr trösten kann.

Vor acht Tagen war ich voller Begeisterung für die Arbeit. Aber dieser Zustand war nur von kurzer Dauer. Ich wusste schon, dass es eine Illusion war. Sie wurde durch einen kleinen Vorfall zerstört, der an sich unbedeutend ist, jedoch viele andere Elemente deutlich gemacht hat. Da ich gestern um Viertel nach sieben aus Saint-Denis zurückkam, habe ich den Anfang der Vorlesung von Delattre versäumt. Und er hat das Referat, um das ich ihn gebeten hatte, an eine andere vergeben. Als ich mich nach der Vorlesung entschuldigen ging und fragte, ob er es mir nicht wieder zuteilen könne (was er hätte tun können, selbst wenn er nicht so freundlich gewesen war, es mir während meiner Abwesenheit zu geben, was M. Cazamian am Vormittag getan hatte), lehnte er mit den Worten ab: «Wenn man nicht da ist, nehmen einem die anderen den Platz weg.» Die Enttäuschung, die Empörung, auch der Kummer, den es mir immer bereitet, wenn ich ein wenig hart angefasst werde, liessen mir Tränen in die Augen steigen; noch eine Stunde danach war ich empört. Ich dachte daran, mit welcher Mühe ich versuchte, mich noch ein wenig an dieses Sorbonne-Leben zu klammern, das mir so wichtig war, und dass er doch wissen musste, was dieses intellektuelle Leben für mich bedeutete, und dass ich dafür mehr geschaffen war als viele andere; ich dachte daran, dass ich es freiwillig geopfert hatte. Und dass das eine kleine Entschädigung hätte sein können.

Und dann, ohne grosse Mühe übrigens, denn ich kann sehr gut auf eine Sache verzichten, sie sogar vergessen und mir *antun*, *was ich will* (diesen Satz habe ich Mme Schwartz nie erklären können

– und doch drückt er den Kern meines Charakters aus), habe ich auf den Versuch verzichtet, die Agrégation vorzubereiten.

Samstag, 13. November

Gestern Abend habe ich *Winnie-the-Pooh* gelesen, das Jeanine Guillaume mir gebracht hatte. Ich habe tief in mich hineingelächelt und sogar laut gelacht. Das Ganze hat so sehr die Atmosphäre von kleinen englischen Kindern, die ich so liebe, es erinnert mich so an Miss Child. Und auch der Scharfsinn mancher Einfälle, der heitere und ernste Ton, der sich über die Kinder lustig macht und sie zugleich abgöttisch liebt, der versteht, dass die Kinder uns unendlich überlegen sind. Ich war hingerissen.

Am Vormittag, nach meiner Deutschstunde, bin ich zur Rue Rodier und in die Lamarck hochgestiegen, bei prasselndem Regen, der die Treppen des Sacré-Cœur herabgeschossen kam.

Denise und François, Mlle Detraux sind zum Mittagessen gekommen. Ich musste unbedingt jemandem von *Winnie-the-Pooh* erzählen. Als ich anfang, sah ich genau, dass es niemanden interessierte. Und ich habe weitergesprochen, obwohl mir bewusst war, dass ich die Aufmerksamkeit der anderen erzwang, obwohl mir bewusst war, dass ich sie langweilte. Ich habe den Widerwillen besiegt, den das Gefühl, langweilig zu sein, in mir entstehen liess. Aber ich konnte nicht begreifen, dass die anderen von *Winnie-the-Pooh* nichts wissen. Immer das gleiche Problem: meine Begeisterung mit jemandem zu teilen; Freude gibt es für mich nur, wenn ich andere damit anstecken kann. Jetzt fehlen mir alle, mit denen ich das tun konnte, besonders Jean.

Wenigstens Mile Detraux hat zugehört und die süßen Zeichnungen von Winnie bewundert; und neben ihrem Armsessel

kniend, habe ich ihr die Geschichte erklärt. Ich habe schlecht erklärt, den Charme des Textes schlecht wiedergegeben, denn er lässt sich nicht ins Französische übersetzen, und Mile Detraux ist von dieser Atmosphäre noch viel weiter entfernt als Mama oder Denise. Aber ich redete immer weiter, meine Wangen glühten. Die anderen um uns herum redeten auch, das isolierte mich, isolierte uns. Ich vergass alles ausser meinem Bemühen, den Charme des Buches spürbar zu machen.

Hinterher hat mich Mama, die ein wenig schläfrig war, lächelnd gefragt: «Was passiert denn nun mit Winnie?» Aber ich wusste, wenn sie mich das fragte, dann mehr, weil meine Begeisterung sie überrascht hatte, als dass sie sich für *Winnie-the-Pooh* interessierte. Ich, und nicht das Buch, hatte ihr Interesse geweckt. Sicher wollte sie mir auch eine Freude machen. Und Amüsement war auch dabei. Aber nicht das Verständnis, das ich mir für dieses Buch gewünscht hätte.

Ich bin zu Galignani gegangen. Ich habe *Winnie-the-Pooh* nicht gefunden, aber ich habe *Through the Looking-Glass* gefunden, die Fortsetzung von *Alice*, und ein Buch mit Gedichten für Kinder vom gleichen Autor wie *Winnie*, und ebenfalls wunderbar illustriert.

Danach bin ich zum Fünfuhrtee zu Mme Crémieux gegangen. Sie kam gleichzeitig mit mir nach Hause.

Niemals wird man die Trostlosigkeit eines Lebens wie das von Mme Crémieux verstehen können. Ich weiss sehr wohl, dass ich nur eine leise Ahnung davon habe. Niemand kann sich das vorstellen. In einem bestimmten Augenblick sagte sie zu mir: «Sie können sich das nicht vorstellen, Hélène. Es gibt Augenblicke, in denen ich zu träumen glaube. Ich öffne die Tür und sage mir: ‚Mein Mann wird da sein‘, ich sage mir, es ist unmöglich, dass er nicht da ist.» Mein Gott, wie weh mir das getan hat!

Mehrmals hat das Telefon geklingelt, einmal, um zu warnen, dass für Montag eine Deportation geplant ist. Nach solchen Augenblicken konnten wir nicht weitersprechen, etwas hinderte mich, die Unterhaltung wiederaufzunehmen. Und doch war es eine Pflicht, denn es war unnötig, sie an diese Dinge denken zu lassen.

Sie hat in ihrem Heft nachgeschaut, jenem Heft, das in der Lade von Mme Schwartz lag. Das alles ist also ein toter, zu Ende gegangener Lebensabschnitt. Das Büro, Mme Schwartz, ihre grauen Augen, die immer vor Zärtlichkeit strahlten, wenn sie mich mit einem unbestimmten Lächeln ansah. Françoise, die lachte, die mit einem Papier in der Hand ein und aus ging. Mme Robert Lévy, immer gross und hübsch und ordentlich mit ihrer guten Laune und ihrem Optimismus, Mme Cahen, die inmitten ihrer Auseinandersetzungen mit den Laufburschen immer «weinte», Jacques Goetschei, der hereinkam und die Kartei prüfte, Mme Horwilleur, die von den Traurigkeiten schon so entnervt und niedergedrückt war, das alles wird wieder lebendig in mir, aber wie etwas, das keine Stimme mehr hat, eine *dumb show*, beängstigend, weil die Stimmen nicht mehr erklingen, nur die Bilder sind noch da.

Und doch war diese Katastrophe keine Strafe, denn wir versuchten dort nur, das Unglück der anderen zu lindern. Wir wussten, was los war; jede neue Massnahme, jede Deportation riss uns noch ein Stück Leid heraus. Man beschimpfte uns als Kollaborateure, weil jene, die dorthin kamen, gerade erlebt hatten, dass ein Mitglied ihrer Familie verhaftet worden war, und weil es normal war, dass sie so reagierten, wenn sie uns dort sahen. Eine Agentur zur Ausbeutung des Elends der anderen. Ja, ich verstehe, dass die anderen so etwas gedacht haben. Von aussen gesehen wirkte es ein wenig so. Jeden Morgen dorthin zur Arbeit zu ge-

hen, wie in ein Büro, wo jedoch die Besucher Menschen waren, die sich erkundigen kamen, ob jemand verhaftet oder deportiert worden war, wo die Karteikarten und Briefe, die man einordnete, die Namen von Frauen, Kindern, Greisen, Männern enthielten, deren Schicksal derart beängstigend war. Büro! das hatte etwas Unheimliches.

Ich erinnere mich sogar, dass ich ein-, zweimal, durch den Zwang der Routine, die mich jeden Morgen zur gleichen Zeit diesen Weg gehen liess, einen Augenblick lang dieses Leben als «Büroleben» betrachtet habe, als etwas Regelmässiges und Normales, mich darauf gefreut habe, die Freundinnen wiederzusehen. Aber wenn dieses Gefühl auch schuldhaft war (und wer hätte es nicht gehabt, da dieses Leben äusserlich nun einmal vollkommen einem Büroleben glich), so schwöre ich doch, es verschwand, sobald ich den Fuss auf die erste Stufe gesetzt hatte, mir war voll und ganz bewusst, dass der Gegenstand, mit dem ich zu tun haben würde, menschliches Leid war, ich wusste genau, dass es kein gewöhnliches Büroleben war, dass die anderen unrecht hatten, uns böse zu sein. Ich verstehe sehr gut, dass von aussen gesehen diese ganze Verwaltung Ekel hervorgerufen hat. Denn als ich zum ersten Mal in die Rue de Téhéran gegangen bin, nachdem Papa verhaftet worden war, ich erinnere mich, welch grauenhaften Eindruck das auf mich gemacht hat. Menschen in einem Büro versammelt zu sehen, und der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigten, war das von den Deutschen anderen Menschen absichtlich, rational zugefügte Leid.

Warum bin ich dort eingetreten? Um etwas tun zu können, um dem Unglück ganz nahe zu sein. Und in der Abteilung für die Internierten taten wir, was wir tun konnten. Diejenigen, die uns gut kannten, verstanden das und beurteilten uns gerecht.

Was jene Aussenstehenden betrifft, die glaubten, wir hätten da mitgemacht, um durch die gern zitierte Legitimationskarte geschützt zu sein – hätte ich die Sache jemals unter diesem Blickwinkel betrachten können, dann wäre ich niemals dort eingetreten. Als wir im Juli 42 eingetreten sind, kurz nach der Razzia vom 16., verliessen alle unsere Freunde in panischer Angst Paris, M. Katz hatte zu Mama gesagt, wenn wir unbedingt bleiben wollten, und weiss Gott, alle haben uns zum Fortgehen gedrängt, dann bräuchten wir eine Beschäftigung, damals hiess es, arbeitslose junge Menschen sollten unterschiedslos kassiert werden. Als er uns unsere Karten gegeben hatte, war das etwas Zusätzliches, Unabhängiges, er hatte gesagt: «Wenn jemand von der Gestapo Sie auf der Strasse verhaftet, weisen Sie diese Karte vor.» Aber damals hatte die Karte noch nicht den Wert, den sie später bekam (und jetzt verloren hat). Wir dachten gar nicht daran. Wir dachten nur an das Opfer, das es für uns bedeuten würde, in eine solche Organisation einzutreten. Seither habe ich mich verändert, mich von vielen Dingen in mir befreit, um den Preis furchtbarer Verluste. Wer glaubte, wir seien nur zu unserem eigenen Schutz dort, den hat die Razzia vom 30. Juli Lügen gestraft.

Ausserdem wusste niemand besser als wir um die Unbeständigkeit und Unsicherheit unserer Lage. Ich erinnere mich, was Mme Schwartz sagte.

Warum habe ich all diese Erinnerungen aufgerührt? Jetzt, wo ich daran zurückdenke, wirkt die Vergangenheit wieder wie eine *dumb show*. Das alles ist tot.

Aber ich verstehe, warum ich aus der Fassung war, *out of joint*, als ich daran dachte, warum mir das alles tot schien. Ich vergesse, dass ich ein postumes Leben führe, dass ich mit ihnen hätte sterben müssen. Wäre ich mit ihnen abtransportiert worden, dann

wäre mir das neue Leben als eine Fortsetzung des anderen erschienen, ich hätte nicht dieses Gefühl gehabt.

Ich bin um sieben Uhr, bei sintflutartigem Regen, von Mme Crémieux weggegangen; wir haben zuerst auf den 92er gewartet und schliesslich die Metro genommen. Als ich am Trocadéro ausstieg, in der Dunkelheit, bin ich losgerannt, achtlos in alle Pfützen getreten, von Regen und Kälte gepeitscht.

Als Mme Crémieux sich in der Rue Fourcroy bei mir eingehängt hatte und unter meinem Regenschirm stand, einem riesigen alten Schirm von Grossmama, hat sie gesagt: «Hélène, was tun *sie* bei diesem Wetter?» Was sollte ich ihr antworten?

Es ist schrecklich, wenn man nicht trösten kann.

Sonntag

14. November

Ich bin sehr früh aufgebrochen, um Mile Ch. wegen Charles zu sehen. Wieder Sorgen diesbezüglich, und Mama überlässt mir die ganze Verantwortung. Das ist sicher ein Zeichen von Wertschätzung, aber es bewirkt, dass ich mich allein fühle. Bevor ich gegangen bin, habe ich noch Charles begrüsst; er ist mir um den Hals gefallen; und danach, während er mit mir sprach, hat er seine Arme auf meinen Schultern gelassen. Ich war verblüfft über diese Beweise von Zuneigung, ich konnte nicht glauben, dass ich gemeint war.

Von da bin ich nach Neuilly gefahren, um die kleine Odette abzuholen und mit nach Hause zu nehmen. Ein kleines Mädchen von 3 Jahren, mit Augen wie Kornblumen, goldblondem Haar wie ein englisches Baby. Sie hat nicht gesprochen. Sie wollte offensichtlich nur eines, in die Arme genommen werden.

Ich habe sie um vier zurückgebracht, dann bin ich weiter zu

Denise, wo ich erledigt ankam. Zum Glück hat sie Klavier gespielt. Aber das liess plötzlich die noch so nahe Vergangenheit wieder aufleben, als sie Klavier übte und ich sie im Treppenhaus hörte, wenn ich hinaufging, und mehr noch die Zärtlichkeit, mit der sie mich umgab. Und mir wurde einer der Gründe für meine Einsamkeit klar, es ist ihre Abwesenheit. Ich hatte ihre Heirat bisher nicht «realisiert».

Am Vormittag hatte ich mich durch ein Telefongespräch mit Denise Mantoux verspätet, die sich gerade in Paris aufhält, ich werde sie beim nächsten Mal sehen. Aber sie hat mir gesagt, dass ihr Bruder Gérard da ist und sich freuen würde, uns wiederzusehen. Die Mantoux⁴, das ist eine schon so ferne Vergangenheit, die wieder an die Oberfläche kommt, ich weiss nicht, ob es mir Vergnügen machen wird.

Gestern Abend nach dem Essen las ich gerade *The Good-Natured Man* von Goldsmith, als es läutete. Es war ein junger Mann, den uns Mile Detraux schickte; er sollte unseren Rat einholen wegen zwei Kindern, die er nach der Verhaftung des Vaters (ein Arzt), der Mutter und der zwei jüngeren Geschwister, 12 Monate und 2 Jahre alt, bei sich aufgenommen hatte. Der Vater war auf der Strasse verhaftet worden, als er bei einer Ausweiskontrolle in einer ersten Reaktion fliehen wollte, danach haben sie die Familie abgeholt, die gerade dabei war, die Koffer zu packen – zu spät, leider Gottes! Angeblich hat der Deutsche, der die Frau verhaften kam, zu ihr gesagt: «Warum sagen Sie nicht, wo die beiden anderen Kinder sind? Eine Familie gehört doch zusammen...» Ja, wenn man Männer und Frauen bereits in Metz trennt!

Denn jetzt werden Familien deportiert; was haben sie vor? Einen jüdischen Sklavenstaat in Polen schaffen? Denken sie auch nur eine Sekunde daran, dass diese unglücklichen Familien, von

denen manche seit fünf Jahrhunderten hier ansässig sind, etwas anderes im Sinn haben werden, als zurückzukommen?

Danach konnte ich nicht weiterlesen. Ich musste Schlafengehen. Das Problem des Bösen erschien mir wieder so ungeheuer gross und so ausweglos!

Dienstag, 16. November

Am Boulevard de la Gare, wo eine Zweigstelle von Lévitain eingerichtet wurde (eine Stelle, wo Internierte aus Drancy, «Begünstigte», weil sie mit Ariern verheiratet sind, die von den Deutschen aus jüdischen Wohnungen geraubt und für Deutschland bestimmten Gegenstände sortieren und in Kisten verpacken), befinden sich zur Zeit zweihundert Menschen, Männer und Frauen durcheinander im selben Raum, mit einem Waschbecken. Alles geschieht in Gemeinschaft, man raubt den Männern und Frauen auf raffinierte Weise ihr Schamgefühl.

Dort befinden sich M. Kohn, Édouard Bloch, ein Schwerkriegsbeschädigter, wie kommt er zurecht? Mme Verne, die Frau des Bankiers. Aber was macht das schon aus, die Klasse? Alle leiden, bloss so extrem zarte und feinfühlig Menschen wie der erstgenannte leiden bestimmt mehr.

Umsonst in Neuilly gewesen.

Um halb zwölf in Saint-Denis gewesen.

Nach dem Abendessen geweint.

Mittwoch, 17. November

Ich komme vom Hôpital des Enfants-Malades, wohin mich eine Aufseherin wegen einem Kind gerufen hatte. Eine Frau mit Herz und Verstand wollte Doudou retten; ich habe ihr erklärt, dass nichts zu machen sei, dass er blockiert ist; habe ihr Zögern gegenüber der UGIF wahrgenommen, und das hat mir wehgetan. Ich kann sie so gut verstehen; und es ist so schwer, den anderen

zu erklären, um was es sich dabei handelt. Offiziell, weil sie keine Geheimorganisation ist, ist sie eine Ungeheuerlichkeit. Aber wer hätte sich denn sonst um die Internierten und die Familien gekümmert? Und wer weiss schon, wieviel Gutes viele ihrer Mitglieder getan haben?

Sie erzählte mir, sie habe einen Stationshelfer, der gerade aus Polen zurückgekommen ist und mit eigenen Augen folgendes Schauspiel mitangesehen hat: Die französischen Arbeiter dort dürfen einen festgelegten Bereich nicht verlassen. Dieser Arbeiter hatte sich eines Abends, in der Dunkelheit, hinausgewagt und die verbotene Grenze überschritten, er befand sich am Ufer von einer Art See, plötzlich hörte er Lärm. Er versteckte sich und erlebte etwas mit, das keinen Namen hat: Er sah Deutsche näherkommen, die Frauen, Männer, Kinder vor sich hertrieben. Es war eine Art Sprungbrett da, auf das sie steigen mussten. Und von dort, platsch! in den See, genau so hat sie es gesagt; ich spürte, wie ich bis ins Mark hinein erstarrte. Es waren polnische Juden.

Ich weiss also nicht alles, aber jeder neue Bericht fällt in ein Klima angespannten Bewusstseins.

Sie hat noch hinzugefügt, höchstwahrscheinlich werden die Deutschen bei ihrem Abzug von der russischen Front an diesen Ort zurückkommen, die Leichen entdecken und verkünden, das seien die Bolschewiken gewesen, um unseren braven Bürgern Angst einzujagen. Wer weiss, ob Katyn nicht auch ihr Werk war?

Dieser Arbeiter war in einem Lager mit Russen. Und in diesem Lager hat es eine furchtbare Typhusepidemie gegeben, wegen der Lemière nach Deutschland gefahren ist (ohne irgendetwas zu tun, hat sie gesagt). Es sind vierzehntausend Russen in diesem Lager gestorben. Am Abend spannten die Deutschen jeweils vier

Russen vor Karren, auf die man die nackten Leichen häufte, man warf Männer, die noch nicht tot waren, einfach zu den anderen.

Die russischen Frauen dagegen wurden, als die Franzosen versucht haben, ihnen zu essen zu geben, in einen Kerker gesperrt. Am Nachmittag hat man sie wieder herausgeholt und gezwungen, an den französischen Arbeitern nackt vorbeizumarschieren, die aber haben die Deutschen so laut angeschrien, dass sie die Frauen wieder in ihren Kerker stopften.

Und dann soll ich, obwohl ich das alles weiss, normal sein, regelmässig arbeiten? Ja, heute Morgen hatte ich beschlossen, an meiner Dissertation zu arbeiten, ich ahnte dunkel, dass es unmöglich war, dass ein neuer Schlag mich davon abhalten würde. Zuerst kam heute Morgen die Nachricht, Yvonne und die anderen seien in alle vier Himmelsrichtungen zerstreut, wegen einer drohenden Gefahr. Anschliessend dies hier, wie kann man das Gleichgewicht halten, das vor allem *singleness of mind* ist, wenn uns das Böse, das auf der Welt wütet, sobald man sich von ihm abwendet, wieder an sich erinnert?

Die einzigen Glücklichen müssen die Unwissenden sein.

Mittwoch, 24. November

Zur Zeit gibt es eine Welle des Pessimismus. Ist es wegen dem Winter, dem dritten dieser langen, hoffnungslosen Winter? Ist es wirklich, weil man am Ende ist? Wer kann das sagen? Die menschliche Widerstandskraft hat unglaubliche Reserven. Niemals hätte man geglaubt, wir würden das ertragen können, was wir ertragen. Wie ist es möglich, dass zum Beispiel Mme Weill, die Mutter von Mme Schwartz, die ich gestern Vormittag gesehen habe, nicht verrückt wird? Wie ist es möglich, dass die alte Mme Schwartz, mit zwei deportierten Söhnen, einer deportierten

Schwiegertochter, einem gefangenen Schwiegersohn, einer internierten Tochter und einem kindisch gewordenen Mann, nicht verrückt wird?

Angeblich ist in Deutschland die Partei noch so stark, dass der Krieg lange dauern kann. In den bombardierten Städten zwingt man die Männer zu bleiben; die Frauen werden in andere Fabriken geschickt; und die Kinder ab 6 Jahren werden Nazi-Schulen anvertraut. Die Kinder! Warum soll man versuchen zu glauben, die Deutschen würden die Lage wie wir betrachten, sie würden die beiden Seiten der Frage sehen, sie würden die Sinnlosigkeit des Krieges sehen? Man darf nicht versuchen, die geistige Verfassung der Deutschen von heute mit der unseren zu vergleichen. Sie sind vergiftet; und sie denken nicht mehr; sie haben keine Kritikfähigkeit mehr: «Der Führer denkt für uns.» Es würde mir Angst machen, einem Deutschen gegenüberzustehen, denn ich bin sicher, wir wären vollkommen unfähig, einander zu verstehen. Ihre Tapferkeit ist nur noch ein animalischer Instinkt, der Instinkt des Tieres. Diejenigen, die nicht kämpfen, weil es ein Befehl ist und weil sie eine Herde sind, handeln wahrscheinlich mit der Leidenschaft von Fanatikern.

Ich kann nichts an ihnen bewundern, denn sie besitzen nichts mehr von dem, was den Adel eines Menschen ausmachte. Deshalb kann der Krieg andauern, deshalb ist die Zukunft so düster.

Heute Morgen las ich Shelley und seine *Verteidigung der Poesie*; gestern Abend, einen Dialog Platons, von ihm übersetzt. Was für ein Jammer, wenn man bedenkt, dass all das, all diese wunderbaren Ergebnisse des Polierens, der Humanisierung, diese ganze Intelligenz und diese Freisinnigkeit heute tot sind. In einer solchen Zeit leben und von all diesen Werken angezogen werden, das ist der reine Hohn, es ist fast unvereinbar. Was würde Platon sagen? Was würde Shelley sagen? Man würde mich verträumt und unnütz heissen. Aber sind es nicht die anderen, ist es nicht

die Raserei des Bösen, die heutzutage herrscht, was falsch und unnütz ist? Wäre ich in einer anderen Zeit geboren, hätte sich das alles entfalten können.

Heute ist es ein Jahr her, dass Jean fortgegangen ist. Ein Jahr, dass ich nach Hause gekommen bin und den Strauss gesprenkelter Nelken vorgefunden habe. Seit Samstag, dem Jahrestag seines letzten Besuchs, an dem ich vom Morgen an alle Einzelheiten dieses letzten Tages noch einmal durchlebt habe, ist mir, als hätte ich das Schlimmste überstanden, ich habe die Obsession der Erinnerungen besiegt, die jeder Jahrestag heraufbeschwor.

Freitag, 26. November

Schlechte Nacht; ich glaubte, ich würde eine Mittelohrentzündung bekommen, so weh tat mir mein Ohr, wie vor zwei Jahren, in der Zeit jenes unheilvollen 12. Dezember. Bestimmt hatte ich Fieber. Den ganzen Tag war ich *funny*. Ich bin dennoch zu Nadine gegangen. Adagio des Fünften Trios von Beethoven. Diese Schönheit!

Sonntagmittag

28. November

Grossmama ist vorgestern Abend plötzlich gestorben, kurz nachdem Mama sie verlassen hatte.

Ich bin so müde, dass ich nicht denken kann. Ausserdem begreife ich es noch nicht. Ich werde es begreifen, wenn alles vorbei ist. Was jetzt geschieht, die Totenwachen im Zimmer, der Anblick ihres ausgestreckten Leichnams auf dem Bett, das alles ist eine Prüfung, die zum Übrigen gehört, die zudem nichts Schreckliches hat, nichts, was in meine Erfahrung eingedrungen wäre und Auflehnung hervorgerufen hätte, eine Versteifung oder ein Gefühl von Angst (denn es war das erste Mal, dass ich einen Leich-

nam sah). Alles ist unendlich einfach, ihr Gesicht hat sich sehr wenig verändert; sie scheint zu schlafen; sie hat die Farbe von altem Elfenbein angenommen. Als ich gestern Vormittag zum ersten Mal hineinging, hat mich diese marmorne Reglosigkeit am meisten beeindruckt. Seit drei Tagen schläft sie, sie schläft immerzu, nichts kann sie mehr stören.

Aber ich weiss sehr wohl, dass es nicht *das* ist, was meinen Kummer über Grossmamas Tod ausmachen wird. Es gelingt mir nicht, *das* mit der lebendigen Erinnerung zu verbinden, die ich an sie bewahrt habe. Und aus dieser Erinnerung, aus den tausend Reminiszenzen, die kommen werden, wird das Begreifen ihres Verschwindens hervorgehen.

Im Augenblick spüre ich nur, dass wir den letzten Anker verloren haben, der uns festhielt an unserem Platz in der Zeit, zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Ich bleibe lieber wach. Heute Nacht hatte ich solche Alpträume, dass ich mich gezwungen habe wachzubleiben.

Vor diesem elfenbeinernen Körper, der zu schlafen scheint, bin ich von Zärtlichkeit erfüllt. Es ist ein Segen, dass sie sich so wenig verändert hat.

Nicole hat gestern Vormittag gesagt: «Es ist wie eine Flamme, die erlischt, sie war am Ende des Lebens angekommen.» Das stimmt, man kann sich nicht dagegen auflehnen. Es ist sogar sanfter und friedlicher als die Wirklichkeit, die uns umgibt.

Tante Marianne wirkt schmerzgequält. Sie ist jetzt als Einzige aus dieser Generation übrig, und das ist das grosse Drama. Onkel Émile, Grossmama, Tante Laure, alle verschwunden. Sie sass stundenlang neben dem Bett, wortlos, den Kopf zu Seite geneigt in ihren Pelz, das Gesicht so bleich und abgespannt wie Grossmama. Keiner von uns hat so grossen Kummer wie sie.

In dem Bett, in dem Grossmama gestorben ist, wurde ich geboren, und auch Mama. Mama hat es mir heute Nachmittag gesagt. Es hat mich getröstet, dass Leben und Tod so miteinander verwoben sind.

Heute Abend habe ich Jeans Brief vom 27. Juni wiedergefunden, in dem er von Grossmama sprach, damals, als es ihr so schlecht ging. Jetzt, sechs Monate später, wie hat sich alles verändert: Eine Leere ist um mich herum entstanden.

Ich habe mir so gewünscht, dass Grossmama ihn kennenlernt; mir scheint, ein Segen wird mir fehlen. Hätte sie ihn kennengelernt, dann hätte die Tatsache, dass sie ihn anlächelt, mit ihm spricht, ihn mit einem Schlag in mein inneres Leben und mein vergangenes Leben einbezogen. Es schmerzt mich so, dass ich das nicht tun kann, wegen dieser langen Abwesenheit nach einem so unvollkommenem Kennenlernen.

Montagabend, 29. November

Ich komme von Tante Marianne. Wie traurig das alles ist. Denise war da, die redet und dabei in die Luft schaut, so gross und sich nur mühsam bewegend, ständig die gleichen Fragen stellend. Und plötzlich, was für ein Schauspiel für Tante Marianne, die über Grossmamas Tod so erschüttert ist, beginnt sie aus vollem Hals zu singen und schwerfällig zu tanzen, Tingeltangel-Refrains zu singen, die sie auf Platten hat. Und das ist der einzige Augenblick, in dem sie korrekt und zusammenhängend spricht.

Tante Marianne hat sich so über meinen Besuch gefreut.

Ich begreife es nicht; es gelingt mir noch immer nicht, die beiden Dinge zusammenzubringen, die Grossmama, die vorher war, und die der letzten Tage. Es ist die erste, die jetzt leben wird, und die Erinnerung an sie wird wehtun, wenn ihr Verschwinden allmählich in mein Bewusstsein dringt.

Vor der anderen hatte ich überhaupt keine Furcht, aber mir war, als sei sie mir fremd. Ich habe das Zimmer während der Einsargung nicht betreten, nicht weil ich Angst hatte (diese Furcht hätte ich überwinden können, und ausserdem war sie nicht verändert), sondern *weil es nicht Grossmama war* für mich. Einen Teil des Nachmittags habe ich neben dem Sarg verbracht; heute Morgen habe ich Nelken gekauft, gestern Veilchen, um sie in den Sarg zu legen; und nichts davon hat mich bewegt. Ich habe die Blumen auf dem Sarg arrangiert.

Als ich heute Abend nach Hause kam, waren unter den Beileidsbriefen zwei bezaubernde Briefe von Nadine Henriot und Mme Crémieux. Es bringt mich zum Weinen, wenn die anderen mir ihre Zuneigung ausdrücken. Und plötzlich fiel mir auf, dass alle beide Freundinnen waren, die ich durch Françoise kennengelernt hatte. Bei dem Gedanken an Françoise hat sich mir das Herz zusammengekrampft.

Morgen muss ich an der Metrostation Père-Lachaise aussteigen. In dieser Station habe ich vor ungefähr einem Jahr, gegen fünf Uhr, zum ersten Mal lange mit Mme Schwartz gesprochen, die Metrozüge fahren ständig durch; und auf der Bank am Bahnsteig redeten wir. Ich erzählte ihr von Jean, denn ich konnte das nicht vor den Menschen verheimlichen, denen ich mein Herz geschenkt hatte. Jetzt muss ich mich nicht mehr überwinden und auch kein Geständnis mehr machen, denn alle, die ich liebte, sind verschwunden. Ich höre sie noch, mit ihren vor Zärtlichkeit glänzenden Augen (sie glänzten immer vor Liebe, ihre Augen): «Ach, ist das lieb, ein kleines Mädchen wie Sie!»

*

Mme Duchemin hat Mama etwas sehr Richtiges geschrieben, als sie von dem Frieden sprach, in dessen Obhut Grossmama nun ist. Sie werden sie nicht mehr kriegen. Ich denke an das Hospiz, vor

dem uns graute für sie, dieses Haus des Elends, wo schon so viele Menschen sind, die leiden. Und ist dieser Friede denn im Grunde genommen nicht schöner, unserem Leben voll Angst und fortwährender Sorgen unendlich überlegen? Beständig um die Seinen fürchten, nicht den kleinsten Plan für die Zukunft, selbst die unmittelbare, schmieden können. Das ist keine Rhetorik, aber ich empfinde zutiefst die Schönheit dieser Strophe aus *Adonais*, und ich war versucht, sie auswendig zu lernen:

*He has outsoar'd the shadow of our night;
Envy and calumny and hate and pain,
And that unrest which men miscall delight,
Can touch him not and torture not again;
From the contagion of the world's slow stain
He is secure, and now can never mourn
A heart grown cold, a head grown grey in vain...*

Es gab heute wirklich einen Augenblick, in dem ich mir diese Verse zueigen gemacht habe.

*

Das Verschwinden beginnt in mein Bewusstsein zu dringen.

Die Besuche bei Grossmama waren, neben der traditionellen Seite, neben der Zelebration einer süssen Religion der Vergangenheit, die sie darstellten, zu einem Zufluchtsort in diesem Leben der Angst geworden; denn mit ihr sprach ich nicht über die Wirklichkeit, es war noch eine grüne Insel der guten alten Zeit, eine Insel des Friedens.

Und aus dem Gefühl, ihr Freude und Zärtlichkeit zu schenken, schöpfte ich selbst grosse Freude. Was soll ohne sie aus mir werden?

*

Arme Mme Basch gestern!, die gesagt hat, Grossmama sei als Einzige glücklich; sie war gebrochen, von der Angst um ihren Mann, von der Sorge um ihre Eltern, die 85 sind, von der Anstrengung, die es kostet, ihnen eine Komödie vorzuspielen. Sie hat unglaublichen Mut, denn sie ist sich der Lage vollkommen bewusst und wirkt immer ruhig und normal. Bloss gestern war sie völlig aus der Fassung und schluchzte im Treppenhaus.

In den Sarg (ich sage nicht: von Grossmama, denn diese beiden Dinge passen nicht zusammen) wurde der Veilchenstrauss gelegt, den ich am Sonntag gekauft hatte, ein Zweig Zitronenkraut aus Aubergenville, der in meinem Wäscheschrank lag, die einzige Erinnerung an Bayonne, die noch hier ist, und die Nelken, die ich im Auftrag von Yvonne und Jacques gekauft hatte.

Dienstag, 30. November

Heute Morgen habe ich Yvonne geschrieben, gestern Abend an Jacques. Es ist seltsam, wie sehr Grossmamas Tod die kleinen Enkel, die wir gewesen sind, wieder aus der Vergangenheit hervorgeholt hat, wie er die Bande, die uns vereinten, noch enger geknüpft hat.

Ist das die Verwirklichung des Wunsches, den sie in ihrem letzten Brief geäussert hat, alle ihre Enkel mögen vereint bleiben? Das scheint mir ein wunderschöner Gedanke.

Die einzige Erfahrung von Unsterblichkeit der Seele, die wir mit Sicherheit haben können, ist die Unsterblichkeit, die in der Fortdauer des Erinnerns an die Toten unter den Lebenden besteht.

Über die andere kann niemand etwas sagen, weil niemand etwas weiss. Bei vielen ist der Glaube an das zukünftige Leben nur ein Trick, um die Angst vor dem Tod zu verschleiern, und leider hat der Katholizismus diese Gefühle ausgenutzt und verstärkt.

Vielleicht gibt es Leute, die *wissen*, durch eine Erleuchtung. Aber die Mehrheit der Leute, die an Paradies und Hölle glauben, tut das, weil man es ihnen gesagt hat, seit sie klein waren, so wie die Deutschen von heute glauben, dass die Juden Gauner sind. In Wirklichkeit ist es ein unergründliches Geheimnis, und diesbezüglich lege ich mich in Gottes Hände. Der einzige Mensch, der recht hatte, ist Hamlet in seinem Monolog *To be or not to be*.

Die Erinnerung an Grossmama ist heiter, erstens weil sie nur deshalb gestorben ist, weil sie ihr Leben zu Ende gelebt hatte, und im Unausweichlichen liegt eine grosse Schönheit. Wir Menschen, wir müssen das Phänomen von Leben und Tod als etwas Unausweichliches betrachten. Wenn man das versteht, akzeptiert man es auch. Was man nicht akzeptiert, ist der verbrecherische Wahnsinn der Leute, die den Tod auf unnatürliche Weise verbreiten, die sich gegenseitig umbringen, während der Tod doch Gott gehört.

Der andere Grund ist, dass die Erinnerung an sie nur sanfte Heiterkeit ist, man kann sie gar nicht anders sehen. Sie hat nur glückliche Erinnerungen zurückgelassen, die bewirken, dass das Herz sich mit Zärtlichkeit füllt, sobald sie einem in den Sinn kommen.

30. November 43

Wenn der Tod wie in *Der entfesselte Prometheus* sein könnte, und das müsste er sein, wenn die Menschen nicht schlecht wären:

*And death shall be the last embrace of her
Who takes the life she gave, even as a mother
Folding her child, says, «Leave me not again.»*

Ergreifend, das ist es, was ich vorhin auszudrücken versuchte. Ich habe es eben gefunden wie ein Licht in der Nacht, als ich im *Prometheus* von Shelley las. Es geht um die Auferstehung der Welt nach der Entfesselung des Prometheus. Es spricht die Erde.

Flattering the thing they feared, which fear was hate, –

Warum hat Gott in den Menschen die Macht eingepflanzt, Böses zu tun, und die Macht, immer auf eine Befreiung der Menschheit zu hoffen?

*The loftiest star of unascended heaven,
Pinnacled dim in the intense inane,*

wie Keats: *Bright Star!*

*Hung in lone splendour among the night,
As the billows leap in the morning beams.*

Heiterkeit.

*Once the hungry Hours were hounds
Which chased the day like a bleeding deer,
And it limped and stumbled with many wounds
Through the nightly dells of the desert year.*

Das ist jetzt.

Für mich. Und um wieviel mehr für die Deportierten, die Gefangenen.

Nichts ist übertrieben, wenn Shelley sagt, dass die Poesie das Allerhöchste ist. Von allem, was existiert, ist sie der Wahrheit und der Seele am nächsten. (Schlecht ausgedrückt, aber gefühlt.)

Bezieht der grossartige Traum des IV. Akts seinen Wert nicht daraus, dass er nicht existiert, dass er nur Hoffnung ist und im Kampf mit der Wirklichkeit liegt? Das ist die beängstigende Frage, die man sich bei Utopien immer stellen kann.

Montagabend, 6. Dezember

Ich könnte tanzen, laufen, springen. Ich weiss nicht, wie ich meine Freude in Zaum halten soll: Es gibt Nachricht von Françoise und den anderen. Uff! das war's, ich habe es ausgesprochen. Als ich nach Hause kam, war eine Rohrpost da von der Mutter von Mme Schwartz, die mir sagte, sie habe soeben eine Karte von ihrer Tochter vom 25. Oktober aus Birkenau erhalten. Françoise umarmt ihren Vater. Mme Robert Lévy und Lisette Bloch sind bei ihnen. Das Schweigen ist endlich gebrochen.

Ich halte inne, um zu überlegen, wie ich Cécile, Nadine, Monique de Vigan benachrichtigen könnte. Alle diese Freundinnen, ohne Telefon, *damn it* \ Nicht hinauskönnen, es ist halb acht. Ich werde morgen in aller Frühe in die Rue de Lille gehen. Von den Ébrards aus habe ich die Canlorbes angerufen. Nicoles Mann hat abgehoben. Zum Glück wird er die Nachricht weitergeben können.

Gott sei gelobt! Ich habe viel gebetet.

Wissen, wo sie sind! Ein paar Worte von ihnen haben, seit dem schrecklichen Abtransport. Das ist ein Anker für das blind umherirrende Denken.

Dienstagabend, 7. Dezember

Jacques hat zwei von Zärtlichkeit überbordende Briefe an Mama geschrieben. Sein Professor, M. Collomp, ist in Clermont-Ferrand mit dem Revolver brutal niedergeschossen worden, bei jenem Angriff gegen die Universität Strassburg, dessen Hergang

wir nach und nach rekonstruieren konnten. Wir wussten, dass die Fakultät umzingelt worden war, ein Griechischprofessor niedergeschossen, alle elsässisch-lothringischen Professoren und Studenten im Hof in einer Reihe aufgestellt, mit erhobenen Armen, über zehn Stunden lang, und schliesslich deportiert. Der Anführer der ganzen Sache war ein französischer Student, Sohn eines französischen Offiziers, der den Deutschen die wahre Identität jedes Elsässers und Lothringers verriet. Der ermordete Professor war also M. Collomp.

Ich verstehe, dass Jacques erschüttert ist. Mit einem Schlag, mit einem Hieb, hat er entdeckt, was mich seit Monaten quält. Er spricht vom menschlichen Leid. Er will eine Dissertation über das Leid bei den Griechen schreiben. Ich koche bei dem Gedanken, dass er genau die gleiche Entwicklung durchmacht wie ich, dass er jetzt den ganzen Sinn der Briefe, die ich ihm schrieb, verstehen würde, warum *Hyperion* mich so begeisterte. Ich möchte ihm das schreiben. Ich möchte, dass er versteht, was sich in mir abgespielt hat, wie sehr wir uns ähneln. Und ich möchte ihm auch helfen, da ich weiss, wie das ist.

*

Ich verabschiedete mich von Mme Lehmann, die sehr entmutigt ist wegen einem üblen Streich, den ihr Teilhaber ihr gespielt hat, indem er ohne ihr Wissen ihr gemeinsames Geschäft verkaufte. Und nun fällt das ganze Gewicht ihrer Angst, die sie wahrscheinlich nur dank ihrer Arbeit ertrug, auf sie hernieder. Sie hat sich von mir mit den Worten verabschiedet: «Wir werden uns ausruhen, wenn wir tot sind.»

Diese Worte habe ich vor einiger Zeit in einem russischen Roman gelesen – ich glaube in *Das Duell* von Kuprin – ein Zitat

von Tschechow: «Wir werden uns ausruhen, Onkel Vanja, wir werden uns ausruhen.»

Sie hat gesagt: «Natürlich sagen diese Leute zu mir: Ihre Kinder sind jung, sie werden das aushalten, sie werden das überstehen. Aber ich antworte ihnen: Eine Revolverkugel werden sie nicht überstehen.»

Was wird man in diesen Lagern tun an dem Tag, da es schlecht steht? In Kiew haben sie zwanzigtausend Juden niedergemetzelt. In Feodosia auf der Krim, zwölftausend in einer Nacht.

*

Ich bin den ganzen Tag unterwegs gewesen. Heute Morgen fünfmal die Metro genommen, um M. B. die Freude zu bereiten, der Antwort von Mme W. ein paar Worte anzufügen. Als ich die Karte von Mme Schwartz las und die Unterschrift sah, das typische Thérèse, habe ich grosse Freude empfunden, ich habe unten auf dem Brief einen Deutsch gestammelten Satz angefügt. Wie bewegend, diesen Brief in Händen zu halten, der sie vielleicht in zwei Monaten erreichen wird.

*

Flucht von Jean C. S. Aussergewöhnlicher Bericht. Im Kerker, verprügelt; durch das Kellerfenster gezielte Revolverschüsse, Schwur dieser vierzehn Männer.

*

Mittwoch, 8. Dezember

Mme Morawiecki ist zum Fünfuhrtee gekommen. Sie hat die Stoffpuppen mitgebracht, die sie gemacht hatte.

Sie hört zu und interessiert sich für alles, was man ihr sagt.

Aber sie ist noch immer genauso rätselhaft: Ich weiss nicht, ob ich sie mag oder nicht. Ich glaube, ihr fehlt es an Sanftheit oder sogar an Zärtlichkeit, was bewirkt, dass ich ihr nie näher als bis zu einem gewissen Punkt kommen kann. Und doch hatte sie einen rührenden Einfall mit diesen Puppen. Sie interessiert sich für uns. Aber mag sie mich? Hat sie mich akzeptiert, wie ich will, dass sie es tut? oder steht sie noch immer auf dem gleichen Standpunkt?

Montagabend, 13. Dezember

Ich weiss nicht, warum ich Vorahnungen habe. Seit etwa vierzehn Tagen wird von mehreren Seiten das Gerücht verbreitet, wir sollen alle vor dem 1. Januar verhaftet werden. Heute, am Institut, hat Lucie Morizet eigens auf mich gewartet (ich war mit Denise hinuntergegangen, Bücher für Jacques kaufen), um mir zu sagen, einer ihrer Freunde habe ihr gesagt, sie solle alle ihre Freunde unseres Schlags warnen, sie würden vor dem 31. Dezember festgenommen werden. Sie wollte unbedingt, dass ich etwas unternehme. Aber was? Eine ganze Welt müsste aufgewiegelt werden.

Es ist nicht das erste Mal, dass solche Gerüchte kursieren. Es ist nicht das erste Mal, dass man uns derlei Hinweise gibt. Warum also bin ich so unruhig?

Objektiv gesehen, besteht Grund dazu. Weil ich den Eindruck habe, dass wir der letzte Schub sind und dass wir nicht durch die Maschen des Netzes schlüpfen werden. Es sind nicht mehr viele Juden in Paris; und da jetzt die Deutschen die Verhaftungen vornehmen, gibt es wenig Chancen zu entkommen, weil wir nicht mehr gewarnt werden.

Subjektiv gesehen, habe ich vorgestern Abend geträumt, immer noch mit der gleichen Genauigkeit, dass endlich der Zeitpunkt gekommen war, an unsere jeweiligen Zufluchtsorte zu denken, dass wir uns verstecken und uns alle zerstreuen mussten. Ich

bin voller Beklemmung aufgewacht. Es glich so sehr der Wirklichkeit.

Warum bin ich unruhig? Ich habe keine Angst. Und von Anfang an war ich darauf gefasst. Aber ich bin schon so lange darauf gefasst, dass ich mich am Ende frage, ob es nicht dumm ist zu warten, wenn man weiss, welche Gefahr man läuft. Ob es nicht Fahrlässigkeit ist. Ich glaube nicht, weil ich ja hierbleibe, obwohl mir vollkommen bewusst ist, was eintreten kann, und weil es sich um eine freiwillige Entscheidung handelt.

Aber warum diese Entscheidung? Nicht, weil sie das Mutige ist, weil sie die Pflicht ist; diese Haltung wäre erstens dem Hochmut zu nahe, und zweitens spüre ich in Wirklichkeit keine solche Pflicht. Wenn ich Arzt wäre und es darum ginge, meine Kranken im Stich zu lassen, wäre es etwas anderes.

Und doch, wenn ich plötzlich mein «offizielles» Leben aufgeben würde, hätte ich das Gefühl, abtrünnig zu werden. Nicht gegenüber den anderen, mir selbst gegenüber. Vielleicht habe ich zu sehr Geschmack gefunden am Leiden, am Kampf, am Unglück, als dass ich mich wieder an ein anderes Leben gewöhnen könnte. Weil die Prüfung zu grösserer Läuterung führt.

Praktisch gesehen, gibt es ungeheure Hürden; sich verstecken, dann müssen sich aber alle verstecken, die Eltern, Denise, die S. Das würden wir mit dem nötigen Willen schaffen. Ich weiss jedoch sehr wohl, dass keiner aus der Familie hier einen solchen Entschluss fassen wird, bevor er sich nicht der Gefahr gegenüber sieht, und vielleicht zu spät.

Ich habe gesagt, ich hätte keine Angst. Und doch frage ich mich, ob das nicht aus Unkenntnis geschieht, Unkenntnis des Leidens, das zu ertragen sein wird, Unkenntnis meiner Widerstands-

kraft. Ob ich mir, wenn ich einmal dort bin, nicht sagen werde, dass es verrückt und blind von uns gewesen ist hierzubleiben.

Ich weiss sehr wohl, wenn wir festgenommen werden, dann werde ich von meinen Eltern getrennt deportiert, dann wird diese Trennung für jeden von uns eine entsetzliche Qual sein, zusätzlich zur Deportation selbst.

Ich werde mir dann sagen: Wieso hast du, obwohl du das wusstest, nichts unternommen, um es zu vermeiden?

Wenn jemand diese Zeilen liest und *es* ist eingetreten, wird er ergriffen sein wie durch die Hand von Keats, und danach wird er sagen: ja, wieso, wieso?

Aber meine eigene Qual beunruhigt mich nicht. Ich könnte meinen Teil ganz allein ertragen. Es sind die Sorgen, die mir die anderen bereiten: Denise und François. Denise in ihrem Zustand, man wird sie von François trennen. Es wird das seelische Leiden geben und das körperliche Leiden des Hungers, der schlechten Behandlung, das Fehlen medizinischer Betreuung.

Da wird die arme Auntie Ger sein, so zerbrechlich und bereits so deprimiert (bei ihr gab es übrigens von Anfang an eine Art Fatalismus, der mich oft empört), Onkel Jules, der das nicht ertragen wird, Nicole, Nicole vor allem und Jean-Paul. Sie weiss nicht, was auf sie zukommt, wenn sie kaltblütig darüber spricht. Das alles kaputtgemacht, ich habe das Gefühl, ich sehe klarer als sie alle.

Und vielleicht ist das alles nur einmal mehr ein beunruhigendes Gerücht. Alles aufgeben, einen so ernsten Entschluss fassen, obwohl vielleicht nichts geschehen wird?

Und doch, selbst wenn es ein Gerücht ist wie die anderen auch, trotz allem wurden und werden jeden Tag Tausende von Menschen verhaftet, trotz allem beträgt die Zahl der Deportierten heute fast hunderttausend, ist die Wirklichkeit mit oder ohne «Warnung» so, wie sie ist, und verdanken wir nur dem Zufall,

dass wir noch nicht das gleiche Schicksal erlitten haben; und trotz allem haben diese Warnungen nur den Schleier zerrissen, der uns die ganze Zeit einhüllte, uns nur das bewusst gemacht, was uns die ganze Zeit *bewusst hätte sein sollen*, weil es da war und weil es uns bedrohte.

*

Gestern, nach dem Mittagessen, habe ich mich zu einem Weinkampf hinreissen lassen. Er wurde durch einen bedeutungslosen Vorfall ausgelöst, eine dieser ewigen Diskussionen über die Engländer, bei der ich einmal mehr gemerkt habe, dass man mit Mama nicht diskutieren sollte, weil sie, sobald eine Behauptung aufgestellt ist, auf diese nicht eingeht, um sie zu diskutieren, sondern aggressiv mit der Gegenbehauptung loslegt. Zum Beispiel, sobald man sagt, dass die Aussenpolitik der Engländer egoistisch und oft nicht sehr ritterlich ist (was man nicht leugnen kann), wirft sie ein: «Wir haben kein Recht, irgendetwas zu sagen, wir haben sie verraten», oder: «Findet ihr, dass die Deutschen besser sind?» (Zwei Dinge, in denen wir uns einig sind.) Kann man sich nicht trotz allem eine freie Urteilskraft bewahren? Besonders, wenn man seine eigenen Fehler einsieht. Es hat mich so aufgeregt, dass von Mama keine Unvoreingenommenheit zu erreichen war, zu spüren, dass ich mich gegen sie auflehnte, zu spüren, dass sie in diesem Augenblick böse auf mich war, nicht zu wissen, ob ich die Suche nach der Wahrheit opfern und Mamas Charakter akzeptieren sollte, wie er ist – einer jener Fälle, in denen meine Überzeugung, dass man die anderen akzeptieren muss, indem man sie vollkommen versteht, indem man die Dinge von ihrem Gesichtspunkt aus sieht und dessen Berechtigung vom Gesichtspunkt des anderen aus, in Konflikt gerät mit etwas anderem, Meine Aufregung wurde verstärkt durch das ganze unterschwel-

lige Elend, und ich habe geweint, oder eine halbe Stunde lang zu weinen versucht.

*

22. Dezember

Seit mindestens acht Tagen habe ich nichts mehr in dieses Tagebuch geschrieben. Beim letzten Mal geschah es unter dem Eindruck der Beschwörungen von Lucie Morizet, die mir unsere bevorstehende Verhaftung ankündigte. Die ganze Woche ging es so weiter, von allen Seiten, bis zu M. Rouchy am Samstag. Doch am Samstag hat uns eine andere Geschichte noch viel grössere Sorgen bereitet, wahrscheinlich zu Unrecht. Jetzt bin ich ausserstande, mich an die grauenvolle Stimmung an diesem Tag, an diesem Nachmittag, zu erinnern, der mir wie eine der Verwirklichungen meiner ständigen Furcht erschien: Denise erhielt am Vormittag Besuch von einem Deutschen in Uniform, der die Wohnung sehen wollte. Seither hat man uns beruhigt und gesagt, das komme oft vor. In dem Augenblick aber habe ich, und haben wir alle, nur eines gesehen, Denise und François, die sich verstecken müssen, die leergeräumte Wohnung, das Leben draussen, das Leben bis zum Ende des Krieges für zwei Menschen mehr, und diesmal aus unserer eigenen Familie. Denise, in ihrem Zustand! Während des Mittagessens, unter dem Schock dieses Besuchs, kostete es sie sichtlich Mühe, nicht in Tränen auszubrechen. Den ganzen Nachmittag bin ich als Wache hiergeblieben, während Mama, Denise, Andrée und ihr Mann in der Wohnung waren, François und Papa bei Robert L. Ich musste den Besuch der Robert Wahls ertragen.

Mechanisch habe ich weiter Puppenkleider genäht. Am nächsten Tag war ich so erschöpft wie am Tag nach einem Ball.

*

Gestern Abend hat Mama mir gesagt, dass die André Bours deportiert worden sind, mit ihren vier kleinen Kindern. Das geht mir nicht aus dem Sinn. Es ist nur eine solche Geschichte mehr. Aber wir waren so sicher, dass sie nicht abtransportiert würden. Und ausgerechnet zu Weihnachten, während ich Weihnachtsbäume vorbereite, dieses Fest der Kinder. Das ist es, was mir so weh getan hat.

Montag, 27. Dezember

Gestern gab es hier den Weihnachtsbaum. Ich sage das so, aber es hat kaum eine Unterbrechung gegeben zwischen diesen beiden Tagen, denn ich habe wegen meiner verstopften Nase nur drei Stunden geschlafen.

Ich habe Pierre und Danielle abgeholt. Als ich Danielle wieder sah und jeder Ausdruck auf ihrem Gesicht und ihre Augen mich plötzlich mit grosser Eindringlichkeit an ihre Mutter erinnerten, wurde ich von einem noch ungekannten Schmerz erfasst; etwas anderes als das, was ich bisher empfunden habe. Das Bild von Mme Schwartz war verblasst, und meine Erinnerung war nur noch ein Seelenzustand, Traurigkeit. Mit Danielle ist das Bild wieder aufgetaucht.

Heute, um zwei Uhr, ich machte mich gerade fertig, um zu meiner Deutschstunde zu gehen, ist Odile gekommen. Ich kann nicht sagen, dass es mich überrascht hat. Ich habe alles sofort begriffen und übergangslos akzeptiert. Zudem ist mir, als hätte sie mich erst gestern verlassen. Auswirkung der Einsamkeit? Mir scheint, wir haben das Gespräch da wiederaufgenommen, wo es unterbrochen wurde.

Freitag, 31. Dezember

Ich wollte diesen Vormittag der Arbeit widmen, ich weiss sehr wohl, dass die Arbeit für mich nur mehr ein vorsätzlicher Augenblick des Vergessens sein kann, und nichts weiter.

Ich weiss genau, dass ich den Konflikt zwischen ihr und der Wirklichkeit nicht gelöst habe, zwischen der Vollendung meines Ich und dem tyrannischen Ruf der Wirklichkeit, dass dieser Konflikt zu Mittag, sobald ich mein Buch zugeklappt habe, wieder aufflammt. Gestern Abend wollte ich etwas tun, aber ich war zu müde. In den paar freien Stunden, die so kostbar für mich sind und in gewisser Weise allem anderen abgerungen, habe ich nichts getan, weil Denise hier war, als ich nach Hause kam, weil ich zu müde war (ich habe mir keinen einzigen Ferientag gegönnt), ich hatte wieder einen Weinkrampf wie neulich, als Mama nach Hause kam; ich kann nichts dagegen tun, es ist wie ein Damm, der bricht.

Heute Morgen also wollte ich arbeiten, hin und wieder denke ich noch an einen Arbeitsvormittag wie an eine wunderbare Aussicht, ich denke an die Poesie, an all die Freuden, die ich darin finden könnte, an das, was ich schaffen könnte. Aber wieso habe ich noch nicht verstanden, dass das nicht mehr sein soll, nicht mehr sein kann? Wieso gelingt es mir nicht, darauf zu verzichten, zu akzeptieren und einzusehen, dass es unmöglich ist. Und heute Morgen wollte ich mich daranmachen, aber auch nur bis elf Uhr, denn ich muss Michèle Varadi im Krankenhaus aufsuchen. (Wieder eine neue deutsche Massnahme: Juden haben jetzt nicht mehr das Recht, sich in Krankenhäusern behandeln zu lassen.) Aber Mama hat gerade die Zeitung gelesen, plötzlich ist das bisschen Hoffnung, der kleine Vorrat künstlichen Glücks, den ich mit viel Mühe angesammelt hatte, in sich zusammengestürzt, weil die Wirklichkeit gesiegt hat. Zwei Dinge: Darnand ist zum Kommissar für die Aufrechterhaltung der Ordnung ernannt worden. Ich weiss nicht, wer das ist, ausser dass er einer jener von den Nazis beschützten Gangster ist, die überall hervorkommen. Aber was das bedeutet = einen sicheren Bürgerkrieg, Verhaftungen und noch mehr Tote.

Überall Tote. Und Tote, was heisst das? Das heisst, vielen Leben voller Versprechungen, voller Kraft ein Ende machen, geistigen Leben, die so quirlig und rege sind wie meines zum Beispiel. Und das auf kaltblütige Weise. Das heisst, mit dem Körper gleichzeitig eine Seele töten, während die Mörder nur einen Körper sehen. Und je länger das alles andauert, desto mehr Tote wird es geben. Wenn man einmal beginnt, Blut zu vergiessen, gibt es keine Grenzen mehr.

Wie schnell Moral und Achtung vor der Menschheit verschwinden, wenn eine bestimmte Grenze überschritten ist! Mit einem Sprung ist man wieder auf der Stufe der Tiere. Die Nazis haben diese Stufe schon lange erreicht. Sie spielen mit dem Revolver, mit dem Tod wie mit einem Taschentuch. Sie stehen an der Spitze dieses entsetzlichen Räderwerks, das sich jetzt immer schneller dreht.

Ich glaube, ich werde verrückt. In manchen Augenblicken verliere ich mein Gleichgewicht.

Das Zweite ist die Rede von Gauleiter Sauckel, die von vorn bis hinten gegen «die Juden» gerichtet ist. Eine solche Mutlosigkeit überwältigt mich, wenn ich daran denke: Haben sie in den letzten vier Jahren nicht genug von ihnen gepeinigt, niedergemetzelt, verfolgt? Es gibt fast keine mehr (und wieviel unsägliches Leid bedeutet das für Menschen, die gewiss mehr Recht auf Leben hatten als Ungeheuer wie Sauckel), und haben sie deswegen den Krieg gewonnen? Sind sie deswegen weitergekommen?

Ich frage mich, welche Wirkung eine solche Rede auf Leute von aussen haben mag? Wahrscheinlich einen *Teil* der Wirkung, die sie auf mich hat: Eindruck von Dummheit und Sinnlosigkeit. Aber nicht den anderen Teil: das quälende Wissen um all das Leid, das dahintersteht.

Neulich Abend eine Erzählung von Kuprin gelesen, *Gambrinus*. Geschichte eines jüdischen Musikers in Russland, geschrieben mit Milde und Unvoreingenommenheit, in der Art eines Duhamel (im *Leben der Märtyrer*) oder Roger Martin du Gard. Die Verfolgungen werden nur angedeutet. Aber für *mich* waren sie von ergreifender Wirklichkeit. Die durchdachte Kaltblütigkeit, die herzerreissende Grausamkeit dieser Methoden wird darin sehr wohl benannt. Aber es ist furchtbar. Zu denken, dass es das immer gegeben hat; und immer ohne die geringste Entschuldigung.

*

Wenn ich «Jude» schreibe, drücke ich nicht aus, was ich denke, denn für mich gibt es eine solche Unterscheidung nicht: Ich fühle mich nicht anders als die anderen Menschen, es wird mir nie gelingen, mich als Teil einer abgesonderten Menschengruppe zu betrachten, vielleicht leide ich deshalb so sehr, weil ich nichts mehr verstehe. Ich leide, weil ich die Bösartigkeit der Menschen sehe. Ich leide, weil ich sehe, wie das Böse über die Menschheit kommt; aber da ich nicht das Gefühl habe, irgendeiner religiösen, rassischen Menschengruppe anzugehören (denn das setzt immer Hochmut voraus), habe ich als Stütze nur meine Streitgespräche und meine Reaktionen, mein persönliches Gewissen. Ich erinnere mich an die Worte von Lefschetz, als wir in der Rue Claude-Bernard waren und seine Reden zugunsten des Zionismus mich empört hatten: «Ihr wisst nicht mehr, *weswegen* ihr verfolgt werdet.» Das ist wahr.

Aber das zionistische Ideal erscheint mir zu engstirnig, jede Gruppierung, die andere ausschliesst, ob es sich um den Zionismus handelt, die entsetzliche Verherrlichung des Germanismus, die wir gerade erleben, oder den Chauvinismus, enthält masslosen Hochmut. Ich kann nichts dafür, aber in solchen Gruppen würde ich mich niemals wohl fühlen.

1944

Sonntagabend, 10. Januar 1944

Werde ich es bis zum Ende schaffen? Die Frage wird beängstigend. Werden wir es bis zum Ende schaffen?

Es gibt nun zwei grosse Wege, die gleichermassen in die Gefahr und vielleicht ins Nichts führen: die Deportation, die uns noch immer droht, die Ereignisse, die zwischen jetzt und dem Ende des Krieges eintreten werden. Das, was am Schluss kommen wird, und die entsetzliche Gefahr, die davon ausgeht, ist mir klarer bewusst, seit Gérard uns davon erzählt hat.

Ich fürchte jetzt um Jean, denn sein Leben wird in Gefahr sein. Wenn wir uns nach all dem wiedersehen, wenn ich der Gefahr entgehe, die uns seit zwei Jahren bedroht, und wenn er diesem Feuersturm heil entkommt, haben wir unser Glück teuer bezahlt. Welch aussergewöhnlichen Wert wird es dann haben.

Aber wie anders wird seine Rückkehr sein, als ich es mir vorgestellt hatte. Es wird nicht an der Tür läuten. Ich werde mich nicht fragen müssen, in welchem Zimmer ich ihn empfangen soll. Werde ich hier sein? Selbst für den Fall, dass mir nichts zustösst, wo werden wir sein in dieser grossen Umwälzung, die ganz Frankreich erschüttern wird?

Heute in drei Monaten vielleicht? Das ist sehr lang, drei Monate, für Leute, die damit gelebt haben, jeden Tag die Invasion zu erwarten, ohne jede andere Grundlage als ihre Hoffnung und

falsche Gerüchte. Doch sobald man sie als etwas Sicheres ins Auge fasst, sobald man ihre Verwirklichung plötzlich voraussieht, wird es sehr kurz.

Lang, ja, furchtbar lang für jene, die leiden, für jene, die sich, wie Mme Poncey erzählt hat, in einem Konzentrationslager in der Nähe von Wien befinden und so geschwächt sind, dass sie taumeln, wenn sie von Brotstücken getroffen werden, die ihnen französische Gefangene, ihre Nachbarn, zuwerfen. Für die Deportierten, für jene, die vor Hunger sterben, für jene, die in den Gefängnissen gepeinigt werden.

Heute, bei Breynaert, hat François folgende Geschichte erzählt, die er von einem seiner Kameraden gehört hat, einem Ingenieur der SNCF in Chälons. Ein Zug mit Deportierten (Dienstflüchtigen) hält in Chälons. Die Gefangenen in einem Waggon schrauben den Boden ab und legen sich zwischen die Schienen, in der Hoffnung, so zu entkommen. Der Zug fährt weiter. Aber die Deutschen haben vorgesorgt: Alle Waggons werden abgeschlossen und plombiert, mit Ausnahme des letzten, der offen bleibt und voll bewaffneter Soldaten ist. Als der Zug weiterfährt, sehen sie die Deportierten auf den Gleisen und schießen aus vollen Gewehren (es sind Sprenggeschosse, die die Körper zerfetzen). Zwei oder drei springen auf und versuchen zu fliehen, sie schießen sie nieder. Sie schießen so lange, bis alle getroffen sind. Dann steigen sie aus dem Zug, schlagen mit den Gewehrkolben auf die Verletzten ein, um sie zum Aufstehen zu zwingen, schießen wieder und werfen schliesslich Leichen, Sterbende und Verletzte übereinander in den Wagen; der Zug fährt weiter. Und zwölf Tote, von denen man nichts erfahren wird.

Das ist grauenvoll. Der Tod hagelt von allen Seiten nur so herab, blindlings ausgeteilt von dieser Rasse, die wütet, weil

nicht alle ihre Vorstellung von der herrschenden Rasse akzeptiert haben.

*

Ich konnte nicht mehr musizieren, weil ich plötzlich auf durchdringende Weise das Unglück spürte, das uns zustossen könnte. Zum Beispiel, Denise in einem Deportationswaggon, dieser Gedanke war unerträglich. Ich war beinahe wütend auf sie, weil ich mir sagte: Sie ist sich darüber nicht im Klaren, sie ist sich der Gefahr nicht bewusst, das ist ein Verbrechen. Sie müsste sich sofort verstecken. Wenn wir auf die Warnung warten, ist es vielleicht zu spät. Warum bleiben wir hier, bei so einem Risiko?

Freitag, bei Mme Milhaud, haben wir über die Frage diskutiert. Sie sagte: Später, falls das Unglück geschieht, werden wir nicht verstehen, wieso wir hierbleiben konnten, wenn wir die Möglichkeit hatten, uns zu entziehen, wir werden denken, dass wir verückt waren. Wahrscheinlich spielt ein Mangel an Bewusstsein mit. Aber ich habe dieses Bewusstsein, und deshalb bin ich so gequält.

*

Dienstagabend, 11. Januar 1944

Heute Nachmittag habe ich einmal mehr, aber in all seinen Einzelheiten, den Prozess durchlebt, der darin besteht, wieder in die grauenvolle Wirklichkeit einzutauchen.

Gestern glaubte ich, ich hätte einen Rettungsanker gefunden: André Boutelleau ist in die Bibliothek gekommen, um zwei Stunden lang zu plaudern und mir die Übersetzung der *Defence of Poetry* anzubieten, über die ich andeutungsweise zu ihm gesprochen hatte. Das gab mir plötzlich ein Ziel, das näher lag und greifbarer war als meine Dissertation. Es war wirklich ein Rettungsanker, denn seit einiger Zeit ertrinke ich buchstäblich. Diese Unterhal-

tung hatte mir wieder ein wenig Vertrauen gegeben, ich war wieder ein wenig das geworden, was ich vor drei Jahren war, als ich voller Begeisterung das Erwachen meiner literarischen Sensibilität spürte, als mir alles neu und wundervoll schien, jene Zeit, die mit Jeans Fortgehen zu Ende war, damals, als ich mein Zertifikat in englischer Literatur ablegte und als ich meine Diplomprüfung vorbereitete und ablegte.

Jetzt sehe ich sehr wohl, dass meine gestrige Freude etwas leicht Gezwungenes hatte, denn sie kann nicht mehr sein, was sie gewesen ist. Früher war es ein natürliches Hervorströmen, ein ständiges Brodeln. Jetzt spüre ich, dass ich in Widerspruch zur Wirklichkeit trete; ich kämpfe, um sie mir zu bewahren, weil sie mir wohl unentbehrlich ist, damit ich nicht völlig aus dem Gleichgewicht komme. Die greifbare Form, unter der sich diese Geistesverfassung zeigt, ist zum Beispiel meine Gewissheit, dass es für mich zwei Welten gibt und dass ich die eine nicht in die andere integrieren kann, dass André Boutelleau die Welt des Elends und des Leids, die ich kennengelernt habe, nicht betreten kann und nicht betreten will, und dass ich gezwungen sein werde, bei all dem nur einen Teil von mir zu geben. Das Eigentliche meines Wesens ist jedoch die Einheit des Geistes, *single-mindedness*.

Ich war also wieder ein bisschen ins Gleichgewicht gekommen, aber so wie ein Kranker, der gesund werden will. Aber der Beweis dafür, dass dieses Gleichgewicht künstlich, erzwungen, unsicher war, ist die Tatsache, dass ein Schlag genügte, um es zu zerstören. Als ich nach Neuilly kam, sagte mir Jeanine, Mme Schouker habe soeben einen Anruf mit der Mitteilung erhalten, ihr Sohn (n Jahre), den sie in Bordeaux in Sicherheit glaubte, sei verhaftet worden.

Das hat gereicht, um mich wieder in die Wirklichkeit einzutau-

chen. Ich wurde ein Gefühl seelischen Unbehagens nicht mehr los.

Den restlichen Abend habe ich bei der Mutter von Mme Schwartz verbracht. Unter anderem habe ich folgende Dinge erfahren:

– Die Verhaftung einer jungen Frau, die ich bei ihr gesehen hatte: Mme Carcassonne, mit ihrem Mann und ihrem elfjährigen Sohn. Ein schwaches Kind (ich glaube sogar anomal). Man hat um halb zwei in der Nacht geläutet, er hat versucht über die Dienstbotentreppe zu entkommen, man hat ihn geschlagen. Unten ist sie auf die Knie gefallen und hat gefleht, man möge ihr Kind *nicht mitnehmen* (man muss schon eine recht klare Vorstellung haben von dem, was einen erwartet, damit man darum fleht, sein Kind *im Stich lassen* zu dürfen). Abgelehnt. Unten mussten sie dann eine Stunde in einem Wagen warten, während die anderen wieder hinaufgingen und die Wohnung plünderten und ausraubten. Damit wird der Boulevard de la Gare versorgt. Sie sind alle drei deportiert worden.

– Die Schwester einer anderen Dame, die ich bei ihr gesehen habe (später ebenfalls verhaftet), verhaftet mit einem 8 Monate alten Baby und einem Vierjährigen. Mme Schwartz sagte zu mir: «Was tut man mit einem 8 Monate alten Baby, hier fuhr sie es spazieren, legte es schlafen...» Solche Worte lassen einen alles mit alpträumhafter Genauigkeit begreifen.

– Am Boulevard de la Gare *gibt es Abteilungen für alles*, Mobiliar, Kleidung, Kurzwaren, Goldschmuck. Lauter Dinge, die aus den Wohnungen von Leuten geraubt wurden, die man festgenommen und deportiert hat, und man lässt sie dort von den Internierten selbst in Kisten verpacken. Die Kisten werden sofort nach Deutschland verschickt.

Donnerstag, 13. Januar

Heute Abend komme ich nach Hause, erdrückt von dem vollen Wissen um die Wirklichkeit. Es gibt Augenblicke, in denen wird mir alles voll und ganz bewusst, und dann scheint mir, dass ich mich abkämpfe in einem Ozean unter einem schwarzen Himmel, ohne einen Funken Licht. Dieses Gefühl hatte ich sehr oft (ich erinnere mich, damals, bei den Kinder-Razzien im letzten Februar). Aber jetzt kommt es ständig wieder, ich glaube, das ist der normale, wirkliche Zustand, das heisst, die Wirklichkeit so, wie sie ist, und der Zustand, in dem ich ständig sein sollte, wenn mir alles ständig bewusst wäre.

Und was hat diese neue Krise ausgelöst? Bloss eine Reihe von Tatsachen, die mein Kopf aufgesammelt hat, Tatsachen unter Tausenden. Heute Morgen zum Beispiel bin ich an die Sorbonne gegangen; ich wollte mit Josette sprechen, wegen meiner Übersetzung. (Wenn man sich vorstellt, dass ich gestern Abend beim Lesen von Shelley hungerissen war, auch dieses Ich existiert, es ist genauso wahr und tief wie das andere, aber hat es ein *Recht* zu existieren?) Der Concierge am Institut ist zu mir gekommen und hat gefragt, ob «man keine Unannehmlichkeiten hätte», immer das Gleiche, «man» habe ihm geraten, die Studenten meiner Art zu warnen, sie sollten vorsichtig sein. Was soll ich darauf antworten? Ich weiss das alles sehr wohl; ich halte eine Verhaftung für durchaus möglich; ich verstehe sogar sehr gut, dass er mir das sagt. Aber es ist so zermürend, jetzt, nach zwei Jahren.

Anschliessend wandte sich das Gespräch dem allgemeinen Tagesgeschehen zu. Er erzählte mir, ein Italienischstudent sei neulich zu ihm gekommen und habe gesagt: «Monsieur, ich habe etwas Furchtbares gesehen!» «Das wundert mich überhaupt nicht, alles ist heutzutage furchtbar», gab A. zur Antwort. «Ich habe ei-

nen deutschen Lastwagen voller Leichen gesehen, die nicht einmal zugedeckt waren.»

Sicher Erschossene, von denen niemand etwas erfahren wird.

Hinterher war ich eine Stunde lang in Cazamians Vorlesung über Walter Scott. Eine kurze Atempause. Von dort bin ich zu den Enfants-Malades gegangen, um meine drei Schützlinge zu besuchen. Mme P. berichtete mir von ihren blutrünstigen Racheplänen gegen die Feiglinge und die Widerlinge, die andere denunzieren und die Wohnungen der Verhafteten ausplündern (sie kennt eine Concierge dieser Gattung).

Nach dem Mittagessen bin ich nach Neuilly gefahren, um zwei Kinder abzuholen und sie in die Julien-Lacroix zu bringen.

Der kleine Schouker ist in Bordeaux während einer allgemeinen Razzia verhaftet worden: Man hat alle Juden von Bordeaux verhaftet, um halb zwei in der Früh. Jetzt warten sie darauf, dass er in Drancy eintrifft, um seine Freilassung zu erwirken. Elf Jahre alt, ganz allein, um halb zwei in der Früh verhaftet! Der war bestimmt gefährlich für die Sicherheit des Reichs!

Vor vierzehn Tagen wollte man den Grossrabbiner von Bordeaux verhaften. Weil er nicht da war, hat man als Repressalie alle Greise und Kranken im Hospiz verhaftet. Die Leiterin der UGIF, Mile Ferreyra (ich sah ihren Namen immer, als ich in der Abteilung für die Internierten arbeitete), hat sich umgebracht.

In Neuilly ist ein vierjähriger Junge angekommen, von dem man nichts weiss, ausser seinem Namen, und der gestern einem «freigelassenen» türkischen Paar für das Hospiz in die Arme gedrückt worden war. Er ist allerliebste, hüpfte überall umher, kann jedoch nichts über Drancy sagen.

Mme Bayer getroffen, die mir gesagt hat, man habe in ihrer

Nachbarschaft algerische Familien verhaftet und die französischen Gendarmen hätten *die Kinder aus der Schule geholt*; sie hätten die Mütter und die Verwandten bewacht, während sie die Kinder aus den Schulen holten.

Ich denke an die Familie von Dr. Seidengart: Grosseltern, Schwiegertochter und Enkelin von 4 Jahren, die nebenan wohnten, Vater Kriegsgefangener. Eines Tages kommen sie, um die Familie zu verhaften. Die junge Frau verschwand, man weiss nicht, was aus ihr geworden ist, der Grossvater wurde deportiert. Dann die Grossmutter mit der Enkelin. Wenn der Vater zurückkommt, muss er dann nicht verrückt werden?

Deloncle ist tot, es heisst, von der Gestapo ermordet, die momentan mit allen abrechnet, die am Anfang zu sehr in ihre Geschichten verwickelt waren.

*

17.1.44

In Neuilly haben wir einen kleinen Jungen, von dem niemand weiss, wo er herkommt, er wurde aus Drancy freigelassenen Türken in die Arme gedrückt – er ist süss; er umarmt einen ununterbrochen. Er ist 4 Jahre alt und wirkt sehr pfiffig. Er ist sehr gut erzogen; neulich kam er zu einer der Pflegemütter: «Mademoiselle, wenn es Ihnen nichts ausmacht, könnten Sie bitte mein Zimmer richten?» Offenbar weint er am Abend beim Zubettgehen und ruft nach seiner Mutter. Wo ist sie? im Lager, deportiert? Niemand weiss es.

Wie viele solche kleinen Kinder gibt es, die nach ihrer Mutter rufen und die nicht einmal ein Neuilly haben?

Am Institut kam Nicole aufgelöst daher. Jean-Paul hat ihr geschrieben, dass er bald fortgeht, wieder einmal, sie wird furchtbare Tage durchleben. Ich spüre, für sie bedeutete das ihre ganze Welt; und wahrscheinlich war das auch der Grund dafür, dass sie

sich der Dinge nicht ganz bewusst wurde, auf jeden Fall, dass ich mich fragte, wenn ich eine meiner Krisen völliger Verstörung hatte, ob ich nicht verrückt sei, denn alle anderen wirkten ruhig, oder ob ich nicht die Cassandra spielte. Sie sagt: «Das ist die schlimmste aller Katastrophen für ihn und für mich.» Auch ich habe das durchgemacht, aber nicht auf dieselbe Art: Ich erkannte es erst nach einem langen Schweigen. Was kann ich für die beiden tun?

Gérard sagt, man soll nicht fortgehen.

André Bay gesehen, sehr nett, *introduced* mit M. Catin und Marie-Louise Reuge.

Dienstag, 18.

Ich hatte diese Woche einen einzigen freien Vormittag: ich wagte nicht einmal, etwas damit anzufangen, es war zu schön. Um neun Uhr bringt mir die Post ein SOS von den Leuten aus Bordeaux. Ich bin den ganzen Tag unterwegs gewesen, doch es hat nicht viel gebracht. Die Eltern wollen nicht, dass ich hinfahre. Rochefort, Denis, Lamarck usw.

Odile Varlot wurde vor zwei Monaten verhaftet, als sie Kindern, die von ihr in einem Kloster versteckt worden waren, Kleider bringen wollte; denunziert, wahrscheinlich deportiert in Sommerkleidung, in Sandalen (Nizza).

Samstag, 22. Januar

Wieder Gerüchte von Razzien, heute Nacht hat es welche gegeben. Mme Pesson hat Mama gewarnt.

Papa sagt, wir müssten daran denken, nicht länger hierzubleiben. Ich habe immer Angst, dass es schon zu spät ist. Wenn sie läuten, was sollen wir dann tun? Nicht aufmachen: sie werden die Tür einschlagen.

Aufmachen und die Karte vorweisen: die Chancen stehen eins zu hundert.

Zu entweichen versuchen: wenn sie hinter dem Dienstboteneingang stehen? schnell die Betten machen, damit sie nicht sehen, dass wir gerade fort sind; dort oben die Kälte, die Reaktion und der Gedanke an den nächsten Tag, ab dem wir das Leben von Gehetzten führen müssen. Ich habe mein Zuhause noch nie verlassen. Man öffnet, Aufforderung, sich fertigzumachen, fieberhaftes Ankleiden in der Nacht, kein Rucksack, was mitnehmen? Das Gefühl der Katastrophe, die das bedeutet, des völligen Umschlags, keine Zeit zum Überlegen. Alles, was man zurücklässt, der Wagen, der unten wartet, das Lager, das Zusammentreffen mit all den anderen, die man nicht wiedererkennt.

Wird das eintreten oder nicht?

*

Mittwoch, 24. Januar 1944

Eine Lawine von Neuigkeiten, von Dingen, die getan werden müssen, und ein bitteres Eintauchen in die Untiefen.

Gestern Morgen habe ich den kleinen Gérard zu Mme Carp, gebracht. Er wollte nicht weg von mir: «Sie bleiben doch bei mir? Sie essen doch mit mir?» mit seiner flehenden und zärtlichen Stimme. Zum Glück hat er Mme C. sofort liebgewonnen. (Das sind Leute, die wahre Nächstenliebe kennen, Einfachheit. Als ich ihnen das am Morgen sagte, hat er geantwortet: «Ach wo! Es müsste nur ein paar mehr geben.») Wenn man sich vorstellt, dass die eine Hälfte der Menschheit Böses *treibt* und ein ganz kleiner Teil versucht, es wiedergutzumachen!

Den ganzen Nachmittag hatte ich wie durch ein Wunder frei. Ich wollte mit Denise musizieren. (Aber das wäre unmöglich gewesen, weil wir die Frage der Gefahr, der sie sich aussetzt, zur Sprache gebracht haben, ich mit Absicht, obwohl ich genau wusste, dass sie böse auf mich sein würde, oder vielleicht gekränkt

wegen meiner Einmischung, doch etwas drängte mich, sagte mir, ich sollte meine *feelings* vergessen – aber die Stimmung war völlig verdorben.) Ich habe gesagt, *as a joke*: «Bestimmt kriege ich noch irgendetwas zu tun.»

Um zwei Uhr ist die Älteste der Biéders gekommen, natürlich sind sie in panischer Angst, eine Frau allein mit acht Kindern, um sich ein wenig Luft zu verschaffen, wollte sie wenigstens vier davon weggeben, nun hatte ich also etwas zu tun. Ich bin zu ihnen nach Hause gegangen, mit dem Mädchen, das dumm ist, dann zu Marie M., immer hilfsbereit (noch eine aus dieser Elite), dann zu Mme B., wo ich Mme Milhaud nicht antraf.

Die Robert Neveux⁴ waren zum Abendessen da. Sie haben von Jean erzählt, ihrem Bruder, der auf Heimaturlaub gekommen ist, in blitzender deutscher Uniform, und der im Knopfloch Croix de guerre und Eisernes Kreuz trägt! Welche Gewissens Verwirrung! Das bringt mich um den Verstand, weil ich nicht fassen kann, wie es gelingt, aus freien Männern, die eine Seele und ein Gewissen haben, und Urteilsvermögen, Fanatiker und Automaten zu machen. Was man mit Jean Neveux gemacht hat, ist im Kleinen das, was der Nazismus mit den Deutschen gemacht hat.

Heute Morgen, als ich aufstand, Rohrpost von Danielles Grossmutter. Deshalb bin ich den ganzen Vormittag unterwegs gewesen. Ich muss ein paar Vorkommnisse aufschreiben, solche, die niemals vergessen werden dürfen. Mme W. hat mir erzählt: In ihrer Nachbarschaft wurde eine alte Frau verhaftet, die ein amputiertes Bein hat, dessen Wunde nicht heilt, weil sie zuckerkrank ist. Beim ersten Mal hat der Inspektor sie dagelassen, als er ihren Zustand sah. Am übernächsten Tag hat man sie auf einer Tragbahre abgeholt, um sie im Hôpital Rothschild zu internieren.

Das Hôpital Rothschild ist jedoch überfüllt; und da die anderen Krankenhäuser nicht das Recht haben, Kranke unseres Schlags aufzunehmen... Saint-Joseph musste dieser Tage eine gelähmte Frau, die dort untergekommen war, nach Hause schicken, und die «Juden» haben kein Recht auf einen Rettungswagen, so wie sie auch nicht das Recht haben, sich in einem deutschen Büro hinzusetzen. Eine gebrechliche alte Dame, die mit ihrer Krankenpflegerin dieser Tage auf die Kommandantur bestellt worden war, wurde mit den Worten empfangen: «Sie (die Krankenpflegerin), nehmen Sie Platz – die Jüdin, stehenbleiben!» (zwei Stunden lang).

Hat man das Recht, Menschen wie Tiere zu behandeln? Soweit ist es mit uns gekommen, zweitausend Jahre nach der Ankunft Christi.

Selbst *private* Sanatorien müssen jetzt Juden abweisen. Denise hatte sich für die Geburt des Babys in der Rue Narcisse-Diaz angemeldet. Gestern kam die Dame und brachte ihr (weinend) das Geld zurück. Was tun? Und wer weiss all diese Dinge? Ich muss das erzählen. Aber wer es nicht erlebt hat, selbst meine Freunde, selbst die Léautés, denen ich es erzählen werde, begreift es nicht. *Uns* werden sie bedauern, aber die Tragweite dieser Sache und ihre Folgen werden sie nicht begreifen.

Andere Geschichte: Mme Biéder erzählt mir heute Vormittag, dass ihre Tochter ein bedrucktes Tuch verloren hatte, an dem sie sehr hing, weil es ein Geschenk ihres Vaters war. Neulich sah sie es auf dem Rücken eines Mädchens aus dem Viertel (Porte Saint-Denis). Sie fragt, ob sie es nicht zufällig gefunden habe. Die andere sagt ihr: «Nein, eure Concierge hat es mir gegeben, es stammt von ihrer Schwägerin, die vor Kurzem gestorben ist, und da sie es nicht tragen kann, weil sie in Trauer ist, hat sie es mir gegeben.» Die Concierge hat es im Treppenhaus aufgelesen (sie

hat nie Trauer getragen). Kann man so ruchlos sein, eine Familie mit acht Kindern zu berauben, deren Vater deportiert ist und die sich mit Müh und Not durchschlägt? Der Gedanke daran verursachte mir seelische Übelkeit. Die arme Mme Biéder muss ihr ständig etwas geben (Wein, Kartoffeln, und sie essen seit einem Monat nur Salzkartoffeln), damit sie nicht von ihr denunziert wird. Sie ist in ihrer Hand.

*

Montag, 31. Januar 1944

Gestern ist Georges zum Mittagessen gekommen, wie gewöhnlich. Ich hatte Raphaël und Dédé aus Neuilly mitgebracht. Während sie im Salon spielten, wurde mir plötzlich bewusst (diese inzwischen so vertraute Bewusstheit), dass Georges den Eltern schlechte Neuigkeiten erzählte. Ich trat ein wenig näher. Ich hatte mich nicht getäuscht:

Suzanne ist ganz allein, sie hat nichts (nicht einmal ihre Handtasche); Marianne, Édith, die Frau von François, und die alte Mme Horace Weill sind festgenommen worden; Emmeline war zum Glück nicht da, Jean-Paul auch nicht; der kleine Bernard ist ebenfalls gerettet worden.

Ich spürte einen Stich im Herzen, man bekommt zur Zeit nur Neuigkeiten dieser Art zu hören. Aber wenn es sich um eigene Angehörige handelt, ist der Schmerz von anderer Art. Das grauenvolle Räderwerk dreht sich unaufhörlich weiter, dreht sich und reisst alle mit. Seine Klaue packt mal Unbekannte, mal Nahestehende und schafft überall eine Welt voll Leid und Sorgen, aus der es kein Entrinnen gibt.

Diese Familie W.-R., ein Fall unter Tausenden. Denn jeder kann von ähnlichen Fällen erzählen: François, gefallen im Juni 1940, Sturmpanzeroffizier, tödlich verwundet durch einen Granatsplitter in der Lunge, als er den Befehl gab, seine Tanks zu

verbrennen, damit der Feind sie nicht erbeutet. Ich habe das nie begreifen können; und die Wunde, die sein Tod in der Familie geschlagen hat, ist nie geheilt. Er hinterliess ein zweijähriges Kind, Bernard, und seine Frau, die niemand richtig kannte, eine Litauerin. Die Grossmutter von François hat den Kleinen fast ganz übernommen.

August 41. Bei der ersten Razzia unter Anwälten wird Maurice, der Vater von François, verhaftet. Nach einem Jahr in Drancy wird er in einem so erbärmlichen Gesundheitszustand deportiert, dass es beinahe sicher ist, dass er nicht zurückkommt.

Dezember 41. Georges und Robert, die beiden Brüder von Suzanne, verhaftet. Nach hundert Tagen in Compiègne, freigelassen. Robert ist vor drei Monaten gestorben, höchstwahrscheinlich an den Folgen von Compiègne.

Nach der Deportation von Maurice geht Suzanne zu ihren Kindern in die freie Zone. Und jetzt... ihre Tochter Marianne, ihre Schwiegermutter und ihre Schwiegertochter deportiert.

*

Vor gar nicht langer Zeit zitierte ich, aus literarischem Interesse, den Satz aus einem russischen Stück, den ich in *Das Duell* gefunden hatte: «Wir werden uns ausruhen, Onkel Vanja, wir werden uns ausruhen.» Gemeint war der Schlaf im Grabe. Doch immer häufiger sage ich mir, dass nur die Toten dieser aufreibenden Verfolgung entgehen; wenn ich jetzt vom Tod eines Israeliten höre, denke ich unwillkürlich: «Jetzt ist er vor den Deutschen sicher.» Ist das nicht schrecklich? Wir weinen fast nicht mehr um die Toten.

Dieses Leben ist so aufreibend und das Leben eines Menschen so wenig wert, dass man einfach gezwungen ist, sich zu fragen, ob es nicht noch etwas anderes gibt als das Leben.

Keine Doktrin, kein Dogma können bewirken, dass ich wirklich an das Jenseits glaube: dem Anblick dieses Lebens hier wird das vielleicht gelingen.

Ich möchte es nicht, denn das würde bedeuten, ich habe keine Freude mehr am Leben. Sicher gibt es ein gutes Leben, gibt es Glück in anderen Teilen des Globus, und in der Zukunft aufgespart, für mich, wenn ich am Leben bleibe, für die anderen ganz gewiss. Aber niemals wird das Gefühl dafür erlöschen, wie wenig das Leben wert ist, und schon gar nicht das Gefühl für das Böse, das im Menschen steckt, für die ungeheure Macht, die das böse Prinzip erlangen kann, sobald es geweckt ist.

31. Januar 1944

Françoise ist gestern gekommen, um mir die Antwort für Danielle zu bringen. Sie hat mir erzählt, ein Freund von ihnen, der gegenüber der Gestapo hier (Place des Saussaies) arbeitete, war gezwungen umzuziehen, denn er konnte es nicht mehr ertragen, den ganzen Tag die Schreie zu hören. Man treibt den Beschuldigten Gegenstände unter die Fingernägel, damit sie gestehen, man verhört sie elf Stunden ohne Unterbrechung, dann dürfen sie sich «ausruhen», unter Aufsicht eines riesigen Polizeihundes, der bereit ist, einem an die Gurgel zu springen, wenn man auch nur Anstalten macht, sein Taschentuch hervorzuziehen.

Was geschieht in den Gefängnissen? Auch diese Menschen werden viel zu erzählen haben.

Dienstag, 1. Februar

Gestern Vormittag Doudou aus dem Krankenhaus abgeholt. Seine Krankenschwestern und die Kinder wollten ihn nicht gehenlassen.

Hinterher Besuch bei Mme Weill. Sie ist in einem trostlosen

nervlichen Zustand. Schwierigkeiten wegen der Kleinen. Sorgen des heutigen Lebens.

Ich merke mir Folgendes: Pierre hat in dem Internat, wo er zur Zeit ist, einen alten Lehrer, dem man Geschenke bringen muss, damit man gut angeschrieben ist. Vor der ganzen Klasse, nach irgendeiner Rüge, hat er Pierre angeherrscht: «Sie wären auch besser aufgehoben bei ihren Glaubensgenossen in der Nähe von Le Bourget!»

Es zerreisst einem das Herz. Wenn man weiss, was für grauenhafte Dinge diese Anspielung mit einschliesst, wenn man weiss, was Drancy ist.

Natürlich haben ihn die Schulkameraden sofort gefragt, was er denn sei. Kann man ein Kind zwingen zu lügen? Wie soll er sich danach in diesem verworrenen Geflecht zurechtfinden? Zu zweit, «unter dem Siegel der Verschwiegenheit», hat er gestanden, was er ist.

Jetzt, das ist neu, wenn ich einen Deutschen oder eine Deutsche sehe, steigt, wie ich zu meiner Verblüffung gemerkt habe, plötzlich Wut in mir auf, ich könnte sie schlagen. Sie sind für mich zu denjenigen geworden, die das Böse tun, dem ich in jeder Minute begegne. Früher habe ich sie nicht so gesehen, ich sah sie als blinde Automaten, abgestumpft und beschränkt, aber nicht verantwortlich für ihr Handeln, vielleicht hatte ich recht? Jetzt sehe ich sie mit den Augen des einfachen Mannes, mit einer instinktiven, primitiven Reaktion – kenne ich den Hass?

Warum sollte ich dieser primitiven Haltung nicht nachgeben? Warum versuchen zu argumentieren, klar zu sehen in den Gründen und Ursachen der jeweiligen Verantwortlichkeit, da sie es nicht tun? Ist das eine Frage, die man sich stellen kann? Wenn man durch eine bewusste Anstrengung die Reaktion des Hasses unterdrückt, wird es einem dann gelingen, all das Böse wiedergutzumachen, das begangen wurde?

Werden sie etwas anderes als das Gesetz der Vergeltung verstehen? Das Problem ist beängstigend.

Gestern, elfter Jahrestag von Hitlers Machtergreifung! Elf Jahre, das wissen wir jetzt, eines Regimes, dessen wichtigste Gehilfen das Konzentrationslager und die Gestapo sind. Wer kann so etwas bewundern?

Ich habe heute Nacht kaum geschlafen; gestern Abend, als ich nach Hause kam, hat Papa seinen Entschluss verkündet, nicht länger hier zu schlafen. Zwischen Papa, der jetzt eine Entscheidung getroffen hat, die seit vielen Tagen Gestalt annimmt und durch die Tatsachen sicher gerechtfertigt ist, und Mama, die es in ihrem Zustand der Erschöpfung nicht ertragen wird, bin ich gespalten. Wer wird am Ende recht haben? Papa, der die Tatsachen sieht, oder Mama, die ihrem Gefühl folgt? Ist Mama sich der Dinge nicht bewusst und Papa bewusst? Wer weiss. Die Wahrheit ist, dass alle Sorgen und die Mühe dieses Lebens auf Mama lasten werden, immer auf der Frau. Mama hat vor dem Abendessen einen Weinkrampf bekommen, als wäre ihre Kraft plötzlich gebrochen; es stimmt, seit Monaten erträgt sie alles für uns und hat nicht das Recht, sich gehenzulassen. Sie ist ungeheuer angespannt. Mein Gott! Was wird aus all dem werden?

Auch das bisschen Familienleben, das noch übrig war, opfern. Unsere gemeinsamen Abende. Andererseits, muss das nicht abgewogen werden gegen die Bedrohung, falls diese Bedrohung echt ist? Papa hat bereits erfahren, was es bedeutet: ich verstehe seinen Entschluss. Aber ich verstehe auch Mamas furchtbaren Überdross.

Freitagabend, 4. Februar 1944

Diesmal wird der Sturm losbrechen. Die Eiterbeule schwoll seit Anfang der Woche. Zu Mittag erhielten wir einen Besuch, der uns «ratlos» machte, eine Frau, die Mlle D. geschickt hatte, um uns

zu warnen. Es ging um eine Hochzeitsgeschichte, die uns völlig verwirrte und an eine Schwindelei glauben liess. Wir haben uns den Kopf zerbrochen, und ich bedauerte, keine detektivische Begabung zu haben.

Aber es stimmte. Als ich nach Hause kam, traf ich Papa im Treppenhaus. Er hatte Besuch von N. erhalten, der ihm gesagt hat: «Alarm, drei Tage lang.»

Ich kam gerade von Nadine. Wieder sind die Stunden unterbrochen. Der Pianist, der mit uns im Ensemble spielte, ist am Montag mit seiner Schwester verhaftet worden, und wahrscheinlich schon deportiert. Denunzierung. Mme Jourdan hat mit Nadine eine Beethoven-Sonate gespielt. Plötzlich, während des Adagios, hat mich die Grausamkeit, die wahnsinnige Ungerechtigkeit dieser neuen Verhaftung, unter tausend, zehntausend anderen, ins Herz getroffen. Ein künstlerisch so begabter Junge, fähig, der Welt durch seine Kunst so reine Freuden zu verschaffen, durch diese Kunst, die menschliche Bosheit nicht kennt, und auf der anderen Seite die Rohheit, die Materie, die vom Geist nichts weiss. Wie viele Seelen, die unendlich wertvoll waren, Begabungen besaßen, vor denen sich andere Menschen hätten verneigen müssen, sind auf diese Weise zermalmt, zerbrochen worden durch die germanische Rohheit? Genau so wie eine kostbare Geige, voll schlummernder Möglichkeiten, fähig, die allertiefsten und reinsten Gefühle zu wecken, durch rohe Gewalt zerbrochen wird, Frevel. All diese Leute, die die Boches verhaftet, deportiert, erschossen haben, waren zehntausendmal wertvoller als sie. Was für ein Ruin! Was für ein Triumph des Bösen über das Gute, des Hässlichen über das Schöne, der Gewalt über die Harmonie, der Materie über den Geist! Seelen wie die von Françoise, die eine ganze Welt waren und die so rein und voll wunderbarer Fähigkeiten waren, verschlungen von diesem Räderwerk des Bösen.

Schliessen wir die Augen. Vergessen wir, was ist, und fragen wir: «Können Sie sich vorstellen, dass schlechte Menschen fähig sind, eine grosse Menge unschuldiger Menschen umzubringen, millionenfach, so wie es hier mit den Juden geschehen ist, zum Beispiel, anderswo mit anderen grossen Mengen von Menschen?» Denn, in nackten Worten ausgedrückt, das ist die Frage im Gewissen jedes anständigen Menschen, das ist es, was man getan hat, was die Deutschen getan haben.

Und ich glaube immer noch an die Überlegenheit des Guten über das Böse. In diesem Augenblick widerspricht alles meinem Glauben. Bemüht alles sich, mir zu beweisen, dass die wahre Überlegenheit, die wirkliche, konkrete, die der Gewalt ist. Der Geist aber verneint die Tatsachen. Woher kommt dieser unausrottbare Glaube? Es ist ja nicht bloss Tradition.

Dieser arme Jean Marx. Wie wird er das ertragen? Ich spüre, ohne dafür Gründe nennen zu können, dass Künstler hundertmal mehr leiden als normale Tatmenschen. Denn es ist eine vollständige Entwurzelung aus der Welt des Ideals, in der sie lebten. Und dann bebt ihr Feingefühl beim kleinsten Kratzer.

Und Jean-Paul, der heute angekommen ist!

Auch diesmal ist ein Zeitabschnitt zu Ende. Wir werden uns an ein Wanderleben, ein Zigeunerleben gewöhnen müssen. Hier hört mein «offizielles Leben» auf.

Montag, 14. Februar 1944

Schwab, Marianne, Gilbert.

Vor über acht Tagen habe ich aufgehört, dieses Tagebuch zu schreiben, weil ich mich gefragt habe, ob ich an einem Wendepunkt meines äusseren Lebens angekommen war. Nichts ist bisher geschehen. Ich schlafe weiterhin bei Andrée, die Eltern bei

den L.s. Jeden Abend, wenn wir fortgehen, liegt eine kleine Diskussion in der Luft; völlig sinnlos, denn wir haben den Fall bereits erörtert und sind über den Punkt der Diskussion hinaus. Wir wissen, dass niemand absolut recht haben kann, und wir dürfen uns Papa nicht widersetzen, der das schon durchgemacht hat. Es ist bloss die Müdigkeit, die Versuchung, den Abend zu Hause zu verbringen, in unseren eigenen Betten zu schlafen, die einen Widerstand aufkommen lässt, der bereits erörtert und aus freien Stücken verworfen wurde.

Diese Woche kam eine Nachricht von Marianne, die um warme Kleidung bittet. Sie sind in Drancy. Wir haben ein Paket mit Kleidung von uns gemacht; ich habe ihr eine kleine Nähschachtel gebastelt, so wie ich sie gerne haben würde. Es gibt viele kleine Details im Leben eines Deportierten, die ich mir vorstellen kann. Am Donnerstag gab es einen Transport mit fünfzehnhundert. Vielleicht waren sie schon dabei.

Gilberts Mutter ist in Grenoble verhaftet worden. Das ist der Schlusspunkt unter ein Leben voller Leid: Verlust ihres Vermögens, plötzlicher Tod ihres Mannes, gefolgt, ein Jahr später, vom Tod ihres Sohnes Yves innerhalb weniger Stunden, mit 18 Jahren. Sie war einzig und allein wegen ihrer alten Schwiegermutter in Grenoble geblieben, die nicht festgenommen wurde.

Georges hat gestern die Geschichte einer alten Dame von 80 Jahren erzählt, die mit ihrem Mann bei den Razzien in Troyes verhaftet wurde. Ihr Sohn machte sich Sorgen, weil er keine Nachricht von ihr hatte. Man hat ihn im Hospiz, im Krankenhaus suchen lassen. Schliesslich sagte man ihm, dass sie im Leichenschauhaus war. Sie ist in Drancy gestorben, und man hat sie ins Leichenschauhaus gebracht, *ohne ein Hemd* oder *ein Tuch* auf dem Leib, man hatte ihr also die Kleider genommen, die sie bei ihrer Verhaftung trug. Mama rief aus: «Man müsste diese Dinge

wirklich aufschreiben, um sich später daran zu erinnern.» Weiss sie, dass ich es mache und dass ich versuche, so wenig wie möglich zu vergessen?

Während des Alarms neulich sind dreissig Personen mit Stern verhaftet, nach Drancy gebracht und deportiert worden, nur weil sie auf der Strasse waren (sicherlich zum Vergnügen) – der Rabbiner Sachs kam von einem Begräbnis. Ein anderer, der in der Station Cité hinausgeworfen worden war (gewiss kein «Schutzraum») und von einer Feier in der Kirche kam, zum Gedenken an seinen Sohn, der im Krieg gefallen ist, wurde von der deutschen Polizei festgenommen. Die «Arier» bekommen eine Strafe von fünfzehn Franc, die anderen werden deportiert.

Dienstag, 15. Februar 1944

Heute Vormittag in Neuilly habe ich Mme Kahn gesehen, die acht Tage in Drancy verbracht hat. Sie war in Orly verhaftet und, als Mitglied des Personals, am Tag vor der letzten Deportation freigelassen worden. Von ihr habe ich Einzelheiten gehört, die wir nur noch von denjenigen erfahren können, die aus der Deportation zurückkommen werden. Sie ist sozusagen bis an die äusserste Grenze gegangen. Danach kommt das Unbekannte, das Geheimnis der Deportierten.

In Drancy selbst ist das Leben erträglich. Acht Tage lang hat sie keinen Hunger gelitten. Was ich hören wollte, waren Einzelheiten über den Abtransport. Ich kenne Drancy, ich war im vergangenen Jahr zweimal vierzehn Tage lang jeden Tag dort; ich kann mir das Leben vorstellen, das man dort führt. Ich sehe die grossen Fensterscheiben der Gebäude noch vor mir, und die Gesichter, die sich an die Fensterscheiben pressten, diese eingeschlossenen Menschen, die untätig waren oder das bisschen Es-

sen, das sie hatten, zusammentrugen und auf ihren Betten assen, zu jeder beliebigen Uhrzeit. Genau gegenüber von der PJ befand sich die Familie Klotz, eine in Tours verhaftete Familie, Vater, Mutter, Sohn und zwei Töchter, die Mutter, eine schöne, vornehme Frau mit weissem Haar. Das ist es, was ich erzählen möchte, doch wer bin ich, um das zu erzählen, neben denen, die dort gewesen sind und dort gelitten haben?

Ich habe nach genauen Einzelheiten gefragt, ein oder zwei Tage vor dem Abtransport tut man sich zu einer Zimmergemeinschaft zusammen, die dem Waggon entspricht, sechzig Personen, Männer und Frauen gemischt (bis Metz wahrscheinlich trennt man die Familien nicht). Für sechzig Personen *sechzehn* Strohsäcke, die auf dem Boden des plombierten Viehwaggons liegen, ein Aborteimer (vielleicht drei), die wann geleert werden? Als Lebensmittel erhält jeder bei der Abfahrt ein Paket mit: vier grossen Salzkartoffeln, einem Pfund in Wasser gekochtem Rindfleisch, 125 g Margarine, ein paar Keksen, einem halben Schmelzkäse, eineinviertel Brot. Die Ration für sechs Reisetage.

Hat man Hunger? In dieser Luft, die zum Ersticken sein muss, mit dem Geruch der Eimer, dem Geruch der Menschen. Keine Entlüftung? Denke ich. Und die Krämpfe, nicht alle können sich hinlegen, sich hinsetzen, bei sechzig im Waggon.

Darunter Kranke oder Greise. Wenn man wenigstens mit gesitteten Leuten zusammen ist. Aber man muss auch auf unangenehme Nachbarschaft gefasst sein.

Um sich zu waschen, im Lager, Männer und Frauen zusammen. Mme Kahn sagt: «Man schafft es, sich zu waschen, ohne dass man gesehen wird, wenn die Leute anständig sind, und wenn sich eine Frau nicht ganz wohl fühlt, dann stellt sich während ihrer Toilette eine andere solange vor sie hin.»

Mme Kahn ist sehr mutig, sie ist Krankenschwester. Sie sagt: «Für prüde Leute ist das natürlich unangenehm.» Aber die gibt es.

Ich frage sie: «Wer leert die Aborteimer im Waggon (das lässt mir keine Ruhe)?» Sie weiss es nicht. Ich frage sie, ob sie gesehen hat, wie Verhaftete ankamen (ich dachte, sie hat vielleicht Marianne und ihre Grossmutter gesehen, aber sie ist vor deren Ankunft freigelassen worden). Sie antwortet: «In meinem Zimmer zum Beispiel war eine dreizehnköpfige Familie, Kinder und Eltern, in den Ardennen verhaftet, Kriegsbeschädigter und Ordensträger, elf Kinder zwischen 15 Monaten und 20 Jahren. Als Fuidine (einer von den anderen des Orly-Personals) sah, dass ich sie in unser Zimmer genommen hatte, sagte er zu mir: ‚Da hast du aber einen Volltreffer gelandet!‘ Aber ich versichere Ihnen, sie waren sauber und gut erzogen, alle diese Kinder. Und die Mutter, kein Wort, die Würde in Person! Mir krampfte sich das Herz zusammen, als ich das hörte.»

Dreizehn, Kinder und Eltern, was werden sie mit den Kleinen tun? Wenn sie die Leute zum Arbeiten deportieren, wozu dann die Kleinen? Stimmt es, dass sie der deutschen Fürsorge übergeben werden? Bei den anderen Arbeitern, die nach Deutschland geschickt werden, nimmt man die Frauen und Kinder nicht mit. Die grauenvolle Unbegreiflichkeit, die entsetzliche Unlogik von all dem zermartert einem das Gehirn. Wahrscheinlich braucht man gar nicht nachzudenken, denn die Deutschen suchen nicht einmal nach einem Grund oder einem Nutzen. Sie haben ein Ziel, die Vernichtung.

Warum ohrfeigt mich der deutsche Soldat, dem ich auf der Strasse begegne, dann nicht, warum beschimpft er mich nicht? Warum hält er mir in der Metro oft sogar die Tür auf oder entschuldigt sich, wenn er vor mir durchgeht? Warum? weil diese Leute nichts wissen, oder eher weil sie nicht mehr *denken* –, sie

sind für die unmittelbare Tat, die man ihnen befiehlt. Aber sie sehen die unbegreifliche Unlogik nicht, die darin besteht, mir in der Metro die Tür aufzuhalten und mich vielleicht morgen zu deportieren: Und doch wäre ich ein und dieselbe Person. Sie kennen das Kausalprinzip nicht.

Wahrscheinlich ist es auch so, dass sie nicht alles wissen. Das abscheuliche Merkmal dieses Regimes ist seine Heuchelei. Sie kennen nicht alle schrecklichen Einzelheiten dieser Verfolgungen: weil nur eine kleine Gruppe von Folterknechten und von Gestapo-Leuten damit zu tun hat.

Würden sie etwas fühlen, wenn sie Bescheid wüssten? Würden sie das Leid dieser Menschen fühlen, die ihrem Zuhause entrisen werden, dieser Frauen, die man von ihrem Fleisch und Blut trennt? Dafür sind sie zu abgestumpft.

Und dann denken sie nicht, ich komme immer wieder darauf zurück, ich glaube, das ist die Grundlage des Bösen; und die Macht, auf die sich das Regime stützt. Das eigene Denken, die Reaktion des individuellen Gewissens zerstören, das ist der erste Schritt des Nazismus.

«Ich habe Leute aus Bordeaux, aus Nizza, aus Grenoble (Mme Bloch?), aus den Küstenregionen ankommen sehen», hat Mme Kahn gesagt. Ich glaube, das Leiden dieser Leute muss noch schlimmer sein, weil es so ein jäher Wechsel ist. Ich zum Beispiel, wir hier, wir kennen das, wir wissen mehr. Aber sie, die anderen, die fast normal lebten da unten, was für ein Riss! Wie schwer muss es ihnen fallen, sich umzugewöhnen!

«Es hat mir nichts ausgemacht, nach Drancy gebracht zu werden, der Schock kam, als sie mir sagten, ich würde entlassen.» Auch ich kenne die «Szenerie» von Drancy. Bloss, was werde ich empfinden, wenn ich merke, dass ich «wirklich eingesperrt» bin und dass ein ganzer Teil meines Lebens für immer abge-

geschlossen ist, wer weiss, vielleicht mein ganzes Leben, obwohl ich den Willen habe zu leben, sogar dort.

Nicht wahr, das alles wirkt wie eine Reportage? «Ich habe die und die gesehen, zurück aus... Wir haben ihr Fragen gestellt.» Aber in welcher Zeitung von heute würden wir Reportagen über solche Dinge lesen? «Ich komme gerade aus Drancy.» Wer wird davon erzählen?

Und ist es nicht sogar eine Verhöhnung des unsagbaren Leids all dieser einzelnen Seelen, von denen jede ihr eigenes, besonderes Leid hat, wenn man in Form einer Reportage davon erzählt? Wer wird einmal sagen, was jeder Einzelne gelitten hat? Die einzige «Reportage», die wahrheitsgetreu wäre und wert, geschrieben zu werden, ist eine, die den vollständigen Bericht jedes einzelnen Deportierten enthalten würde.

Die ganze Zeit gehen mir die Seiten aus *Auferstehung* im Kopf herum, aus dem zweiten Teil, wo die Reise der Deportierten beschrieben wird. Es tröstet mich fast (seltsamer Trost) zu wissen, dass jemand anders, und gerade Tolstoi, solche Dinge gekannt und aufgeschrieben hat. Weil wir unter den anderen so isoliert sind, errichtet gerade unser besonderes Leid zwischen den anderen und uns eine Schranke, die bewirkt, dass unsere Erfahrung nicht mitteilbar ist, beispiellos und verbindungslos zur übrigen Erfahrung der Welt. Später wird dieser Eindruck verschwinden, denn man wird das alles wissen. Man darf jedoch nicht vergessen, dass *währenddessen* die ganze Menschengruppe, die all diese Qualen erlitt, vollkommen abgeschieden war von jenen, die sie nicht erduldeten, dass das grosse Gesetz Christi, der sagt, alle Menschen sind Brüder und alle sollten das Leid von ihresgleichen teilen und lindern, missachtet wurde. Denn es gibt nicht nur die soziale Ungleichheit, es gibt auch die Ungleichheit im Leiden

(die sich manchmal, vor allem in Friedenszeiten, mit der ersteren deckt).

Im vergangenen Jahr, um die gleiche Zeit, schrieb ich Jean Briefe voll von einer seltsamen Schwärmerei, *Auferstehung* betreffend. Ich hatte ihm sogar eine Seite daraus abgeschrieben, die, wo Tolstoi nach den Ursachen für all das Böse sucht. Jetzt kann ich ihm nicht einmal mehr davon erzählen. Neulich, bei Andrée, habe ich mein ganzes Tagebuch wiedergefunden, begonnen in jenem Jahr, das so tragisch und zugleich so aufregend war, das Jahr, in dem ich Jean kennengelernt habe und wir in Aubergenville picknickten.

Jetzt ist das Tragische einheitlich düster geworden, die nervöse Spannung allgegenwärtig. Alles ist nur Grau-in-Grau und unausgesetzte Sorge, von grässlicher Eintönigkeit, denn es ist die Eintönigkeit der Angst.

...Das war vor zwei Jahren. Mit einem Schwindelgefühl begreife ich, dass zwei Jahre vergangen sind und dass es noch immer andauert. Ich teile die Monate in Jahre ein, das alles wird Vergangenheit; und dann habe ich tief in mir das Gefühl, dass meine Schultern gleich nachgeben.

Mme Loewe fragte mich, als wir in der Krankenabteilung waren und zwei kleine Zwillinge von 4 Jahren, Neuankommlinge, auszogen: «Und, was sagen Sie dazu?» Ich antwortete: «Es ist nicht gerade lustig.» Da sagte sie, um mich aufzumuntern: «Ach was, machen Sie sich nichts daraus, wir werden beim gleichen Schub sein, wir werden die Reise gemeinsam machen.»

Sie hat geglaubt, ich sage das, weil ich um mich fürchte. Aber sie hat sich geirrt. Um die anderen fürchte ich, um all jene, die tagtäglich verhaftet werden, um all jene, die das schon durchgemacht haben. Ich leide, wenn ich an das Leid der anderen denke. Wenn es nur um mich ginge, wäre alles so leicht. Ich habe nie an mich gedacht, und ich werde nicht ausgerechnet jetzt damit be-

ginnen. Ich leide an der Sache an sich, an dieser ungeheuerlichen Organisation der Verfolgungen, der Deportation an sich. Wie hat sie sich geirrt!

7 Uhr 15

Ich hatte gerade Besuch von einem ehemaligen Gefangenen aus dem Lager des kleinen Paul, der mir geschrieben hatte, um zu fragen, was er für ihn tun könne.

Er hatte eingefallene Augen und die Magerkeit entlassener Häftlinge. Sein Besuch hat mich gefreut, denn er ist ein Mann, der gelitten hat, der viel gesehen hat und der einen versteht. Er wusste nicht, dass die Deutschen gegen Frauen und Kinder vorgehen. Doch er sträubte sich nicht, die Tatsache anzuerkennen.

Er hat mir erzählt, in der Nähe von Hamburg, auf einem Bauernhof, habe er gesehen, wie etwa zwanzig aus Wien deportierte jüdische Frauen ankamen, aus allen Gesellschaftsschichten, manche sehr vornehm. Ich habe ihn gefragt, wie sie behandelt wurden. «Mit unvorstellbarer Rohheit. Um fünf Uhr mit Peitschenhieben geweckt, den ganzen Tag auf die Felder geschickt, erst am Abend zurück, in zwei winzige Zimmer zum Schlafen, auf Stockbetten aus nackten Brettern. Der Bauer misshandelte sie, die Frau hatte ein wenig Mitleid und gab ihnen ausreichend zu essen.»

Wer hatte diesem Bauern das Recht zugestanden, Menschen, die ihm in ihrem geistigen Wert gewiss überlegen waren, wie Tiere zu behandeln?

Er hat mir auch gesagt, die Gräber von Katyn betreffend, genau solche Szenen habe er *miterlebt*. Im Jahre 41 kamen in seinen Stalag Tausende russischer Gefangener in furchtbarer Not, halbtot vor Hunger. Typhus brach aus; jeden Tag starben Hunderte. Jeden Morgen erschossen die Deutschen mit dem Revolver diejenigen, die nicht mehr aufstehen konnten.

Um diesem Schicksal zu entgehen, liessen sich die Kranken von ihren gesunden Kameraden unterfassen, zum Antreten in Reih und Glied. Die Deutschen schlugen mit Gewehrkolben auf die Hände jener, die sie stützten. Die Kranken fielen zu Boden, sie stapelten sie auf Karren, zogen ihnen vorher noch die Stiefel und Kleider aus, fuhren sie bis zu einer Grube, wo sie sie mit *Mistgabeln* abluden, und warfen sie zusammen mit den Leichen in die Grube, darüber schütteten sie ein wenig Kalk. Dann war es vorbei.

Ungefähr der Bericht des Stationshelfers bei den Enfants-Malades. *Horror! Horror! Horror!*

ANHANG

18^h - 20

ce matin à 14^h30, ding! Je voyais
qui c'était un peu - !! nous sans la suite -
Mesure individuelle - Henri visé, soi-disant
à cause de trop nombreuses interventions il y a
18 mois - Petit voyage en auto particulière
29. ~~ma place~~ chez Gaeton - Bebert - Station
de l'auto - Et arrivée ici, départ de Ville
Ici le cirque Rany! (Mardi ce matin était
désajusté (à mon avis) - Ici, ils sont gentils -
Ne attendons - si y a un chat nommé Négus! Hâtes
N'avons pas eu de ~~je~~ d'affaires - voudrais cette
~~testes et~~ bottines (je pour maman) - et un sac
pour moi - petite valise pour Namia -

Esprer que Dendia fera attention à sa santé; le petit
Joh serait bon chez mon cousin Paul - Henri visé
qu'un enfant, Hélin, il y vient - Mais si Denise venait
au monde, faites tout pour elle -
que Ninie ait elle aussi sa belle - pour nous pour lui
raconte -

J'ai eu le temps de mettre de côté le ~~la~~ de la dernière
troupe voyez si je suis soigneux! Qu'on tâche de trouver
suffisamment pour Ninie - André on a peut-être
Probable que U.F. fera son possible - En tous cas,
quoiqu'il arrive, nous avons bien l'intention de
revenir - Je m'y attends tellement?
Je n'ai pas encore écrit le questionnaire d'ici - Papa
dit qu'il est ~~pas~~ convenable -

BRIEF HÉLÈNE BERRS AN IHRE
SCHWESTER DENISE,
VOM TAG IHRER VERHAFTUNG

8. März 1944

10 Uhr 20

Heute Morgen um 7 Uhr 30 drrr! Ich glaubte, es sei eine Rohrpost!! Die Fortsetzung kennt ihr. Einzelmassnahme. Es ging um Henri*, angeblich wegen zu vieler Interventionen vor achtzehn Monaten. Kleine Reise im Privatauto bis gegenüber, zu Gaston Bébert. Warten im Auto. Und hier angekommen, Gewahrsam des 8., unterhalb des Zirkus Raney! Marcel heute Morgen war unangenehm (meiner Meinung nach). Hier sind sie freundlich. Wir warten. Es gibt eine Katze namens Négus! Haben nicht viel mitgenommen. Hätte gern Skihose und Stiefel (für Mama) und Rucksack** für mich. Kleinen Koffer für Mama.

Hoffe, dass Denden*** auf ihre Gesundheit achtet; dem kleinen Jito würde es bei meinem Cousin Paul gutgehen. Henri hat nur ein Kind, Hélène, er hängt an ihm. Aber wenn Denise zur Welt kommt, tut bitte alles für sie.

Nickie soll zu ihrer Schwiegermutter gehen und alles erzählen. Ich hatte noch Zeit, die Bücher der Sorbonne auf die Seite zu legen. Ihr seht, wie ordentlich ich bin! Versucht, Supponéryl zu finden für Minnie. Andrée hat vielleicht welches? Wahrscheinlich, dass UG ihr Möglichstes tut. Auf jeden Fall, was auch geschieht, wir haben die feste Absicht zurückzukommen. Ich war

so darauf gefasst! Ich habe das Gospodje von hier noch nicht besichtigt. Papa sagt, es sei anständig.

Denden darf Elisée nicht besichtigen gehen. Minnie ist strikt dagegen. Philippe D. wird das Nötige tun für Auber, er weiss Bescheid. Und sprich mit Charles und Lucie, an die wir von ganzem Herzen denken. Sie denken, dass ich immer noch meinen sense of humour habe (Beweis meine Gospodje-Geschichte!). Es geht uns gut, Liebes. Bis bald. Zehntausend kisses.

Linlin

- * Hélène Berr verwendet Decknamen, Henri ist ihr Vater Raymond Berr, Gaston Bébert = das Polizeirevier, Marcel = die französische Polizei. Der Zirkus Raney gastierte 1944 im Grand Palais an den Champs-Élysées; die Hauptwache des 8. Arrondissements befindet sich noch heute dort.
- * * «Rucksack», Deutsch im Text.
- * * * Denden ist Denise, Jito = Spitzname, den Denise ihrem noch ungeborenen Kind gegeben hat (nach der ukrainischen Stadt Jitomir, dt. Zitomir), Cousin Paul = eine Hebamme in Hargeville, «hat nur ein Kind» = «hat nur ein Kind bei sich», «wenn Denise zur Welt kommt» bedeutet wohl «wenn Denise entbindet», Nickie = Hélène Berr's Cousine Nicole S., Supponéryl ist ein Schlafmittel, Minnie = Antoinette Berr, Andrée = Andrée Bardiau (Köchin der Familie Berr), UG = UGIF, Gospodje = die Toiletten (Erinnerung an eine Jugoslawienreise), Elisée = Wohnung der Berr's in der Avenue Elisée-Reclus im 7. Arrondissement, Charles und Lucie = Hélène Berr's Geschwister Jacques und Yvonne.

Für meine Eltern, Denise und François Job, im Herzen des Sturms, die bereit waren, auf alle meine Fragen zu antworten, und an mich Weitergaben, was sie erlebt haben. Ihnen gilt meine ganze Zuneigung.

Für Jean Morawiecki, dessen Engagement und moralische Unterstützung mir sehr hilfreich waren.

Mariette Job

Ihre Schwester Nadine, ihr Bruder Didier, ihre Cousins Maxime und Yves, ihre Cousine Irène, während des Krieges oder kurz danach geboren und schon sehr früh durch die Geschichte und das tragische Ende ihrer Tante geprägt, sowie deren Kinder, danken Mariette herzlich für ihre wertvolle Arbeit als treuer und leidenschaftlicher «Fährmann» des Tagebuchs von Hélène Berr.

Die Familien Schwartz und Job

EIN GERAUBTES LEBEN

«Es erfüllt mich mit Glück zu denken, dass, wenn ich verhaftet werde, Andrée diese Seiten aufbewahrt, etwas von mir, das, was mir am kostbarsten ist, denn sonst hänge ich jetzt an nichts Materiellem mehr; retten muss man seine Seele und sein Gedächtnis.»

«Die einzige Erfahrung von Unsterblichkeit der Seele, die wir mit Sicherheit haben können, ist die Unsterblichkeit, die in der Fortdauer des Erinnerns an die Toten unter den Lebenden besteht.»

Hélène Berr, *Tagebuch*,
27. Oktober und
30. November 1943

Hélène Berr wurde am 27. März 1921 in Paris geboren. Ihre Eltern, Antoinette, geborene Rodrigues-Ély, und Raymond Berr, sind beide jüdischer Abstammung, aus alteingesessenen französischen Familien.

Das Paar hat fünf Kinder: Jacqueline, geboren 1915 und im Alter von 6 Jahren gestorben, Yvonne, geboren 1917, Denise, geboren 1919, Hélène, geboren 1921, und Jacques, geboren 1922. Nach der Gymnasialzeit am Cours Boutet de Monvel legt Hélène ihre beiden Reifeprüfungen mit der Note «sehr gut» ab, die erste 1937 (Bereich Latein-Sprachen), die zweite 1938 (Bereich Philosophie).

In den Jahren 1940 und 1941 erwirbt sie mit gleichem Erfolg an der Sorbonne ihre Licence in Englisch und im Juni 1942 ihr Diplôme d'Études Supérieures in englischer Sprache und Literatur, mit einer vielbeachteten Diplomarbeit über die «Interpretation der römischen Geschichte bei Shakespeare», für die sie 18 von 20 Punkten erhält und die Note «sehr gut». Da sie im Oktober 1942 die Agrégation-Prüfungen nicht vorbereiten kann, weil die antijüdischen Gesetze der Vichy-Regierung sie davon ausschliessen, reicht sie ein Dissertationsvorhaben über den Einfluss des Hellenismus auf Keats ein.

Ab 1941 arbeitet sie im Rahmen der *Entraide temporaire*, einer von Denise und Fred Milhaud gegründeten Geheimorganisation. Mit ihrer Schwester Denise und einer Cousine kümmert sich Héléne um die Unterbringung von Kindern bei Pflegemüttern, vor allem im Departement Saône-et-Loire. Antoinette, ihre Mutter, ist zuständig für die Beschaffung von Geldmitteln bei Privatpersonen oder Firmen. Héléne wird schnell zum Beistand der jüdischen Kinder. Sie weigert sich, sie im Stich zu lassen, und ist bereit, ihr Leben zu opfern für ein Versprechen, dem sie treu bleiben will.

Am 7. April 1942 beginnt sie ein Tagebuch zu führen, in dem sie die täglichen Ereignisse ihres Lebens festhält. Sie unterbricht es zwischen dem 28. November 1942 und dem 25. August 1943.

Ihre Schwester Yvonne, die 1939 Daniel Schwartz geheiratet hat und Mutter eines kleinen Sohnes (Maxime) ist, geht in die freie Zone, ebenso ihr Bruder Jacques. Am 12. August 1943 heiratet ihre Schwester Denise François Job. Héléne lebt nun allein mit ihren Eltern in der Wohnung der Familie in der Avenue Élisée-Reclus Nr. 5, im 7. Arrondissement von Paris.

Die Seiten ihres Tagebuchs vertraut sie regelmässig Andrée

Bardiau an, die ein halbes Jahrhundert im Dienst der Familie steht, mit dem Auftrag, es ihrem Verlobten Jean Morawiecki zu übergeben, falls sie verhaftet wird. Andrée Bardiau hilft, wo sie kann, und versucht die Menschen zu retten, die um sie herum in Gefahr sind. Immer wieder nimmt sie kleine Waisenkinder bei sich auf, aber auch Hélène und deren Eltern an Abenden, an denen neue Razzien bevorstehen. Sie ist am Morgen des 8. März 1944 zugegen, dem Tag der Verhaftung.

Hélène ist Jean im November 1941 im Auditorium maximum der Sorbonne begegnet. Am 26. November 1942 verlässt er Paris, um über Spanien nach Nordafrika zu gelangen und sich dort den *Forces françaises libres* anzuschliessen.

Ab 1942 hat die Verfolgung auch die Familie Berr getroffen. Am 23. Juni wird Raymond Berr in der Firma Kuhlmann verhaftet, deren stellvertretender Generaldirektor er ist. Er wird im Lager Drancy interniert. Nach der Zahlung einer Kautions durch Kuhlmann lassen ihn die deutschen Behörden am 22. September 1942 frei, allerdings mit der Auflage, seine berufliche Tätigkeit ausschliesslich zu Hause auszuüben, ohne Verbindung zu Kunden. Das Netz zieht sich jedoch zusammen, und die Familie muss immer häufiger ihr Zuhause verlassen. Am 14. Februar 1944 schreibt Hélène Berr: «Ich schlafe weiterhin bei Andrée, die Eltern bei den L.s. Jeden Abend, wenn wir fortgehen, liegt eine kleine Diskussion in der Luft [...] Es ist bloss die Müdigkeit, die Versuchung, den Abend zu Hause zu verbringen, in unseren eigenen Betten zu schlafen, die einen Widerstand aufkommen lässt, der bereits erörtert und aus freien Stücken verworfen wurde.» Verschiedene Personen beherbergen sie in dieser Zeit. Am 7. März 1944 beschliessen die Berrs, wieder zu Hause zu schlafen. Hier werden sie am 8. verhaftet, um 7 Uhr 30, und anschliessend nach Drancy überstellt. Hélène wird gemeinsam mit

ihren Eltern am 27. März 1944 deportiert, an ihrem 23. Geburtstag.

Raymond kommt ins Lager Auschwitz III-Monowitz, wo er Ende September 1944 ermordet wird. David Rousset erinnert 1947 in *Les jours de notre mort* mit folgenden Worten an ihn:

«Der Gedanke an Raymond Berr half ihm. Wegen einer Phlegmone am Bein in den KB* gebracht, gut versorgt vom *Blockältesten* des 16., einem kommunistischen deutschen Juden, und dem jungen polnischen *Stubendienst*, Manelli, war Raymond Berr dem polnischen Oberarzt nicht entkommen, einem fanatischen Antisemiten, der ihn, nachdem er ihn operiert hatte, wahrscheinlich auf höheren Befehl vergiftete.

Bernard erinnerte sich staunend an die selbst für einen einfachen Menschen klare und fesselnde Weise, in der er über Mathematik sprach. Und mit der gleichen eigenartigen Sachlichkeit analysierte er vor ihnen, für sie, für sich, seine Lagererfahrungen. Eine solche Willenskraft, eine so beständig aufrechterhaltene Entschlossenheit, Herr seiner selbst zu bleiben, spornte Bernard zu glühender Nacheiferung an. Er hatte noch, so stark war seine Jugend, die Fähigkeit zu derlei Begeisterung.

Er schuf sich Idealgestalten, die er auf gleiche Weise bewunderte, wie manche bis zu ihrem Tod an die Helden von Legenden glauben. Er wollte wie Raymond Berr enden.»**

* Krankenbau.

** David Rousset: *Les jours de notre mort*. Paris: Éd. du Pavois 1947, S. 512 (neu aufgelegt bei Hachette, in der Reihe «Pluriel», 2005).

Antoinette wird am 30. April 1944 in die Gaskammer geschickt.

Nur Hélène überlebt länger als ein Jahr. Anfang November wird sie von Auschwitz nach Bergen-Belsen verlegt.* Sie spricht von der Zukunft, von Jean. Wie verschiedene Zeugen berichteten, mit denen Denise Job nach der Befreiung des Lagers gesprochen hat, war sie die Einzige, die sich einer verrückt gewordenen Mitgefangenen nähern konnte. Wenige Tage vor dem Tod einer ihrer Gef ahrtingen, Alice, sagt sie: «Ich glaube, ich mache es wie sie.» Eines Morgens, fünf Tage vor der Befreiung des Lagers durch die Engländer im April 1945, kann Hélène, die an Typhus erkrankt ist, beim Appell nicht aufstehen. Als ihre Gef ahrtingen zurückkommen, liegt sie auf dem Boden. Sie ist furchtbar geschlagen worden. Das letzte bisschen Lebensflamme erlischt.

Als die Nachricht von ihrem Tod zur Gewissheit wird, unterrichtet ihr Bruder Jacques Jean Morawiecki und schickt ihm das Manuskript, das Andr e Bardiau ihm übergeben hat. Am 20. Juni 1946 schreibt Jean Morawiecki in einem Brief an Denise Job:

«Menschen wie Hélène – ich bin nicht sicher, dass es noch andere wie sie gibt – sind nicht nur schön und stark in sich selbst. Sie verbreiten den Sinn für das Schöne und stärken jene, die sie zu verstehen wissen. Für mich war Hélène das Sinnbild der Stärke – einer freudestrahlenden Stärke, die Magnetismus ist, Schönheit, Harmonie, Überzeugungskraft, Vertrauen und Loyalität. Das alles ist untergegangen. Mit ihr verschwindet die Frau, die ich liebte, und mehr noch die Seele, die meiner so nahe war (die Lektüre des Tagebuchs nimmt sie mir auf qualvolle Weise end-

* Zeugenbericht von Myl ne Weil, Januar 2008.

gütig). Alles, was ich ihr gegeben hatte, Vertrauen, Liebe, Begeisterung, nimmt sie mit sich – ich kann nicht einmal sagen: ins Grab; das ist grauenvoll, nicht wahr. Sie nimmt auch den wundervollen Reichtum an Stärke mit sich, aus dem ich in der Zukunft zu schöpfen hoffte, den ich schon ein wenig in Anspruch genommen hatte. Aber was sind sechs Monate? Ja, sechs Monate haben gereicht, um unser beider Leben durch ein Band zu vereinen, das nur der Tod lösen konnte, das nur der Tod gelöst hat. Trotz der Trennung nahm Hélène einen immer größeren Platz in mir ein! Alles sammelte sich als eine Art Vorrat für sie. Wie hatte ich sie verlassen können, ohne sie in Sicherheit zu wissen!

Was bleibt von diesen sechs Monaten, die meine Erinnerung immer wieder durchwandert wie ein Jahrhundert und die nur eine Stunde zu dauern schienen? Ein unbestimmbarer Duft, der um uns schwebt, ein bisschen Lavendel, glaube ich...»

Darüber hinaus wird das Tagebuch, das ein Angestellter der Firma Kuhlmann abgetippt hatte, in der Familie weitergereicht.

Am 9. November 1992 beschliesse ich, das Original wiederzufinden. Ich denke sofort an Jean, dem das Tagebuch gewidmet ist. Da ich weiss, dass er Botschaftsrat gewesen ist, schicke ich ein Schreiben zu seinen Händen an das Aussenministerium. Als er meinen Brief erhält, ruft er sogleich an und schlägt mir vor, ihn zu besuchen. Es kommt zu einer Reihe aussergewöhnlicher Treffen, bei denen er von sich und für mich erzählt, Hélène Berr ist gegenwärtig. Am 18. April 1994 vertraut er mir das Original an und macht mich zur Erbin des Tagebuchs.

Ich entdecke einen Stapel von Blättern aus Schulheften, die in einem Packpapierumschlag stecken, unversehrt; dieses lange Ta-

gebuch, dessen Form auch Hélènes Charakter widerspiegelt, ist vollständig mit der Hand geschrieben, Absatz für Absatz, fast ohne Streichungen, ohne Verbesserungen. Der Text ist erstaunlich klar, entwickelt sich ohne die geringste Änderung, in einem Wurf, in vollkommenem Gleichgewicht zwischen Denken und Fühlen.

Im Jahre 2002 schenke ich das Original, im Einverständnis mit meiner Familie, dem *Mémorial de la Shoah**. Ich habe das Glück, dort Karen Taïeb zu begegnen, die für die Archive verantwortlich ist und der ich die Dokumente über meine Familie übergebe. Ihr leidenschaftliches Interesse und ihre bemerkenswerte Arbeit erlauben es, dieses Dokument mit neuem Leben zu erfüllen.

Im *Mémorial* ist ein Schaukasten dem Tagebuch und der Geschichte der Familie Berr gewidmet, im Rahmen einer Dauerausstellung über *Das Leben der Juden im besetzten Frankreich*. An einem Besuchstag sah ich dort einen Schwarm junger Mädchen, die über den Schaukasten gebeugt waren und die Handschrift zu entziffern suchten, während andere geduldig auf einer Bank warteten, bis sie an die Reihe kamen.

Das Tagebuch erscheint im Januar 2008 in Frankreich. Innerhalb weniger Wochen wird das Buch zu einem grossen Erfolg. Leser aller Generationen schreiben mir und berichten, mit welcher Erschütterung sie Hélène gelesen haben, wie sie nunmehr für sie heisst.

Von den ältesten kommen Erinnerungen, Zeugenberichte.

Und Jean vertraut mir in einem Brief vom 1. Mai 2008 an:

* Im *Centre de Documentation Juive Contemporaine* (17, rue Geoffroy l'Asnier, 75004 Paris), das Dokumente über die Geschichte der Judenverfolgung sammelt, ausarbeitet und in Publikationen, Filmen, Ausstellungen zugänglich macht.

«Hélènes Tagebuch hat mich immer in seinen zwei Gestalten begleitet: als Manuskript und als eines der getippten Exemplare. Dieses vor allem las ich von Zeit zu Zeit wieder. Das Original war mit zu vielen Gefühlen belastet. Die Schrift, die ‚Hand‘ hob die Jahre auf und liess sie nur gegenwärtiger werden, um die Grausamkeit der endgültigen Abwesenheit noch deutlicher spürbar zu machen: diese blutleere und kalte Hand, die sich mir entgegenstreckte, damit ich ihr das Leben zurückgebe...

Der furchtbare Schmerz von 1945 hielt an, die Zeit linderte ihn jedoch und liess mich dadurch empfindlicher werden für das Leid, von dem Hélène spricht, machte mir bewusst, dass ich jene Abwesenheit war, über die sie klagt. Ich spürte eine Schuld. Die kalte Hand, die sich mir entgegenstreckte, bat mich um etwas.

Als ich Ihnen begegnet bin, Mariette, an einem schönen Novembertag 1992, spürte ich, dass Sie durchdrungen waren von der Berufung, ‚Fährmann‘ zu sein. Sie haben mir die Aufregung und Freude beschert, von Herz zu Herz über meine verschwundene Verlobte zu sprechen. Ich habe Ihrem Vorhaben einer Veröffentlichung rückhaltlos zugestimmt und Ihnen zu diesem Zweck das Manuskript anvertraut. Nach Jahren beharrlicher Anstrengungen haben Sie die Schwierigkeiten überwunden. Das Tagebuch ist erschienen, mit dem bekannten Erfolg.

Ich kann die ‚kalte Hand‘ endlich ansehen, denn sie lebt nun im Gedächtnis der Menschen, und mir sagen:

And thou be conscience-calm'd – see, here it is – »

In diesem «Sumpf der Niedertracht» hatte sie die Zukunft nicht aufgegeben. Sie behielt die Kraft, gegen die Verworfenheit um sich herum anzukämpfen. Sie bewahrte ihre Seele und half den Gefährtinnen, die ihre zu bewahren, indem sie ihre liebsten Melo-

dien sang, um sich und die anderen von der Verzweiflung abzulenken: die Brandenburgischen Konzerte und die Sonate für Violine und Klavier von César Franck.

Dieses Tagebuch, Beweis des Überlebens, möge fortbestehen im Laufe der Zeit und die Erinnerung an all jene nähren, deren Worte ausgelöscht wurden.

Mariette Job
August 2008

HÉLÈNE BERRS FAMILIE

Grossmutter («Grossmama»):

- * Berthe Rodrigues-Ély (1859-1943)

Eltern:

- * Raymond Berr (1888-1944)
- * Antoinette Berr, geborene Rodrigues-Ély (1891-1944)

Geschwister:

- * Jacqueline (1915-1921)
- * Yvonne (1917-2001), seit 1939 mit Daniel Schwartz (geb. 1917) verheiratet, ihre Söhne Maxime und Yves werden 1940 bzw. 1942 geboren
- * Denise (geb. 1919), heiratet 1943 François Job (1918-2006), den Bruder der Zwillinge Nicole und Jacqueline
- * Jacques (1922-1998)

Verlobter:

- * Jean Morawiecki (1921-2008)

ANMERKUNGEN ZUM TAGEBUCH

Seite 15 *Paul Valéry*: Hélène Berr liess sich den Band *Tel quel* von 1941 signieren; die Rue de Villejust heisst heute Rue Paul-Valéry (16. Arrondissement).

16 *nach Hause*: In die Avenue Élisée-Reclus Nr. 5 (7. Arrondissement).

- *Miss Day*: Hélène Berr's private Englischlehrerin.

17 *Der grosse Regen*: Roman von Louis Bromfield (1937).

18 *Gérard*: Odile Neuburger und Gérard Lyon-Caen (1920-2004).

- *den beiden Nicoles*: Nicole S., eine Cousine und enge Freundin von Hélène Berr, und Nicole Job, ihre zukünftige Schwägerin.

22 *Spoliationsbescheid*: Als «Spoliation» oder «wirtschaftliche Arierisierung» wurde die Beschlagnahmung jüdischen Eigentums bezeichnet. Eine von der deutschen Besatzungsmacht und der Vichy-Regierung ab Herbst 1940 gemeinsam beschlossene Reihe von Massnahmen beraubte die Juden schrittweise ihres Besitzes, der von provisorischen Administratoren verwaltet wurde. Auch Raymond Berr musste seine Anteile an der Firma Kuhlmann abgeben.

- *It sufficeth*: Es genügt, dass ich es dir gesagt habe.

26 *Escarpit*: Robert Escarpit (1918-2000) war Absolvent der École normale supérieure und Anglist, während des Krieges Widerstandskämpfer, nach dem Krieg u.a. Professor für Komparatistik an der Universität Bordeaux, Literaturkritiker, Autor zahlreicher Bücher und von 1949 bis 1979 Kolumnist bei *Le Monde*.

- *Sparkenbroke*: Hélène Berr gibt ihren Freunden gern die Namen von Romanhelden, André Bay (geb. 1916, später Dichter, Romancier und Verleger) nennt sie Sparkenbroke, oder auch Spark, nach dem gleichnamigen Roman von Charles Morgan (1936, dt. *Die Flamme*).

T7 *Institut*: Institut für Anglistik an der Sorbonne.

31 *Georges*: Georges Lyon-Caen (1922-1944), ein Bruder Gérards; die beiden Brüder haben sich der von De Gaulle geführten Widerstandorganisation *France libre* angeschlossen und sind auf dem Weg nach

Nordafrika zu den *Forces françaises libres*. Sie werden im Sommer 1944 an der Befreiung Frankreichs teilnehmen. Françoise Masse ist eine Cousine von Georges und Gérard, sie lebt in diesen Kriegsjahren bei der Familie Lyon-Caen in der Rue de Longchamp (16. Arrondissement).

32 *Job und Daniel*: François Job, der 1943 Denise Berr heiraten wird, und Daniel Schwartz, der Mann von Yvonne Berr.

33 *Bibliothek*: Hélène Berr arbeitet ehrenamtlich als Bibliothekarin am Anglistischen Institut der Sorbonne.

34 *Jean und Claudine*: Jean S., der Bruder von Nicole S., ist Hélène Berrs Cousin und mit Claudine verheiratet.

36 *M. Lyon-Caen*: Gérards Vater Léon Lyon-Caen (1877-1967) ist Richter.

37 *Claude*: Claude Lyon-Caen, ein Bruder Gérards, und ihre Mutter Germaine Lyon-Caen.

38 *Auntie Ger*: Tante Germaine (1885-1966), die Schwester von Antoinette Berr, ist mit Jules S. verheiratet und die Mutter von Nicole und Jean.

40 *Kontrapunkt des Lebens: Point counter point* (1926), Roman von Aldous Huxley; die Schüsse zwischen Maurice Spandrell und den faschistischen Britischen Freimannen fallen, während auf dem Grammophon der langsame Satz (*Heiliger Dankgesang*) aus Beethovens opus 132 erklingt.

42 *J.M.*: Jean Morawiecki wird in der Folge meistens mit seinen Initialen bezeichnet.

43 *Fürst Igor*: Oper von Alexander Borodin (1833-1887), die Rimskij-Korssakow und Glasunow 1890 vollendeten.

44 *Cours*: Der Cours Boutet de Monvel, wo Hélène Berr aufs Gymnasium gegangen ist.

45 *Dottin*: Der Anglist Paul Dottin verfasste u.a. das Standardwerk *La littérature anglaise* (1931), er war auch Spezialist für Altenglisch.

46 *Beowulf*: Altenglische Heldensage und zugleich erstes germanisches Versepos aus dem 8. Jahrhundert.

- *Artisanat*: Wahrscheinlich eine geheime Werkstatt der *Entraide temporaire*, die Sandalen u. Ä. herstellte, um die eigene Arbeit zu finanzieren; siehe Anm. zu S. 265 und Mme Milhau.

48 *dessen Bruder*: Léon-Maurice Nordmann, Anwalt und Widerstandskämpfer (Réseau du Musée de l'Homme), wurde am 23. Februar 1942 auf dem Mont Valérien hingerichtet.

- *King Horn*: Anonyme mittel-englische Verserzählung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts um den Königssohn Horn und seine Abenteuer (Horn-Sage).

- *Auber*: Aubergenville im Departement Yvelines, an der Bahnstrecke nach Rouen.

50 *Nachricht vom gelben Stern*: Die achte deutsche Verordnung vom 29. Mai 1942 «die Massnahmen gegen die Juden betreffend» zwingt diese, ab einem Alter von sechs Jahren in der Öffentlichkeit den gelben Stern zu tragen: «Der Judenster ist ein sechszackiger Stern, so gross wie die Handfläche und schwarz umrandet. Er ist aus gelbem Stoff und trägt in schwarzen Buchstaben die Aufschrift JUDE. Er muss gut sichtbar auf der linken Brust getragen werden und an der Kleidung festgenäht sein.» Bereits am nächsten Tag, dem 2. Juni, muss Hélène Berr ihre drei Sterne auf dem Polizeirevier ihres Wohnviertels abholen.

52 *Mme Jourdan*: Hélène Jourdan-Morhange (1888-1961), Hélène Berrs Geigenlehrerin und eine enge Freundin von Maurice Ravel.

- 14. und 15. Mai 40: Nach dem Beginn der deutschen Offensive am 10. Mai 1940 durchbrachen die deutschen Truppen in den Ardennen unerwartet schnell die französischen Linien; am 15. Mai kapitulierten die Niederlande.

53 *Pithiviers*: Die Vichy-Regierung plante ab Oktober 1940 die Internierung der ausländischen Juden in Konzentrationslagern. Neben den Lagern in der sogenannten freien Zone wurden 1941 in der nördlichen Landeshälfte, also in der besetzten Zone, vier Hauptlager eröffnet: Beaune-la-Rolande und Pithiviers im Departement Loiret sowie Drancy (Seine-Saint-Denis, nordöstlich von Paris) und Compiègne (Oise). Die verhafteten Juden sind zunächst Ausländer, dann auch Franzosen, Männer, Erwachsene, die in den Lagern mühsam überleben und Hunger leiden. Die ersten Transporte nach Auschwitz verlassen Compiègne am 27. März und 5. Juni und Drancy am 22. Juni 1942..

54 *aus Compiègne*: Aus dem Internierungslager Royallieu bei Compiègne.

57 *Agrég*: Gemeint ist die Agrégation in Englisch, eine Studienabschlussprüfung im Auswahlverfahren, die zum Lehramt befähigt. Hélène Berr wird im Herbst 1942 die Agrégation nicht vorbereiten können, weil das «Judenstatut» vom 3. Oktober 1940 und seine überarbeitete Fassung vom 2. Juni 1941 Juden unter anderem auch vom Lehramt ausschliessen.

- *Letzter Wagen*: Am 7. Juni 1942 erteilt der Präfekt des damaligen Département de la Seine auf Ersuchen der deutschen Besatzungsbehörden Anweisung, dass in der Metro Juden fortan nur noch in der zweiten Klasse und im letzten Zugwagen fahren dürfen. Um jeden öffentlichen Skandal zu vermeiden, bestimmt der Präfekt, dass keine Plakate angeschlagen werden und «keine amtliche Bekanntmachung erfolgt».

- 9 *es*: Das Abzeichen, also den gelben Stern.

63 *Marguerite Long und Jacques Thibaud*: Marguerite Long (1874-1966), Pianistin, und Jacques Thibaud (1880-1953), Geiger.

66 *Plateaus*: Gerard Lyon-Caen befindet sich in Algerien.

71 *Rue de La Baume*: Sitz der Firma Kuhlmann, eines grossen Chemiebetriebs, dessen stellvertretender Generaldirektor Raymond Berr ist (8. Arrondissement). Beim Aufschwung der Chemieindustrie im Frankreich der Zwischenkriegszeit spielte Raymond Berr eine wichtige Rolle.

73 *Rue de Greffulhe*: In der Nr. 8(8. Arrondissement) befindet sich die *Police aux questions juives* (Polizei für Judenfragen), eine im Oktober 1941 gegründete Spezialeinheit für die Jagd auf Juden; sie ist dem Ende März 1941 von der Vichy-Regierung geschaffenen und unter französischer Führung stehenden *Commissariat général aux questions juives* (Generalkommissariat für Judenfragen) angeschlossen und trägt ab Sommer 1942 offiziell den unauffälligeren Namen *Section d'enquête et de contrôle* (Untersuchungs- und Kontrollbehörde). Mit dem «Service allemand» meint Raymond Berr das von SS-Hauptsturmführer Theodor Dannecker (1913-1945) geleitete *Judenreferat*, eine Abteilung der Sipo-SD, in der Avenue Foch Nr. 31 (16. Arrondissement).

75 *Drancy*: Ab Sommer 1942 werden fast alle internierten Juden vor der Deportation nach Auschwitz zunächst nach Drancy gebracht.

- *Andrée*: Andrée Bardiau, Köchin der Familie Berr.

- *Miss Child*: Die englische Gouvernante der Berr-Kinder.

76 *Laon*: Deutsche Offensive; zwölf Tage später, am 28. Mai, kapituliert Belgien.

- *in der Nähe des Blumenmarktes*: Der grosse Blumenmarkt auf der *île de la Cité* im 1. Arrondissement liegt gegenüber der Polizeipräfektur, wo Raymond Berr nach der Rue de Greffulhe und der Avenue Foch hingebracht wurde – die normale Prozedur vor einer Internierung.

- *Rucksack*: Deutsch im Text.

79 *Mr. Chillip*: Figur aus *David Copperfield*.

- *ein deutscher Offizier*: Hélène Berr verwendet hier die abwertende Bezeichnung «boche» für «deutsch».

- *Schwein*: Deutsch im Text.

80 *Preistreiberei*: Schwarzmarktgeschäfte.

81 *Rue de la Bienfaisance*: Im 8. Arrondissement, in der Nr. 29 befinden sich mehrere Abteilungen der UGIF (*Union générale des Israélites de France*), darunter auch ein Büro, das sich um die internierten Juden kümmert; zur UGIF siehe Anm. zu S. 98.

- *Rue Raynouard*: Zur Familie S., im 16. Arrondissement, wo auch Hélène Berr's Grossmutter Berthe Rodrigues-Ély während der Kriegsjahre wohnt.

- *Admiral Vriacos*: Griechischer Botschafter in Paris.
83 *von ihrem Mann*: M. Lévy ist ebenfalls in Drancy interniert.
- *Normalien*: Student oder Absolvent der *École normale supérieure*.
85 *Les Tourelles*: In einer ehemaligen Kaserne untergebrachtes Lager am Boulevard Mortier Nr. 131, in der Nähe der Porte des Lilas (20. Arrondissement). Hier werden seit Oktober 1940 ausländische Juden ohne gültige Papiere interniert, ab 1941 auch jüdische Frauen, die gegen deutsche Verordnungen verstossen haben, sowie Kommunisten und Kleinkriminelle.

87 *Hups*: Gärtner- und Haushälterehepaar in Aubergenville.

90 *eine Verordnung*: Die «Rafle du Vél d'Hiv» – so genannt, weil die verhafteten Juden in der Pariser Winterradrennbahn, dem *Vélodrome d'Hiver* am Boulevard de Grenelle (15. Arrondissement), zusammengepfercht wurden – war zunächst für den 13. und 14. Juli 1942 geplant gewesen und dann auf den 16. und 17. verschoben worden. Auf Ersuchen der Deutschen bereitet die Vichy-Regierung eine grossangelegte Razzia sowohl in der besetzten wie auch in der freien Zone vor. Die französische Polizei soll nur ausländische Juden verhaften, keine Franzosen. Durch Indiskretionen werden die jüdischen Organisationen in Paris zwar vor der bevorstehenden Razzia gewarnt, dennoch können die etwa 900 Polizeimannschaften allein in Paris 12 884 Personen festnehmen.

93 *Licence*: Universitärer Abschluss nach dem dritten Studienjahr.

- *de Brinon*: Fernand de Brinon (1885-1947), Politiker und Anhänger der Kollaboration, war von 1940 bis 1942 Vertreter der Vichy-Regierung bei den deutschen Besatzungsbehörden in Paris. Nach dem Krieg wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet.

94 *Olivier Debré*: 1920-1999, Student an der *Faculté des lettres* und an den *Beaux-Arts*, wurde ein bekannter Maler. Sein Vater war der Kinderarzt Robert Debré, sein Bruder Michel Debré wurde 1959 Premierminister, beide kämpften in der *Résistance*.

- *Dannecker*: Der SS-Mann Theodor Dannecker leitete als Judenreferent bis Juli 1942 auch das Lager Drancy und war verantwortlich für die massive Deportation von Juden aus Frankreich.

95 *Maurice*: Maurice Weill-Raynal, ein Verwandter der Familie Berr; siehe 31. Januar 1944.

98 *Rue de Téhéran*: Im 8. Arrondissement, in der Nr. 19 befindet sich der Hauptsitz der UGIF (*Union générale des Israélites de France*), Armand Katz ist ihr Generalsekretär. Theodor Danneckers Versuch, bereits im Sommer 1940 auch in Frankreich einen Judenrat zu schaffen, scheiterte am Widerstand des *Consistoire*, des Zentralrats der französischen

Juden, seine Begründung: das Gesetz von 1905 über die Trennung von Kirche und Staat. Die Ende November 1941 gegründete UGIF wurde, neben dem *Consistoire*, sowohl von der Vichy-Regierung wie auch von den deutschen Besatzern anerkannt, alle jüdischen Hilfswerke wie Kinder- und Altenheime, Kantinen, Hospize, Krankenhäuser, aber auch die Fondation Rothschild sind unter ihrem Dach zusammengefasst. Die Organisation soll internierten oder nicht-internierten französischen und ausländischen Juden sowie deren Familien beistehen. Hélène Berr meldet sich als ehrenamtliche Sozialhelferin. Alle Mitglieder der UGIF verfügen über einen Ausweis, eine sogenannte «Legitimationskarte», die sie theoretisch vor einer Internierung schützt.

99 *Zivillinge*: Marianne (1921-1944) und Emmeline, die Töchter von Suzanne und Maurice Weill-Raynal; siehe 31. Januar 1944.

100 *Geblendet in Gaza*: Roman von Aldous Huxley, 1936.

- 01 *Theater und Restaurants*: Die neunte deutsche Verordnung vom 9. Juli 1942 verbietet Juden das Betreten von Theatern, Kinos, Museen, aber auch von Bibliotheken, Sportplätzen, Schwimmbädern, öffentlichen Parks, Restaurants und Cafés. Ausserdem dürfen sie nur noch zwischen 15 und 16 Uhr in Geschäfte und Kaufhäuser gehen.

- 03 *freie Zone*: Hélènes Bruder Jacques und ihre Schwester Yvonne, deren Mann Daniel Schwartz eine Stelle in der freien Zone erhalten hat, befinden sich bereits südlich der Demarkationslinie.

- *von ihren Kindern getrennt*: Innerhalb von zwei Tagen, am 16. und 17. Juli 1942, wurden von der französischen Polizei 12'884 Personen verhaftet: 3'031 Männer, 5'802 Frauen, 4'051 Kinder. Ledige und kinderlose Paare wurden nach Drancy gebracht, Familien ins Vélodrome d'Hiver.

104 *Linie*: Demarkationslinie.

- *Mme Baur*: Odette Baur, geb. Pierre-Kahn (1910-1943), Frau des stellvertretenden Vorsitzenden der UGIF André Baur.

105 *Auftrags für Papa*: Eine Freundin von Jean Morawiecki, Tamara Isserlis, war verhaftet worden, weil sie sich, obwohl sie Jüdin war, geweigert hatte, in den letzten Metrowagen zu steigen. Jean Morawiecki versucht herauszufinden, ob sie in Drancy interniert ist. Tamara Isserlis wurde am 22. Juni 1942 nach Auschwitz deportiert.

107 *Mme Katz*: Paulette Katz, Sekretärin der Abteilung 10 der UGIF in der Rue de la Bienfaisance, die sich um die Internierten kümmert, ist die Frau von Armand Katz, dem Generalsekretär der UGIF; beide werden am 17. Dezember 1943 deportiert.

- *Kriegsteilnehmer*: Die Vichy-Regierung widersetzt sich der Deportation von Weltkriegsveteranen und Frauen französischer Kriegsgefangener.

- *von den Deutschen:* Im Vél d'Hiv wurden die Eingesperrten von französischen Polizisten bewacht.

- *Normale-Texte:* Für die *École normale supérieure*.

109 *Laval:* Pierre Laval (1883-1945) ist seit April 1942 Innen-, Informations- und Aussenminister der Vichy-Regierung. Im Rahmen der sogenannten *Relève* sollen ab Juni 1942 die fast zwei Millionen französischen Kriegsgefangenen gegen ins Reich entsandte Arbeiter ausgetauscht werden (theoretisch ein Kriegsgefangener für drei Arbeiter, in der Praxis einer für sieben). Da sich jedoch zu wenig Freiwillige finden, führt die Vichy-Regierung schliesslich im Februar 1943 unter dem Druck der Besatzungsmacht den *Service de travail obligatoire* (STO) ein, den Zwangsarbeitsdienst für junge Franzosen.

110 *Rue Claude-Bernard:* In der Nr. 60 befindet sich ein Heim für Kinder und Jugendliche sowie eine Ausbildungsstätte der UGIF (5. Arrondissement).

- *Lefschetz:* Emmanuel Lefschetz ist der Leiter des Heims in der Rue Claude-Bernard (Abteilung 19).

111 *Drancy:* Die Züge fahren nicht direkt von Drancy ab, sondern von den Bahnhöfen in Le Bourget und, ab Juli 1943, in Bobigny; die Gefangenen wurden in Autobussen hingebacht.

112 *Denden und Lenlen:* Kosenamen von Denise und Hélène.

- *dem einer fehlt:* Kodierte Botschaft, offenbar will Raymond Berr («Henri») erfahren, wie weit die Schritte zu seiner Befreiung gediehen sind. Die Transporte, die Drancy in Richtung Auschwitz verliessen, bestanden im Allgemeinen aus tausend Personen, zunächst vor allem ausländischen Juden. Wenn diese Zahl nicht erreicht war, wurde mit zufällig ausgewählten französischen Juden «aufgefüllt», davor scheint Raymond Berr sich zu fürchten.

- *Mme Hortvilleur:* Thérèse Horwilleur leitet die Abteilung 10 («Bureau des Internés») der UGIF in der Rue de la Bienfaisance.

114 *Françoise Bernheim:* 1912-1943, Sozialhelferin wie Hélène Berr.

- *diese armen Kerle:* Bei ihrer Ankunft in Drancy werden die Gefangenen durchsucht und müssen sich von persönlichen Gegenständen trennen. Geld und Schmuck werden konfisziert und fallen nach der Deportation der Betroffenen an die Lagerkasse. Immer wieder kommt es auch zu Diebstählen durch die Polizei für Judenfragen.

116 *Schulung für Betreuer:* Nach der Razzia vom 16. und 17. Juli 1942 baut Emmanuel Lefschetz ein Netz junger Leute auf, die er im Grossraum Paris ausschickt, um Kinder einzusammeln und zu beschützen, deren Eltern deportiert worden sind oder werden könnten.

117 *Rey:* Später auch Rhey oder Reh geschrieben.

118 *André Baur*: 1904-1943, Stellvertretender Vorsitzender der UGIF.

119 *Eustacia*: Figur aus dem Roman *The Return of the Native* (1878, dt. *Die Rückkehr*) von Thomas Hardy, Schauplatz ist die Heidellandschaft Egdon Heath im Südwesten Englands.

122 *Der ewige Gatte*: Roman von Dostojewski, 1869.

125 *erster Ausflug*: Hélène Berr kümmert sich um eine Kindergruppe der UGIF; Robinson, heute Le Plessis-Robinson, ist ein beliebter Ausflugsort im Süden von Paris (Hauts-de-Seine).

126 *Erpressung*: Raymond Berr soll gegen Zahlung einer Kaution durch die Firma Kuhlmann freigelassen werden.

- *La Varenne*: In La Varenne-Saint-Hilaire (Val-de-Marne) unterhält die UGIF ein Waisenhaus und ein Kinderheim.

- *Rikki-Tikki-Tavi*: Erzählung von Rudyard Kipling aus *Das Dschungelbuch*, 1894.

- 28 *Mme Schwartz*: Thérèse Schwartz, nicht verwandt mit Hélène Berrs Schwager Daniel Schwartz.

- *Mein Sonntag daheim*: *My Sunday at Home* ist eine Erzählung aus *The Day's Work* von 1898; Hélène Berr nennt den französischen Titel: *Un beau dimanche anglais* (Ein schöner englischer Sonntag).

129 *Lancelot of the Lake*: Jean Morawiecki; nach dem altfranzösischen Prosaroman *Lancelot du Lac*.

130 *Montmorency*: Nördlich von Paris, im Departement Val-d'Oise, hier befanden sich Einrichtungen von zwei jüdischen Hilfswerken, dem *Ceuvre de Secours aux Enfants* und der *Organisation Reconstruction Travail*, dank deren Einsatz viele Kinder gerettet wurden.

- *Wolfsbuch*: *The Wolf Cub's Handbook*, Pfadfinder-Handbuch von Baden-Powell.

- *Sizeniers*: So heissen im Französischen die Leiter einer Sechser-schaft («sizaine»), einer Gruppe von sechs Wölfingen. – Die Pfadfinderorganisation *Éclaireurs Israélites de France* spielte, neben anderen Teilorganisationen der UGIF, eine wichtige Rolle in dem geheimen Netzwerk zur Rettung jüdischer Kinder.

132 *Boudot-Lamotte*: Madeleine Boudot-Lamotte ist die Sekretärin des Verlegers Gaston Gallimard.

- *Chardonne*: Jacques Chardonne, mit bürgerlichem Namen Jacques Boutelleau (1884-1968), war bereits vor dem Krieg ein sehr erfolgreicher Romancier. Ab 1940 setzte er sich vehement für die Kollaboration mit Deutschland ein, weshalb er nach der Befreiung für kurze Zeit im Gefängnis sass; das Gerichtsverfahren gegen ihn wurde 1946 eingestellt. André Boutelleau war sein Bruder.

- *Daphne Adeane*: Roman von Maurice Baring, 1927.

- *Clamart* – Südlich von Paris (Hauts-de-Seine), hier befand sich ein katholisches Waisenheim, das jüdische Kinder aufnahm.

133 *Pironneau*: Roger Pironneau, ein neunzehnjähriger Widerstandskämpfer, wurde am 29. Juli 1942 auf dem Mont Valérien erschossen.

134 *Doriotisten*: Von den Deutschen ermutigt, verübten die Anhänger des Faschisten Jacques Doriot (1898-1945) im Oktober 1941 mehrere Anschläge gegen Pariser Synagogen.

135 *Saint-Cucufa*: Grosser Wald westlich von Paris, in der Gemeinde Rueil-Malmaison (Hauts-de-Seine).

136 *Die Élyane Héberts*: Die französischen Juden.

138 *Pierre Masse*: Onkel von Hélène Berr's Freundin Françoise Masse und von Gérard Lyon-Caen. Der 1879 geborene hochdekorierte Weltkriegsveteran, Senator und Anwalt war am 20. August 1941 zusammen mit sechs anderen bekannten jüdischen Anwälten (Jean Weill, Théodore Valensi, Maurice Azoulay, Albert Ulmo, Gaston Crémieux, Édouard Bloch) verhaftet worden. Er wird am 30. September 1942 deportiert und am 4. Oktober in Auschwitz ermordet.

139 *das Lager*: Zwischen dem 17. Juli und dem 30. September 1942 wurden 34 000 Menschen von Drancy nach Auschwitz deportiert.

140 *Duchemin*: René Paul Duchemin, der Direktor der Firma Kuhlmann, hat viel für die Freilassung von Raymond Berr getan.

143 *Maison du prisonnier*: Das von der Propaganda-Staffel finanzierte «Gefangenenheim» an der Place Clichy Nr. 1 (9. Arrondissement) ist eine Anlaufstelle für die Familien der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland.

145 *Véronique*: Vermutlich Lieder aus der lange Zeit sehr beliebten Operette *Véronique* (1898) von André Messager, Libretto von Albert Vanloo und Georges Duval.

146 *Lokal*: Wahrscheinlich Räumlichkeiten der *Entraide temporaire*, einem Geheimnetz zur Rettung jüdischer Kinder.

- *Rue Vauquelin*: In der Nr. 9 befindet sich ein Wohnheim der UGIF für junge Mädchen (5. Arrondissement).

148 *Lamblardie*: Im Orphelinat Rothschild, in der Rue de la Lamblardie (12. Arrondissement).

151 *wenn er nicht mehr da ist*: Jean Morawiecki ist entschlossen, sich der von De Gaulle geführten Widerstandsorganisation *France libre* anzuschliessen. Es wird ihm gelingen, Frankreich in Richtung Spanien zu verlassen. Von da gelangt er schliesslich nach Nordafrika und meldet sich bei den *Forces françaises libres*. Er nimmt im August 1944 an der Invasion in der Provence teil und kommt im Frühjahr 1945 mit den alliierten Besatzungsmächten nach Deutschland.

153 *Registrieren*–. Seit Dezember 1941 besteht eine regelmässige Kontrolle für Juden, sie müssen ihren Ausweis, der in roten Buchstaben den Stempel JUDE oder JÜDIN trägt, auf der Polizeipräfektur bestätigen lassen.

155 *Rue de la Banque*–. Im 2. Arrondissement, hier befand sich an der Ecke zur Place des Petits-Pères der Hauptsitz des *Commissariat général aux questions juives*.

- *Neuigkeiten*–. Am 8. November landeten englisch-amerikanische Truppen in Nordafrika.

159 *J.M. Murry*: Wahrscheinlich liest Hélène Berr *Keats and Shakespeare* (1925) von John Middleton Murry (1889-1957). Der Schriftsteller, Kritiker und Zeitschriftenherausgeber wird von Aldous Huxley in dem am 3. Mai 1942 erwähnten Roman *Point counter point* in der Figur des Burlap karikiert.

160 *Nadine D.*: Nadine Destouches, Klavierlehrerin und Schülerin von Nadia Boulanger.

167 *Georges und Robert*: Georges und Robert Dreyfus waren die Söhne von Charles Dreyfus und Emilie Berr, einer Tante Raymond Berr's; ihre Schwester Suzanne war mit dem Anwalt Maurice Weill-Raynal verheiratet, der im August 1941 verhaftet und am 23. September 1942 deportiert wurde; siehe 31. Januar 1944.

168 *Hyperion*: «Denn jeder Mensch, dessen Seele kein Klumpen ist, / Hat Gesichte und würde sprechen, wenn er geliebt hätte / Und wohlgebildet wäre in seiner Muttersprache». – *The Fall of Hyperion I*, 13-15 (1819, postum 1856/1857 erschienen).

170 *der Gedanke an Françoise*: Françoise Bernheim wurde am 30. Juli 1943 bei der grossen Razzia in der Rue de la Bienfaisance Nr. 29 verhaftet und am 2. September nach Auschwitz deportiert; siehe Anm. zu S. 200.

172 *Frauen Stern*: Wölflinge und Frauen mit gelbem Stern; zu den *Thibaults* siehe Anm. zu S. 176.

175 *Neuilly*: Kinderheim der UGIF in Neuilly-sur-Seine, Rue Édouard-Nortier.

- *Lamarck*: In die Rue Lamarck Nr. 16 (18. Arrondissement), wo die UGIF ein Kinderheim unterhält; Hélène Berr hat die Kinder an der Gare d'Austerlitz von französischen Gendarmen übernommen.

176 *rote Robe*: Robert Dreyfus war Richter.

- *Julien Weill*: 1873-1950, Grossrabbiner von Paris, Onkel von André Baur.

- *«Häuser von Keats»*: Hélène Berr meint Keats' Theorie über das Denken, die er am 3. Mai 1818 in einem Brief an John Hamilton Reynolds ausdrückte: «I compare human life to a large Mansion of Many

Apartments». Keats vergleicht die verschiedenen Stufen des menschlichen Denkens mit einem «Haus mit vielen Wohnungen» und unterscheidet insbesondere «the infant or thoughtless Chamber» von «the Chamber of Maiden-Thought».

- *Die Thibaults*: Romanzyklus in acht Teilen (1922-1940) von Roger Martin du Gard; im siebten Teil (*Sommer 1914*) kommt Jacques, der jüngere der beiden Thibault-Söhne, kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs als Pazifist bei einer selbstmörderischen Flugblattaktion ums Leben.

177 *Peacock Pie*: Gedichtband von Walter de la Mare, 1913.

- *Agrégée*: Die vor Kurzem die Agrégation (Studienabschlussprüfung) abgelegt hat.

- *Hospiz*: Wahrscheinlich das Hospice Rothschild in der Rue de Picpus Nr. 76 (12. Arrondissement).

181 *Brief an Bailey*: Vom 28./30. Oktober 1817, an Benjamin Bailey.

- *Epilog*: Letzter Teil der *Thibaults*; die zitierte Stelle stammt aus dem V. Kapitel: «Rumelles lädt Antoine zu *Maxim's* ein». Antoine, der ältere der beiden Thibault-Söhne, erleidet 1917 in der Champagne eine Gasvergiftung, nach langen Qualen und den unausweichlichen Tod vor Augen, setzt er schliesslich seinem Leben selbst ein Ende.

184 *Auferstehung*: Von Lew Tolstoi; die weiteren Titel: *Juda der Unberühmte* von Thomas Hardy; *Island Magic* von Elizabeth Goudge; *The Wind in the Willows* von Kenneth Grahame; *A Farewell to Arms* von Ernest Hemingway; *Gone to Earth* von Mary Webb; *Trilogie shakespearienne* (*Hamlet*, *Mass für Mass* und *Der Sturm*) in der französischen Übersetzung von Guy de Pourtalès. Von Rainer Maria Rilke besass Hélène Berr: *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke* und *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*.

192 *This living hand*: «Diese lebendige Hand, so warm und fähig, / Fest zuzugreifen, würde dir, erkaltet, / Läg sie erst in des Grabes eisiger Stille, / Den Tag so peinigen, so die Träume kühlen, / Dass du dein eigenes Herz dir blutleer wünschtest, / Wenn mich nur rotes Leben neu durchströmte / Und dein Gewissen ruhig wär – sieh, hier ist sie – / Ich streck sie dir entgegen.» – «This living hand» (1819), Deutsch von Werner von Koppenfels.

- *Andrée*: Andrée Bardiau rettete Hélène Berrs Tagebuch und ihre Geige.

193 *Marina di Vezza*: Der Roman *Those Barren Leaves* (1925) von Aldous Huxley heisst in deutscher Übersetzung *Parallelen der Liebe*.

- *Epilog*: Die erste zitierte Stelle stammt aus dem XV. Kapitel («Briefe»), die folgenden aus dem XVI. Kapitel («Antoinettes Tagebuch»).

Antoinès Tagebuch aus den Monaten Juli bis November 1918 ist zum Teil für Jean-Paul geschrieben, den kleinen Sohn seines Bruders Jacques, von dessen Geburt Jacques nichts mehr erfahren hat.

195 *Axel Munthe*: In den Memoiren *Das Buch von San Michele* (1929).

199 *Bericht einer Grönland-Reise: Salamina*, 1935.

- *Die Jagd nach dem Schmark*: Nonsense-Ballade von Lewis Carroll, 1876.

- *Enfants-Malades*: Hôpital Necker, in der Rue de Sèvres Nr. 151 (15. Arrondissement).

200 *Mme Stern*: Juliette Stern (?-1963), Mitglied des Verwaltungsrates der UGIF und Leiterin der Abteilung 5 («Direction de l'Assistance») in der Rue de la Bienfaisance, hilft beim illegalen Verstecken von Kindern; am Tag der Razzia vom 30. Juli 1943 war sie, wie Hélène Berr, zufällig nicht in ihrem Büro gewesen.

- *Mme Dreyfus*: Thérèse Dreyfus und Léa Itic sind Sozialhelferinnen; die zwanzigjährige Léa Itic und ihre Familie werden am 7. Dezember 1943 nach Auschwitz deportiert.

-30. *Juli*: Im Verlauf des Jahres 1943 verschärfte sich die Judenverfolgung, es wurde kein Unterschied mehr gemacht zwischen französischen und ausländischen Juden, und auch die UGIF bot keinen Schutz mehr. Am 30. Juli 1943 hatte Alois Brunner, der seit Juni das *Judenreferat* leitete, bei einer grossangelegten Razzia in den Büros der Rue de la Bienfaisance Nr. 29 praktisch alle Angestellten verhaften lassen.

203 *Annie Digeon*: 1922-2003, heiratete Sylvère Monod (1921-2007); siehe 3. Juli 1942.

205 *Lord Jim*: Roman von Joseph Conrad, 1900; *A Sentimental Journey through France and Italy*. By Mr. Yorick, Reisebericht von Laurence Sterne, 1768.

206 *Come then*: Aus dem Versepos *Endymion* (Book IV, I. 279-280) von 1817.

210 *And I alone*: Bei Herman Melville lautet das Motto des Epilogs nach dem stereotypen Satz der Knechte aus Hiob 1,15-19: «And I only am escaped alone to tell thee» (Und ich allein bin entronnen, dass ich dir's ansagte).

211 *The pity of it*: «... wie schade dennoch, Jago! / Oh, Jago! wie schade, Jago!» – William Shakespeare: *Othello*, IV, 1 (Deutsch von Wolf Graf Baudissin).

213 *Françoise Woog*: 1914-2007, arbeitet im Hôpital des Enfants-Malades.

214 *Wolff*: Wahrscheinlich aus Lucien Wolff: *Keats*. (*Les grands écrivains étrangers*). Paris: Bloud & Gay 1929.

215 *Agrégatifs*: Studenten, die die Agrégation (Studienabschlussprüfung) vorbereiten.

219 *Brief von Yvonne*: Seit dem 11. November 1942 gibt es keine freie Zone mehr, als Reaktion auf die Landung der Alliierten in Nordafrika haben deutsche Truppen auch die südliche Hälfte Frankreichs besetzt. Damit verschärft sich die Judenverfolgung auch in jenem Teil des Landes, in dem sich Hélène Berr's Geschwister Jacques und Yvonne befinden.

224 *Winnie-the-Pooh*: Kindererzählungen von Alan Alexander Milne, 1926 (dt. *Pu der Bär*, 1928).

- *Rue Rodier*: In der Nr. 60 unterhält die UGIF ein Büro, wo Kleider gesammelt werden (9. Arrondissement).

226 *whinte*: Von engl. «whine» (jammern, klagen).

- *Kollaborateure*: Die UGIF spielte eine offizielle Vermittlerrolle zwischen deutschen Besatzern, Vichy-Regierung und jüdischer Bevölkerung, dafür wurde sie auch angefeindet.

229 *Mile Ch.*: Wahrscheinlich Lucie Chevalley-Sabatier (1882-1979), sie leitet seit 1924 den *Service social d'aide aux émigrants*, ein privates, interk confessionelles Hilfswerk für die Familien ausländischer Arbeiter, in dessen Schatten in Zusammenarbeit mit der *Entraide temporaire* und dem *Comité de la rue Amelot* jüdische Kinder an sichere Orte verbracht werden; siehe Anm. zu S. 265 und Denise Milhaud.

231 *Boulevard de la Gare*: Zwischen Boulevard de la Gare (heute Bd Vincent-Auriol) und Quai de la Gare (heute zum Teil Quai François-Mauriac und Quai Panhard-et-Levassor), auf dem Areal des Güterbahnhofs Austerlitz im 13. Arrondissement, befand sich eines der insgesamt sechs Pariser Zentren mit riesigen Lagerhallen für geraubtes jüdisches Eigentum. Das von den Nazis requirierte grosse Möbelgeschäft Wolf Lévitans an der Rue du Faubourg-Saint-Martin im 10. Arrondissement (Nähe Gare de l'Est) war ebenfalls ein solches Zentrum. Hier mussten vor allem sogenannte «conjoints d'aryens» arbeiten, mit Nichtjuden verheiratete Juden, die im Allgemeinen nicht deportiert wurden.

- *blockiert*: Blockierte Kinder sind Kinder, die nach der Deportation ihrer Eltern von deutschen oder französischen Behörden den Waisenhäusern der UGIF übergeben wurden und diese nicht verlassen durften. Die meisten dieser Kinder wurden später ebenfalls deportiert.

232 *Katyn*: Im April 1943 entdeckte die deutsche Wehrmacht in einem Wald bei Katyn Massengräber mit den Leichen mehrerer Tausend polnischer Offiziere. Die NS-Propaganda beschuldigte die Sowjetunion des Massakers, Stalin hingegen schob die Verantwortung auf Deutsch-

land. Erst 1990 bestätigte die Sowjetunion offiziell, dass die polnischen Offiziere zu Beginn des Jahres 1940 von Einheiten des Innenministeriums NKWD ermordet worden waren.

234 *Dialog Platons*: Als Shelley seine *Defence of Poetry* schrieb, arbeitete er gleichzeitig an einer Übersetzung von Platons *Gastmahl*, für Shelley erfüllt der Dichter eine priesterliche Funktion, er führt die Menschheit zu Höherem.

235 12. Dezember: Tag einer gezielten Judenrazzia, bei der in Paris von Feldgendarmerie und französischer Polizei 743 Männer französischer Staatsangehörigkeit verhaftet wurden: Ärzte, Apotheker, Anwälte, Lehrer, Ingenieure, Kaufleute, «Agenten im Sold der englisch-amerikanischen und sowjetischen Geheimdienste», «einflussreiche und für ihre politischen Hasskampagnen bekannte Juden», wie es im Nazi-Jargon hiess. Dazu kamen noch 300 ausländische Juden, um die Zahl 1'000 für einen Deportationszug vollzumachen. Zudem wurden am 12. Dezember 1941 zahlreiche jüdische und nichtjüdische Geiseln erschossen.

236 *Tante Marianne*: Tante Marianne und Onkel Émile sind Geschwister von Hélène Berr's Grossmutter Berthe Rodrigues-Ély (geb. Leven); Tante Laure (1849-1932), verheiratet mit Charles Nathan, war die Schwester von Berthes Ehemann Camille Rodrigues-Ély (1854-1922) und eine enge Freundin von Marcel Prousts Mutter.

239 *Adonais*: «Er hat sich hinausgeschwungen über den Schatten unserer Nacht; / Neid und Verleumdung und Hass und Schmerz / Und jene Unrast, welche die Menschen fälschlich Freude nennen, / Können ihn nie wieder berühren, nie wieder quälen; / Vor der schleichenden Ansteckung durch den Makel der Welt / Ist er gefeit, und nie kann trauern nun / Ein Herz, das erkaltete, ein Haupt, das ergraute, vergeblich...» (40, 352-358). – *Adonais. An Elegy on the Death of John Keats*, Elegie in 55 Strophen von Percy Bysshe Shelley, verfasst, nachdem John Keats am 23. Februar 1821 in Rom an Lungenschwindsucht gestorben war.

240 *Erinnerung an Bayonne*: Die Familie Rodrigues-Ély hat Vorfahren aus Bordeaux und Bayonne, wo sie auch oft die Ferien verbrachte.

241 *not again*: «Und Tod soll sein wie letzte Zärtlichkeit / Einer, die, was sie gab, nimmt: wie die Mutter / Ihr Kind umfangend, spricht: ‚Geh nie mehr fort.‘» – P.B. Shelley: *Der entfesselte Prometheus* III, 3 (1820, Deutsch von Rainer Kirsch).

242 *was hate*: «Schmeichelnd dem, den sie fürchteten voll Hass». – *Der entfesselte Prometheus* III, 4.

- *intense inane*: «Den höchsten Stern des unerstiegenen Himmels /

Die trübe Zinne eines dichten Nichts.» – *Der entfesselte Prometheus* III, 4.

- *among the night!*. Das Gedicht «Bright Star!» von John Keats beginnt mit den Worten «Bright Star! would I were steadfast as thou art – / Not in lone splendour hung aloft the night» («Du heller Stern! wär ich so stet wie du – / Nicht einsam strahlend, hochgehängt in Nacht», Deutsch von Werner von Koppenfels).

- *morning beams!*. «Wie Wellen springen im Morgenlicht!» – *Der entfesselte Prometheus* IV.

- *desert year*. «Hungrige Hunde waren die Stunden / Die hetzten den Tag wie blutendes Wild / Dass er hinkte und taumelte, schwach von Wunden / Durch des öden Jahres trübes Gefild.» – *Der entfesselte Prometheus* IV.

243 *M. Collomp*: Die Universität Strassburg zog sich im September 1939 nach Clermont-Ferrand zurück, wo im Herbst 1940, nach dem Anschluss von Elsass-Lothringen an das Deutsche Reich, die Vorlesungen wiederaufgenommen wurden. Sie entwickelte sich rasch zu einem aktiven Zentrum des Widerstands. Am 25. November 1943 organisierte die Gestapo eine grossangelegte Razzia, in deren Verlauf der Papyrologe Paul Collomp erschossen wurde, 1200 Personen wurden festgenommen, 110 davon blieben in Haft.

245 *Tschechow*: Hélène Berr könnte diesen Satz auch im sechsten Teil der *Thibaults* gelesen haben, in *Der Tod des Vaters* wird er im VII. und im XIII. Kapitel zitiert.

- *M. B.*: Monsieur Bernheim, der Vater von Françoise Bernheim, und Madame Weill, die Mutter von Thérèse Schwartz.

246 *der letzte Schub*: Im Französischen ist «la dernière fournée» ein geläufiger Ausdruck, der jedoch aus heutiger Sicht besonders grauenvoll klingt, weil «fournée» (four = Ofen) soviel wie «Ofenfüllung» bedeutet; siehe auch 15. Februar 1944, wo Mme Loewe sagt: «wir werden beim gleichen Schub sein».

248 *in ihrem Zustand*: Hélène Berrs Schwester ist schwanger.

251 *die André Bours*: André Baur war am 21. Juli verhaftet und nach Drancy gebracht worden, seine Frau Odette und die vier Kinder (Pierre, 10, Myriam, 9, Antoine, 6, und Francine, 3) am 10. September; sie wurden am 17. Dezember 1943 nach Auschwitz deportiert.

252 *Darnand*: Joseph Darnand (1897-1945), ein rechtsextremer Fanatiker und glühender Anhänger der Kollaboration, begründete im Januar 1943 die französische Miliz, eine politische und paramilitärische Polizei zur Bekämpfung des Widerstands. Im Sommer 1943 wurde er SS-Sturmbannführer, und im Dezember 1943 ernannte ihn Pétain unter dem Druck der Besatzungsmacht zum Generalsekretär des «Maintien de

l'ordre», also zum obersten Polizeichef. Von da an verschärfte die Miliz noch ihre Aktionen gegen Widerstandskämpfer und Juden.

253 *Sauckel*: Fritz Sauckel (1894-1946), Gauleiter in Thüringen, war seit Frühjahr 1942 zuständig für alle ausländischen Arbeitskräfte und damit auch für deren Rekrutierung in Belgien, in den Niederlanden und in Frankreich. Er kam regelmässig nach Frankreich, um die Zahl der durch *Relève* und *STO* zwangsverpflichteten Arbeiter zu erhöhen.

255 *Gérard*: Gerard Mantoux; siehe 14. November 1943.

256 *Dienstflüchtigen*: Junge Franzosen zwischen 20 und 22, die sich dem *STO*, dem Zwangsarbeitsdienst im Deutschen Reich, hatten entziehen wollen. Die SNCF ist die «Staatliche französische Eisenbahngesellschaft».

258 *Zertifikat*: Das «Certificat d'études supérieures» war das Abschlusszeugnis nach dem dritten Studienjahr und entspricht etwa der heutigen «Licence».

259 *Mme Schwartz*: Wahrscheinlich Lapsus für «die Mutter von Mme Schwartz», also Mme Weill.

261 *Julien-Lacroix*: In der Rue Julien-Lacroix Nr. 37 (20. Arrondissement) befand sich ein Ambulatorium der UGIF.

262 *Deloncle*: Der 1890 geborene Politiker Eugène Deloncle war zunächst Mitglied der rechtsextremen *Action française*, 1935 gründete er die sogenannte *Cagoule (Comité secret d'action révolutionnaire)* und 1940 den faschistischen *Mouvement social révolutionnaire*. Er wurde gemeinsam mit seinem Sohn von der Gestapo ermordet, wahrscheinlich wegen Verbindungen zur Abwehr.

264 *Rucksack*: Deutsch im Text.

265 *Mme Milhaud*: Denise Milhaud, oberste Sozialhelferin der Kinderheime der UGIF, und ihr Mann, der Arzt Fred Milhaud, betreiben ein geheimes Netz zur Rettung jüdischer Kinder, die *Entraide temporaire*, der es im Raum Paris gelingt, rund fünfhundert Kinder in Sicherheit zu bringen. Insgesamt wurden etwas über 10 000 Kinder deportiert, von denen knapp 2 000 noch keine 6 Jahre alt waren. Hélène Berr arbeitet seit 1941 bei der *Entraide temporaire*, ebenso ihre Cousine Nicole S.

- *Mme W.*: Mme Weill, Mutter von Thérèse Schwartz und Grossmutter von Danielle und Pierre.

267 *Familie W.-R.*: Weill-Raynal; Jean-Paul ist der Verlobte von Hélène Berrs Cousine Nicole S.

274 *bei den L.s.*: Bei der Familie Loiseiet.

275 *Mitglied des Personals*: In Orly unterhielt die UGIF ein Altenheim.

276 *PJ*: Steht für PqJ, *Police aux questions juives* (Polizei für Judenfragen).

283 *Horror!*: Hélène Berr erinnert sich an Macduffs «O horror! horror! horror!» in der Pförtnerszene von *Macbeth* (II, 3).

ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Hélène Berr's Tagebuch wurde bei seinem Erscheinen in Frankreich sofort als eines der bedeutendsten Zeugnisse zur Shoah erkannt. Nur selten ist die Situation der französischen Juden unter der deutschen Besatzung in einer so grossen Nähe und aus einem so persönlichen Erleben heraus geschildert worden. Die Jahre der Okkupation sind für das französische Geschichtsbewusstsein bis heute von allergrösster und immer noch wachsender Bedeutung, in Deutschland dagegen vergleichsweise wenig bekannt. Zahlreiche Einzelheiten werden dem deutschen Leser sehr viel weniger sagen als dem französischen. Für die deutsche Ausgabe wurden deshalb die Anmerkungen der französischen vollständig überarbeitet und wesentlich erweitert. Bei einzelnen Schreibungen vor allem von Eigennamen wurden gegenüber der französischen Ausgabe Korrekturen vorgenommen, die sich mittlerweile auch in französischen Neuauflagen finden. Hélène Berr's Nichte Mariette Job hat ihr Nachwort für diese Ausgabe fortgeschrieben, ihr sei an dieser Stelle für die grosszügige Beantwortung von Fragen im Verlauf der Übersetzung herzlich gedankt.

Hilfreich für den nicht-französischen Leser dürfte auch eine summarische Übersicht über die statistische Situation der jüdischen Bevölkerung in Frankreich sein (zu den verschiedenen Schätzungen siehe Jean-Pierre Azéma: *De Munich à la Libération, 1938-1944*, Paris 1979, André Kaspi:

Les Juifs pendant l'Occupation, Paris 1991/1997 und Michel Laffitte: *Juif dans la France allemande*, Paris 2006). Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im September 1939 lebten in Frankreich insgesamt zwischen 300'000 und 330'000 Juden unterschiedlichster Herkunft. Der Anteil der französischen Juden betrug ungefähr ein Viertel, ein weiteres Viertel hatte die französische Staatsbürgerschaft erworben. Zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung lebten in Paris und Umgebung. Nach einer Aufstellung von Serge Klarsfeld (*Le Mémorial de la déportation des juifs en France*, Paris 1978, und *Vichy-Auschwitz. Le rôle de Vichy dans la solution finale de la question juive*, Paris 1983-1985) wurden zwischen Frühjahr 1942 und Sommer 1944 aus Frankreich mindestens und nachweisbar 75'721 Juden deportiert, davon 10'147 Kinder: 1893 unter 6 Jahren, 4'129 zwischen 6 und 12, 4'125 zwischen 13 und 17. Von diesen 75'721 Deportierten waren rund 15'000 alteingesessene Franzosen und 60'000 Ausländer bzw. erst seit einigen Jahren Eingebürgerte, denen die französische Staatsangehörigkeit von der Vichy-Regierung wieder aberkannt worden war. Etwa 2'200 Deportierte überlebten.

Bei Hélène Berr's Tagebuch handelt es sich nicht um einen literarischen Text, sondern um ein Dokument, das unter zuweilen dramatischen Umständen schnell niedergeschrieben wurde und Verknapungen oder ganz wenige kleine Ungeschicklichkeiten enthält. Gerade deshalb besticht es durch seine sprachliche und erzählerische Qualität. Die deutsche Übersetzung versucht diese Eigenschaften so getreu wie möglich wiederzugeben und damit die Unmittelbarkeit von Hélène Berr's Stimme zu bewahren.

Elisabeth Edi
November 2008

INHALT

<i>Vorwort von Patrick Modiano</i>	5
Tagebuch	
1942	15
1943	167
1944	255
Anhang	
<i>Brief Hélène Berr</i>	287
<i>Nachwort von Mariette Job</i>	289
<i>Hélène Berr Familie</i>	299
<i>Anmerkungen zum Tagebuch</i>	300
<i>Zur deutschen Ausgabe</i>	317